

Timothy Stahl **DAS**
PROMETHEUS
MOSAİK Thriller



Timothy Stahl

DAS
PROMETHEUS
MOSAIK

Thriller



LÜBBE DIGITAL

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG
erschiedenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Originalausgabe

Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf die
Vermittlung
der Autoren- und Verlagsagentur Peter Molden, Köln

© 2009 by Timothy Stahl und
Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Angela Küpper

Lektorat: Jan F. Wielpütz

Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-0330-5

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: [www.lesejury.de](http://www lesejury.de)

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

FÜR SANDY,
DIE HELDIN UNSERER GESCHICHTE

PROLOG

AUCH DAS ZUFÄLLIGSTE IST NUR
EIN AUF ENTFERNTEREM WEGE
HERANGEKOMMENES
NOTWENDIGES.

ARTHUR SCHOPENHAUER

SCHOTTLAND, NAHE EDINBURGH, NACH MITTERNACHT

In seinem merkwürdigen Traum bekam der Junge kaum noch Luft. Jemand, etwas, ein Ungeheuer schien ihm alle Luft *wegzuatmen*. Dieses Gefühl folgte ihm ins Aufwachen hinein und wurde wirklich. Eine große, kräftige und vor allem heiße Hand schien sich ihm auf Mund und Nase zu pressen. Und als es ihm endlich doch gelang, wenigstens einen kleinen, flachen Atemzug zu tun, brannte ihm das bisschen Luft in Mund und Rachen, so ähnlich wie der winzige

Schluck Whisky, den er einmal aus Papas fast leerem Glas stibitzt hatte und der ihm auf der Zunge explodiert und wie etwas Brennendes durch den Hals und in den Bauch hinuntergelaufen war.

Doch diese Empfindung, die den Jungen in dem kleinen Reich zwischen Schlafen und Wachen überfiel, erstickte in seinem Kopf unter der Macht einer anderen Erinnerung.

Er dachte an Ägypten. An den Urlaub, den er dort im vorigen Sommer mit Mama und Papa verbracht hatte. An den schlimmen Sonnenbrand, den er sich im Tal der Könige geholt hatte. Seine Haut hatte gespannt, als sei er plötzlich gewachsen und sie nicht mit ihm, bis sie schließlich aufgesprungen war und sich

abgelöst hatte und das Fleisch darunter gleich hatte mitnehmen wollen ... Dort in der Wüste war es so glühend heiß gewesen wie in einem Backofen. Aber doch nicht so heiß wie ...

... wie hier. Jetzt. In seinem Zimmer. Und mit dieser Erkenntnis ließ der Schlaf vollends von ihm ab.

Der Junge fuhr hoch und schlug die Augen auf. Seine Lippen öffneten sich, platzten förmlich auseinander unter einem Schrei, der ihm aus der Kehle brach, getrieben von explodierendem Schmerz. Denn im Aufsetzen riss es ihm die Haut vom Rücken. Vor Schmerz schreiend und die Augen blind vor Tränen, tastete er nach hinten, fühlte feuchtes Fleisch auf seinem Rücken und

etwas Klebriges auf der Matratze – der Rest seines Schlafanzugs, die Masse, zu der die Hitze Haut und Kleidung verschmolzen hatte.

Wieder ging ihm ein sonderbarer Gedanke durch den Kopf, als versuche sein Unterbewusstsein ihn mit allen nur möglichen Mitteln von den Schmerzen abzulenken. Wie durch einen Nebel sah er im Geiste den Besitzer der Imbissbude, an der Mama und er auf dem Heimweg vom Kindergarten immer vorbeikamen. Der Mann stand an seinem Grill und legte vor Marinade triefende Steaks auf. Die Flammen leckten zwischen den Gitterstäben des Rostes nach oben. Nur stieg der damit einhergehende Geruch nicht bloß in

seiner Vorstellung auf. Der Junge roch ihn wirklich. Doch es war nicht der Geruch von gegrillten Steaks, sondern der Gestank verbrannten Fleisches. *Seines* Fleisches.

Und dieses Wissen machte den Schmerz noch tausendmal schlimmer, als er es ohnehin schon war. Schmerz, der sich nun nicht mehr auf seinen gehäuteten Rücken beschränkte, sondern in jede Stelle seines Körpers biss und sich hineinfräß, bis auf die Knochen hinunter.

Der Junge wollte Luft holen für einen neuerlichen Schrei, glaubte jedoch, pures Feuer einzusatmen. Feuer, das jedes bisschen Sauerstoff im Zimmer aufgebraucht hatte. Feuer, das sein Zimmer schon verschlungen hatte.

Alles um ihn herum stand lichterloh in Flammen. Er konnte nur Umrisse ausmachen und errahnen, wo hinter der wogenden Feuerwand die Tür und das Fenster lagen.

Als wollten sie die mangelnde Sicht ausgleichen, schienen seine Ohren sich doppelt anzustrengen. Auf dem Bett kauend, weil keine Flucht möglich war, und vor Angst und Schmerzen wimmernd, vernahm er ganz deutlich das Knistern und Knacken, mit dem das Feuer die Holzmöbel verzehrte, und das Zischen, als sein Plastikspielzeug schmolz und schmorte.

Über allem hörte er, seltsamerweise, seinen Wecker, den Mama ihm damals am Abend vor seinem ersten

Kindergartentag auf den Nachttisch gestellt hatte und dessen ewiges Ticken er längst nicht mehr bewusst wahrgenommen hatte. Bis jetzt.

Und er hörte seinen Namen. Sein Vater rief ihn, ganz nah und doch unerreichbar fern. Gleich vor der Tür musste er stehen. Ebenso gut hätte er auch am anderen Ende der Stadt oder sogar der Welt stehen können. Denn durch diese Tür schien kein Hereinkommen mehr, weil die Flammen sie wie eine Barrikade blockierten.

Doch schiere Verzweiflung öffnete viele Türen ...

Ein dumpfer Schlag ertönte, wie von jemandem, der nebenan Holz hackte. Ein zweiter, dieser gefolgt von einem

Knirschen und Knacken, als würde ein Baum gefällt. Und ebenso langsam wie ein fallender Baum kippte die Tür, die sein Vater aufgetreten haben musste, ins Zimmer herein, brennende Schweife nach sich ziehend.

Jenseits des Waberns und Flackerns malte sich ein dunkler Schemen mit scheinbar ständig verschwimmenden Umrissen ab, nicht wirklich zu erkennen, und doch machte der Junge den Schemen eindeutig als seinen Vater aus.

Im Hintergrund, viel weiter weg als sein Vater, versuchte seine Mutter nach ihm zu rufen, brachte allerdings nur ein schmerzerfülltes Weinen zustande. Vater rief ihr zu, sie solle gehen, aus dem Haus laufen, schnell, und sie antwortete ihm

mit schriller Stimme. Nur was sie sagte, konnte der Junge nicht verstehen ...

... weil ihm in diesem Moment das Feuer schier in die Ohren brüllte.

Einen Atemzug lang bekam er genug Luft in die Lungen, um der Ohnmacht zu entgehen, die sich seiner erbarmen wollte. Von irgendwoher fegte Wind ins Zimmer, und die Flammen plusterten sich in dem Schwall frischen Sauerstoffs auf.

Der Junge versuchte vor der Hitze zurückzuweichen. Heiße Tränen liefen ihm aus den brennenden Augen über das Gesicht, von dem sich die Haut löste wie die welke Schale eines verschrumpelten Apfels.

Wieder schaute er, voller Hoffnung

und doch längst hoffnungslos, zu seinem Vater. Der rang wie mit unsichtbaren Gegnern, wollte sich den Weg zu ihm freikämpfen, nur bissen und schlugen die Flammen nach ihm und trieben ihn für jeden Schritt, den er näher kam, um zwei zurück.

Durch die Hitze hindurch strich plötzlich etwas Kühles, Körperloses über das verbrannte Gesicht des Jungen. Reflexartig drehte er den Kopf.

Das Fenster.

Es war offen. Jemand hatte es geöffnet.

Und herein stieg der Tod.

Er kam durch das Feuer und den Rauch auf ihn zu, wie in den alten Sagen und Märchen – in dunkler Gestalt, das

Gesicht ein knochenbleicher Fleck unter einer Kapuze und nur für einen winzigen Augenblick überhaupt als Gesicht zu erkennen.

Der Junge wollte sich nicht fürchten. Er wollte den Tod als Retter sehen, als Erlöser von den furchtbaren Schmerzen, die ihm das Feuer bereitete.

Leben konnte ein Mensch derart verbrannt nicht mehr. Das wusste auch ein Kind.

Also lieber sterben. Und zwar schnell.

Trotzdem hatte er Angst. Trotzdem schrie er auf unter der kalten Berührung der Hände, die sich um sein rotes, rohes Fleisch legten und ihn aus dem brennenden Bett hoben. Dieses winzige

Quäntchen zusätzlichen Schmerzes war der eine Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Die Ohnmacht legte sich über ihn wie eine wohlig warme, alles Licht und jeden Laut schluckende Decke.

Das Feuer schien zu erlöschen und mit ihm alle Schmerzen. Jeder Ton verstummte. Auch das Ticken des Weckers.

Dann nahm der Tod den Jungen mit.

Und auf der Schwelle zurück ins Leben blieben sie stehen.

Stunden danach

»Bitte lass ihn nicht sterben.«

Der Mann hörte die Stimme seiner Frau, leise wie im Gebet. Er drehte den Kopf. Mit gefalteten Händen saß sie, kleiner und zerbrechlicher wirkend als sonst ... als vor ein paar Stunden noch ... auf dem Stuhl neben ihm. Er war nicht sicher, wem ihr Flehen eigentlich galt – ihm, dem Herrn, oder ihm selbst, ihrem Ehemann, dem Vater des Jungen, um den sie weinte, wie sie noch nie geweint hatte.

Wieder löste sich eine Träne von ihrem Gesicht, das selbst jetzt noch schön war, da Angst und Verzweiflung ihm ihre Stempel aufdrückten.

Der Junge, ihr gemeinsamer Sohn, lag isoliert, nackt und rot unter dem

keimfreien Sauerstoffzelt. Es spannte sich über ihm wie der Himmel einer anderen, kleinen Welt, in der man dem Tod näher war als dem Leben. Seit der Feuerwehrmann – dessen Namen sie nicht kannten – ihn aus ihrem brennenden Haus gerettet hatte, war der Junge ohne Bewusstsein. Reglos und stumm kämpfte er ums Überleben, nachdem die Ärzte der Brandklinik für ihn getan hatten, was in ihrer Macht stand.

Es war nicht genug gewesen. Man brauchte kein Mediziner zu sein, um das zu wissen. Und sowohl der Mann als auch seine Frau waren in der Materie ausreichend bewandert, um zu verstehen, was Dr. McMullan lediglich angedeutet hatte: Der Junge würde sterben, wenn

nicht ...

Wenn nicht ein Wunder geschieht,
dachte der Mann.

Er wollte die Hand nach seiner Frau ausstrecken, ließ es dann jedoch sein. Ihre Augen waren zwar noch auf den Jungen gerichtet, nur schienen sie etwas anderes zu sehen. Vielleicht blickten sie zurück auf bessere Zeiten, auf all die schönen Augenblicke, die sie als Familie erlebt hatten. Er wollte sie nicht in dieser Erinnerung stören, nur um sie in die grausame Gegenwart, an das Sterbebett ihres Sohnes zurückzuholen. Stattdessen senkte er den Blick auf seine Hände, betrachtete sie lange und ballte sie zu Fäusten. Es waren Hände, in denen das Zeug lag, ein Wunder zu

bewirken, wie es hier vonnöten war.

Obwohl er Wissenschaftler war, glaubte er an eine ursprüngliche schöpferische Allmacht – oder vielleicht auch, gerade *weil* er Wissenschaftler war. Als solcher wusste er, dass es eine Grenze gab, hinter der der menschliche Verstand nicht mehr ausreichte, um zu begreifen. Und so glaubte er auch, dass Gott es gewesen sein mochte, der ihm dieses Zeug in die Hände gelegt hatte: eine einzigartige Gabe, die zu nutzen und anzuwenden nun seine Aufgabe war.

Dieser Herausforderung hatte er sich in seinem Beruf gestellt, und er war auf dem besten Wege, sie zu meistern – wenn man ihn nur gewähren ließe. Doch immer wieder wurden ihm Hürden in

den Weg gestellt, von der Öffentlichkeit und seinen Kollegen gleichermaßen.

Ignoranten, dachte der Mann.

Ignoranten, die sich weigern, über den heutigen Tag hinauszuschauen.

Selbst jemand wie Paul Berg, einer der Pioniere auf seinem Fachgebiet, ein Mann, den er von Anfang an auf seiner Seite gewähnt hatte, forderte seit neuestem ein Moratorium für Forschungen, wie er sie selbst betrieben hatte. Er sei an einem Punkt angelangt, an dem ihm die Aussicht auf die Zukunft Angst bereite, hatte Berg erklärt. Das war lächerlich. Und es war eine Anmaßung, nicht nur jenen Wissenschaftlern gegenüber, die mit ihm in diese Richtung strebten, sondern auch

eine Bevormundung all jener Menschen, denen die Resultate solcher Arbeit eines Tages das Leben erleichtern oder sogar retten mochten.

Wie unserem Jungen ...

Der Mann schämte sich. Anstatt mit unsichtbar gefesselten Händen an diesem Bett zu hocken, hätte er aufstehen müssen ... nein, er hätte gar nicht hier *sitzen* dürfen, sondern hätte längst *am Werk* sein sollen, mehr noch, eigentlich müsste er es schon getan *haben*, um vorbereitet zu sein für einen Fall wie diesen. Dann hätte er jetzt nur noch zugreifen müssen, um dem Jungen zu helfen.

Doch er hatte es sich *verbieten* lassen. Er war inkonsequent gewesen, feige. Und jetzt fehlten ihm schlicht die

Mittel dazu. Der Wille war da, so stark wie nie – nur *wo* hätte er es tun, *wie* alles Nötige in die Wege leiten sollen?

Unmöglich ...

Das Wort, welches er verachtete und erfolgreich aus seinem Denken verbannt hatte, traf ihn nun wie ein Hammerschlag hinter die Stirn. Er schloss die Augen, atmete ein paar Mal tief durch und spürte, wie sich die beginnende Rage in seinem Innern wieder legte.

Bisher hatte er Berg und andere seines Schlages nicht verstehen können. Doch hier, an der Seite seines todgeweihten Sohnes, begriff er endlich. Jetzt wusste er, was Berg und all seinen Gesinnungsgenossen fehlte: ein ureigener Grund, dorthin vorzustößen,

wo noch kein anderer Mensch sich hingewagt hatte. Eine persönliche Motivation, wie *er* sie nun besaß.

Er wollte das Leben seines Sohnes retten. Und er hätte es wohl gekonnt, wenn man ihm nur erlaubte, das zu tun, was er für möglich hielt und was er mit seiner Gabe erreichen konnte. Nur ließ man ihn nicht. Moral und Gesetze banden ihm die Hände – so lange jedenfalls, wie er an einem staatlich finanzierten Forschungsinstitut tätig war und damit, mehr oder weniger, im Licht der Öffentlichkeit stand. Bisher hatte er geglaubt, er selbst, sein Wissen und auch die Neugier, die ihn wie ein Motor antrieb, seien dort am besten aufgehoben, weil seine Forschungen in

einer solchen Position von größtem Nutzen sein konnten. Die Erfolge, die in Einrichtungen dieser Art erzielt wurden, kamen über kurz oder lang *allen* Menschen zugute und füllten nicht in erster Linie irgendwelchen Vorstandsmitgliedern, Aktionären und den Forschern selbst die Taschen, wie es in der freien Wirtschaft der Fall war.

So hatte er bisher gedacht.

Jetzt wünschte er sich, er hätte eines der lukrativen Angebote angenommen, die man ihm in den vergangenen Jahren unterbreitet hatte, als sein Name und Ruf die Runde gemacht hatten. Erst vor ein paar Wochen hatte er, edelmütiger Narr, der er war, wieder eines abgelehnt. Hätte er nur zugesagt, würde er

vielleicht jetzt schon an einer potenziellen Rettung seines Sohnes arbeiten, anstatt ihm tatenlos beim Sterben zusehen zu müssen.

»Lass ihn nicht sterben.«

Diesmal galten die Worte seiner Frau eindeutig ihm. In Gedanken versunken, hatte er nicht bemerkt, dass sie sich ihm zugewandt hatte. Erschrocken schaute er auf und sah in ihr Gesicht, an dem die Zeit spurlos vorübergezogen war seit jenem Tag, als das Schicksal sie an der Universität von Edinburgh zusammengeführt hatte, erst als Kollegen, dann als Paar. Nur ihre Augen waren nicht mehr die Augen von damals, nicht mehr die Augen einer Wissenschaftlerin, sondern die einer

Mutter. Einer Mutter, die jetzt fast umkam vor Bangen um das Leben ihres Sohnes.

»Wir dürfen ihn nicht sterben lassen«, sagte sie leise und erstaunlich bestimmt. Dann suchte und fand ihr Blick wieder das rote, mit Brandblasen übersäte Gesicht des Jungen hinter der Klarsichtplane und streichelte es, wie sie es mit den Händen nicht durfte.

Der Mann betrachtete die Szene schweigend. Auch er durfte mit seinen Händen nicht tun, was er tun wollte. Dabei wäre es als Vater doch seine Pflicht gewesen, alles in seiner Macht Stehende in die Wege zu leiten. Von neuem verlor er sich in einem Labyrinth aus düsteren Gedanken, in dem ihm der

Weg zum einzigen Licht verwehrt blieb.

Er hörte nicht, wie die Tür hinter ihnen aufging. Er spürte nur den kühlen Schwall, der vom Gang hereinwehte und die Folie des Sauerstoffzelts kaum merklich bewegte. Entfernte Stimmen draußen auf dem Flur wurden kurz lauter und fast verständlich, um dann wieder zu verstummen, als die Tür sich schloss. Wahrscheinlich eine Krankenschwester, die nach dem Rechten sehen wollte, vielleicht auch Dr. McMullan, der Chefarzt, der mit seinem Latein am Ende war, dachte der Mann.

Auch seine Frau rührte sich nicht. Sie hatte offenbar nicht bemerkt, dass jemand hereingekommen war. Womöglich blickte sie aber auch nur

deshalb nicht auf, weil sie Angst hatte vor der Wahrheit über den Zustand ihres Sohnes, die jetzt ausgesprochen werden könnte. Es verging fast eine Minute, in der nichts geschah. Weder sie noch ihr Mann sahen sich um. Auch die Person, die ins Zimmer gekommen war, trat ihrerseits nicht näher, schien nicht einmal zu atmen, so still war es im Raum, sah man ab von dem leisen Summen der Apparate, an die der Junge angeschlossen war.

Schließlich drehte der Mann sich doch um. Nur um nachzusehen, ob er sich nicht getäuscht hatte.

Das hatte er nicht. Jemand war ins Zimmer gekommen. Allerdings handelte es sich weder um eine

Krankenschwester noch um Dr. McMullan oder einen anderen Arzt. Es war ein Fremder, der da mit dem Rücken zur geschlossenen Tür stand und den er im allerersten Moment für einen Pfarrer im Talar hielt – ein Anblick, der ihm in dieser Situation einen tief ins Herz reichenden Stich versetzte. Dann erkannte er seinen Irrtum und die Kleidung des Mannes als das, was sie wirklich war: ein langer, nass glänzender Mantel, über dessen schwarzem Kragen der weiße eines Hemdes hervorstand.

Etwas kam ihm vertraut vor an dem Fremden, so als hätte er ihn irgendwo schon einmal gesehen. Nicht unbedingt persönlich, vielleicht nur auf einem

Foto. Ganz sicher war er sich dessen jedoch nicht. Und ein Name wollte ihm schon gar nicht einfallen. Dennoch löste der Anblick des Fremden etwas in ihm aus, das er in dieser dunklen Stunde nicht mehr erwartet hatte: Hoffnung.

Er hatte nicht die leiseste Ahnung, woher ein solches Gefühl rühren sollte. Aber er spürte es, einen Augenblick lang jedenfalls – nämlich als sein Blick dem des Fremden zum ersten Mal begegnete, wie angezogen von dem auf fast unwirkliche Art leuchtenden, kristallartigen Grün seiner Augen.

Der Bann verging, hatte wohl kaum eine Sekunde gewährt, und der Fremde trat näher. In der Linken hielt er einen Hut, der feucht war vom Schneeregen

draußen, die Rechte hatte er tief in der Manteltasche verborgen. Mit wachem Blick musterte er den am Bett sitzenden Mann.

»Bitte verzeihen Sie, Herr Doktor«, sagte der Fremde. Er sprach Deutsch, das dem Klang nach auch seine Muttersprache war.

Der Mann auf dem Stuhl stutzte, nickte aber nur, anstatt etwas zu sagen, abgelenkt von seiner Frau, die sich nun auch umdrehte. Und ihre Miene spiegelte genau dasselbe Gefühl wider, das auch ihn überkommen hatte, als der bannende Blick dieser grünen Augen ihn zum ersten Mal getroffen hatte.

»Ich weiß, was Sie empfinden und was Ihnen im Kopf herumgeht, Herr

Doktor«, sagte der Fremde.

»Woher wollen Sie ...«, begann der Mann, ebenfalls auf Deutsch, auch seine Muttersprache.

»Doch, doch, glauben Sie mir nur«, unterbrach ihn der andere. »Ich weiß auch, was Sie *tun* wollen und könnten. Ich habe Ihren Werdegang aufmerksam und mit Interesse verfolgt.« Er zog die Hand aus der Manteltasche. »Und ich habe etwas für Sie. Ich möchte Ihnen ... ein Angebot machen.«

Die Finger seiner rechten Hand umfassten ein Stück Papier von der Größe einer Postkarte, einmal quer gefalzt. Er faltete es auseinander und hielt es den Eheleuten so hin, dass sie erkennen konnten, was darauf zu sehen

war. Es war nicht viel, und doch verriet es den beiden mehr, als jemand mit allen Worten der Welt hätte sagen können.

Etwas im Kopf des Mannes sperrte sich gegen die Erkenntnis, die dieses runenartige Symbol in ihm auslöste. Doch allem Zweifel zum Trotz verdichtete sich das eben noch vage Gefühl von Hoffnung zu einer Gewissheit, die plötzlich keiner Grundlage mehr zu entbehren schien – und die felsenfest wurde, als seine Frau den Zettel entgegennahm und den Namen des Fremden aussprach, ihn hauchte wie den eines Götzen, dessen Anrufung verboten war.

Es gab sie also doch.

Sie, von denen in der Fachwelt jeder

schon einmal gehört hatte und an deren Existenz doch keiner recht glauben wollte. Weil nichts, was man sich über sie erzählte, über Hörensagen hinausging. Und weil alles, was man von ihnen hörte und sagte, zu fantastisch, zu *wundersam* klang, um wahr zu sein.

Auch der Vater des Jungen hatte bislang zu den Ungläubigen und Zweiflern gehört. Doch jetzt spürte er förmlich, wie er sich von ihnen löste, wie in ebendiesem Augenblick das Band durchtrennt wurde, das ihn all die Jahre an eine Welt voller Kleingeister gefesselt hatte. Auf einmal fühlte er sich frei, so frei wie noch nie zuvor. Er hatte den Eindruck, in die Höhe zu schweben, als er sich von seinem Stuhl erhob und

die Hand ausstreckte, in die der nun nicht mehr so Fremde einschlug.

»Sie können von mir verlangen, was Sie wollen«, sagte der Mann und wurde von neuem unterbrochen.

»Ich weiß.« Der andere nickte.

»Zunächst möchte ich allerdings nur eines.«

Er hielt die Hand des Mannes weiter fest umschlossen und begegnete seiner fragenden Miene mit bestimmtem Blick.

»Ich möchte, dass Sie Ihren Sohn retten.«

»Das werde ich versuchen.«

»Nein.« Härte trat in die Züge und den Ton des anderen. »Wir *tun*, was andere nur ›versuchen‹. Und genau das erwarte ich auch von Ihnen. Sollten Sie

sich entscheiden, durch die Tür zu treten, die wir Ihnen öffnen, müssen Sie das Unmögliche möglich machen.«

Der Vater des Jungen verstärkte den Griff um die Hand des Mannes. Mit derselben wiedergewonnenen Kraft blickte er fest in die grünen Augen.

»Ich werde Sie nicht enttäuschen«, versprach er. Und der Blick, mit dem er seine Frau und seinen sterbenden Sohn bedachte, sagte: *Und euch auch nicht.*

TEIL I

DER ZUFALL IST DAS PSEUDONYM,
DAS DER LIEBE GOTT WÄHLT,
WENN ER INKOGNITO BLEIBEN WILL.

ALBERT SCHWEITZER

JAHRE SPÄTER

5. APRIL

BERLIN, SANKT-VINZENZ-KRANKENHAUS

Theo Lassing rang mit dem Tod.

Zum vierundsiebzigsten Mal, das wusste er genau, denn er führte Buch darüber. Und wie die dreiundsiebzig Male zuvor ging es nicht um sein Leben, sondern um das eines Fremden. Eines Menschen, den er nicht kannte, dem er nie zuvor begegnet war und für den er doch sein ganzes Wissen und Können in die Waagschale warf.

Wie es sich für einen guten Arzt gehörte.

Ein Außenstehender hätte ihn in dieser Situation allerdings leicht mit einem Metzger verwechseln können: In den blutverschmierten Händen hielt er ein tropfendes Etwas von der Form einer sehr großen, dicken Bohne, das er der Operationsschwester zur Entsorgung reichte. Die sichtbare Rissverletzung der Milz wäre nicht heilbar gewesen. Ohne Milz konnte der verunglückte Motorradfahrer jedoch weiterleben. Ihre Funktion würde nach der operativen Entfernung von anderen lymphatischen Organen wie der Leber übernommen werden. Letztere zu retten war deshalb Theos nächster Zug in diesem Kampf,

bei dem der Tod zurzeit nach Punkten in Führung lag.

Mit halbem Ohr bekam Theo mit, wie sein indischer Studienfreund und jetziger Kollege Yash Kapoor am Telefon fluchend mehr Blutplasma anforderte. Gleichzeitig setzte Yash seine Bemühungen fort, den Rest des Blutes, der noch durch die Adern des Patienten floss, mit Klemmen, Klammern und bloßen Fingern am Austreten durch eine der zahlreichen Wunden zu hindern. Der metallische Geruch nach Blut überwog dennoch längst den stechenden der Desinfektionsmittel.

Der Blutverlust und der instabile Puls des Patienten stellten jetzt das ärgste Problem dar. Theo wusste, dass Yash in

dieser Hinsicht alles Menschenmögliche tat, und war – nicht nur deshalb – nahezu blind und taub dafür. So blind und taub, wie er auch für alles andere um ihn herum war, das nicht unmittelbar mit dem zu tun hatte, worauf er sich nun konzentrierte: den klaffenden Riss in der Leber des Mannes zu nähen. Das war eines von Theos großen Talenten – sein Augenmerk ganz und gar auf eine Sache zu richten, egal, was ringsherum vor sich ging.

Nur vor dem Tod konnte er die Augen nicht verschließen.

Den sah er – nicht zum ersten, sondern zum vierundsiebzigsten Mal – als Schatten in einer Ecke lauern, aus der er so lange nicht wich, wie es für ihn

etwas zu holen geben mochte.

Geblieben war dieser Schatten noch nie. Jedes Mal war er bisher verschwunden. Nur nicht immer allein ...

Theo zuckte zusammen, als ihm die OP-Schwester den Schweiß abtupfte, der ihm trotz der relativen Kühle im Raum auf die Stirn getreten war. Mit der unerwarteten Berührung trat auch das Treiben um ihn herum wieder in sein Bewusstsein. Doch war es weniger hektisch als zuvor, und die erstickende Anspannung aller Anwesenden hatte sich ein wenig gelöst.

Theo setzte den letzten Stich ins schwammige Gewebe des rechten Leberlappens und ließ sich von der

Schwester Nadel und Faden aus der Hand nehmen. »Wie sieht's aus, Yash?«, fragte er, an seinen Kollegen gewandt.

Das unstete Piepsen des EKG-Monitors, das bis vor wenigen Sekunden noch von den gekachelten Wänden des Operationssaals widergehallt war, wurde beruhigend rhythmisch und beantwortete Theos Frage, bevor Yash es tun konnte. So beschränkte Yash sich darauf, lediglich den Daumen im blutverschmierten Latexhandschuh hochzurecken.

Theo erwiderte Yashs erschöpftes, aber glückliches Grinsen nicht. Obwohl sie den Patienten gerettet hatten, konnte er die Erleichterung und Freude, die Yash ins Gesicht geschrieben standen,

aus unerklärlichen Gründen nicht nachempfinden. Die Fähigkeit zu derlei Regungen ging ihm ab, so war es immer schon gewesen. Es schien, als fehle ihm dieses Gen; selbst Kollegen hatten ihm das schon mehrfach attestiert.

Fast widerwillig warf Theo stattdessen einen Blick in die Ecke, so flüchtig, dass es niemandem auffiel. Mehr als dieses flüchtigen Blickes bedurfte es auch nicht.

Die Ecke war leer, ausgefüllt nur vom weißen Neonlicht des OPs.

Schattenlos.

Ein sauber gezogener Längsstrich teilte die aufgeschlagene Seite des DIN-A5-Notizbuchs in zwei gleich große Hälften. Einen Fingerbreit unterhalb des oberen Blattrandes verlief ein ebenso gerader Querstrich, auf dem links ein mit Kugelschreiber mehrfach nachgefahrenes Plus- und rechts ein Minuszeichen standen. Der Strichliste auf der linken Tabellenseite fügte Theo Lassing jetzt einen weiteren Strich hinzu, der wie die anderen Striche genau zwei Kästchen des karierten Papiers hoch war. Damit standen auf der Plusseite nun zweiundvierzig, auf der Minusseite nach wie vor zweiunddreißig Striche. Das hieß, Theo hatte zweiundvierzig von vierundsiebzig schwer verletzten

Unfallopfern, die in die Notaufnahme eingeliefert worden waren, das Leben retten können. Für die anderen zweiunddreißig war jede – oder wenigstens seine – Hilfe zu spät gekommen.

Objektiv betrachtet kein schlechter Spielstand im Wettkampf mit dem Tod.

Ein anderer als Theo hätte vielleicht darüber nachgesonnen, wie schön es doch wäre, niemals einen Strich in die Minushälfte der Tabelle setzen zu müssen. Ihm war dieser Gedanke nie gekommen. Er war nüchtern genug – *zu* nüchtern, sagten manche, seine Freundin Bine zum Beispiel -, um der Realität ins Auge zu sehen, sie zu akzeptieren. Im statistischen Vergleich mit anderen

Krankenhäusern und Ärzten stand er gut da, leistete Überdurchschnittliches. Das erfüllte ihn zwar mit keinem Glücksgefühl, aber es beruhigte seinen angeborenen Drang, immer und überall nach Besserem zu streben.

Eine Hand griff nach Theos Schulter. Yash hatte sich hinter ihn geschlichen und linste auf das kleine Notizbuch.

»Wie lange willst du das eigentlich noch machen?«, fragte der Inder.

»Was meinst du?«, entgegnete Theo.

»Na, deine komische Strichliste.«

Theo zuckte mit den Schultern und legte das Büchlein in seinen offen stehenden Spind. Dann zog er den Arztkittel aus und streifte ein Sakko über. Mit einem Blick musterte er sich

kurz und eingehend im Spiegel an der Innenseite der schmalen Spindtür. Nicht nur an anstrengenden Tagen wirkte er älter, als er es mit seinen knapp über dreißig Jahren tatsächlich war.

Nichtsdestotrotz besaß er das, was man gemeinhin als jungenhaften Charme bezeichnete. Auch heute, da sein Gesicht von Müdigkeit gezeichnet war und seine himmelblauen Augen eingetrübt wirkten, so als zögen Regenwolken über die Iris hinweg.

Theo schloss den Spind, dessen Anblick bei ihm immer wieder ein Gefühl der Trostlosigkeit hervorrief. Das Sankt-Vinzenz-Krankenhaus war im Laufe der vergangenen zehn Jahre in vielerlei Hinsicht auf den neuesten Stand

gebracht worden, doch für die Aufenthaltsräume des Personals hatte man keinen Cent erübrigt. Die Spinde hier stammten aus den Siebzigern des vorigen Jahrhunderts, davon kündeten neben dem grauenhaften orangefarbenen Anstrich auch vereinzelte Pril-Blumenaufkleber, die sich sämtlichen Versuchen nachfolgender Mitarbeitergenerationen, sie abzulösen, hartnäckig widersetzt hatten und auch heute noch Zeugnis ablegten über damalige Geschmacksverirrungen.

So sehr Theo auch in seiner Arbeit aufging und für sie lebte, konnte er es nach Dienstende kaum erwarten, aus diesem Raum zu kommen.

Yash war – auch in diesem Punkt –

weit stoischer. Er verlor nur selten die Ruhe, aber wenn, dann richtig. Wie heute Nachmittag, als im OP das Blutplasma auszugehen drohte.

Im Gegensatz zu Theo hatte er es nicht eilig, nach Hause zu kommen. Er saß an einem wackligen Tisch, in dessen Resopalplatte sich offenbar all jene Generationen von Mitarbeitern verewigt hatten, die im Kampf gegen die Pril-Blumen gescheitert waren. Irgendjemand hatte ein Exemplar der heutigen Ausgabe der *BZ* liegen gelassen. Yash blätterte auf der Suche nach dem Kreuzworträtsel darin; er konnte keines ungelöst lassen und legte dabei ein Tempo vor, das rekordverdächtig war.

Als Theo schon fast die Tür erreicht

hatte, schreckte Yash hoch und verschüttete dabei den Kaffee, den er in der linken Hand hielt.

»Das ist ja ein Ding«, entfuhr es ihm. Verdutzt rückte er seine Buddy-Holly-Brille zurecht und deutete auf ein Bild in der Zeitung.

Theo blieb stehen und sah zu ihm hinüber. »Was?«

»Schau dir das hier an.« Yash schob die aufgeschlagene Zeitung über den Tisch und deutete auf ein Foto, das auf der Seite abgebildet war.

Während er näher trat, konnte Theo nur einen Teil der für ihn auf dem Kopf stehenden Überschrift des dazugehörigen Artikels lesen. Es ging offenbar um den aufsehenerregenden Fall von

Kindesentführung, der Berlin und den Rest der Nation eine gute Woche lang in Atem gehalten und täglich Schlagzeilen gemacht hatte. Am Schluss hatten eine Privatdetektivin und eben ein »Hellseher«, wie es hieß, das Versteck des gekidnappten neunjährigen Jungen gefunden, nachdem der Entführer bei der Geldübergabe zu Tode gekommen war.

Es war jedoch nicht die Geschichte, die Yash so in Aufregung versetzte.

Am Tisch angelangt, zog Theo die Zeitung zu sich heran und drehte sie herum. Sein Blick fiel auf das Bild – und schien sich hindurchzubohren wie ein in die Tischplatte getriebener Nagel.

Yash hatte recht. Das war tatsächlich ein Ding.

Das Bild zeigte einen Mann, der erschrocken in die Kamera schaute. Als hätte der Fotograf sich an ihn herangepircht und ihn per Zuruf dazu gebracht, sich umzudrehen.

Im Bildtext stand etwas von einem »Wunder« und »glücklicher Heimkehr«. Doch dieser Text interessierte Theo im Moment nicht. Sein Augenmerk galt ganz allein dem Foto. Das hieß, dem Mann darauf.

Ein Gefühl von Déjà-vu stieg in Theo auf, so machtvoll, dass er fürchtete, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Einen Herzschlag lang sah er im Geiste noch einmal sein Gesicht vor sich, so wie eben in dem kleinen Spiegel an der Innenseite der Spindtür. Und dann schob

sich dieses Bild über jenes, das auf der Zeitungsseite abgedruckt war, und deckte sich mit ihm.

Denn der Mann auf dem Foto war er selbst.

BERLIN, LICHTERFELDE-WEST

Der Kopf klatschte zu Boden.

Der dumpfe Laut hallte durch das Atelier und schien für Sekunden wie ein Gewitter durch die Gründerzeitvilla zu rollen, die Katharina Lassings ganze Welt war. In der anderen Welt dort draußen hinter den Fenstern, in die sie

schon lange keinen Fuß mehr gesetzt hatte, neigte sich derweil ein wolkenloser Frühlingstag dem Ende zu.

»Zu viel Wasser«, seufzte sie und blickte auf den vom Sockel gerutschten Lehmkopf. Sie wischte sich die nassen Hände an der Arbeitsschürze ab, bückte sich und hob das ockerfarbene Werkstück auf. Der Schädel war seitlich auf dem Boden aufgekommen und die rechte Gesichtshälfte nun platt gedrückt, während die linke grotesk angeschwollen wirkte.

Katharina musterte den Kopf und überlegte, ob er noch zu retten war oder ob sie besser von vorn anfangen sollte. Schließlich stellte sie ihn auf den Sockel zurück und tätschelte ihm tröstend wie

einem Kind den feuchten Scheitel.

Natürlich war er zu retten. Das war das Schöne an der Bildnerei – alles war zu jeder Zeit noch zu retten, aus allem ließ sich noch irgendetwas machen.

Und das unterschied diese Kunst, in der sie ihre Berufung gefunden hatte, von ihrem früheren Beruf, den sie gern vergessen hätte ... ein Versuch, der zum Scheitern verurteilt war. Zu sehr war ihr Dasein mit jenem Beruf und allem verbunden, was damals geschehen war, bis ...

Katharina schluckte, aber der bittere Geschmack in ihrem Mund blieb.

... bis sie alle tot gewesen waren.

Sie kämpfte gegen die beklemmenden Gedanken an, indem sie sich bewusst an

den Augenblick erinnerte, als ihr neues, zweites Leben begonnen hatte. Als sie nach vielen vergeblichen Bemühungen auf dem Feld der gestaltenden Künste endlich etwas zustande gebracht hatte, das ihr gefiel, das etwas aussagte und andere zum Innehalten bewegte. Sie hatte eine Plastik aus ungebranntem Ton geformt, eine abstrakte Darstellung eines Neugeborenen. Die Eingebung war Katharina eher zufällig gekommen. Sie hatte an einem Klumpen Lehm gearbeitet, aus dem ihr scheinbar nichts hatte gelingen wollen. Doch dann war er ihr, wie gerade eben der Kopf, aus den Händen geglitten und auf dem Boden auseinandergeplatzt. Da hatte er gleichsam freigegeben, was in ihm

steckte, was sich bis dahin vor Katharinas Augen versteckt hatte. Nach diesem Erlebnis hatte sie jeden Werkstoff mit anderen Augen gesehen: In jedem Stein, in jedem Stück Holz, in jedem Batzen Lehm hatte sie wie mit magisch geschärftem Blick erkannt, welche Form oder Figur sich darin verbarg – die sie dann nur noch befreien musste.

Befreiend war jener Augenblick damals auch für sie gewesen. Und dieses Gefühl oder sein Nachhall klangen heute noch in Katharina nach.

Sie zuckte zusammen.

Es hatte geläutet, und nun hämmerte jemand gegen die Tür. Beide Geräusche echoten durch die Villa, überlaut, wie es

ihr vorkam.

Ihr Atelier lag am Ende des Korridors, der von der Eingangshalle aus tiefer ins Haus führte. Katharina spähte um das Türblatt herum.

»Theo?«, fragte sie, so leise allerdings, dass der Schemen hinter dem in die Haustür eingelassenen Buntglas sie nicht hörte. Es konnte unmöglich Theo sein. Der Junge wusste doch, dass sie die Tür nicht aufmachen würde. Abgesehen davon trug er seinen Hausschlüssel am selben Bund wie den Autoschlüssel, und den hatte er immer dabei, wenn er vom Dienst kam. Schließlich fuhr er mit dem Auto zur Arbeit.

»Katharina? Mach bittschön auf, ich

bin's.«

Die Stimme hallte von der Tür gedämpft durchs Haus und war unverkennbar, allein schon wegen des österreichischen Akzents.

»Lorenz?« Sie trat aus ihrem Atelier heraus und ging ein paar Schritte in den Flur, überwand sich dann und lief endlich durch die bis zum ersten Stock hinaufreichende Halle zur Haustür. Sie schloss auf, so hastig, als sei der Schlüssel glühend heiß. Ebenso kurz nur berührte sie die Klinke, drückte sie und ließ die Tür aufschwingen. Zugleich zog sie sich schon wieder zurück, tiefer hinein ins Haus, fort von der Welt draußen, aus der Lorenz mit einem Schritt über die Schwelle in die ihre

trat. An ihm vorbei glitt ihr Blick zur Tür hinaus, und es war für sie, als schaue sie über den Rand in eine tiefe Schlucht hinunter und stürze haltlos hinein. Sie schloss die Augen, fuhr herum, ein Schwindelgefühl niederkämpfend. So hörte sie nur, wie Lorenz hinter ihr die Tür zudrückte und den Schlüssel im Schloss drehte, als gelte es, etwas auszusperren. Er wusste um ihre Angst. So wie er um alles wusste, was sie anging.

Lorenz Hajek war Katharinas Draht zur Außenwelt, ihr verlängerter Arm, mit dem sie furchtlos in die Welt hinausgreifen konnte, in die sie selbst keinen Fuß mehr setzte, aus Gründen, die nur Lorenz kannte und über die sie mit

keinem Therapeuten hätte sprechen können.

Und Lorenz Hajek war ihr Agent. Der Mann, der ihre Kunst inzwischen in aller Welt an den Mann brachte, alles Geschäftliche abwickelte und dafür sorgte, dass sie selbst nicht ins Licht der Öffentlichkeit geriet.

»Ich hab meinen Schlüssel vergessen«, sagte Lorenz fast entschuldigend. Ein Lächeln erschien auf seinem ungemein sympathischen und charaktervollen Gesicht. Er kam auf sie zu und nahm sie in die Arme.

»Ist Theo daheim?«, fragte er. Und als Katharina verneinte, drückte er sie ein bisschen fester und länger an sich, als es zwischen Agent und Klientin in

anderen, gewöhnlichen Fällen üblich sein mochte.

Katharina erwiderte die Umarmung. Dann löste sie sich von ihm und musterte ihn. An seinem Gesichtsausdruck erkannte sie, dass er weder aus geschäftlichen Gründen hier war, noch, weil er sie einfach nur sehen wollte.

»Du hast etwas auf dem Herzen«, sagte sie.

Lorenz lächelte, als müsse er um Verzeihung bitten. »Dir kann ich nichts vormachen.«

»Wir kennen uns lange genug.« Katharina lächelte ebenfalls, so wie sie nur Lorenz gegenüber lächeln konnte. »Und gut genug.«

»Da hast du recht. Wir kennen uns

besser als Mann und Frau, möchte ich sagen.«

»Das liegt wohl daran, dass wir mehr sind als Mann und Frau.«

»So könnt man's sehen.« Lorenz wies zur Tür, hinter der ihre Werkstatt lag.

»Komm, lass uns reingehen. Ich muss dir was zeigen, aber das möchte ich nicht zwischen Tür und Angel machen.«

»Ist etwas passiert?«, fragte Katharina. Aus irgendeinem Grund fröstelte sie auf einmal.

Lorenz hob die Schultern und wiegte den Kopf. »Noch nicht, würde ich sagen.«

»Aber du meinst, es könnte etwas passieren«, setzte sie nach. Eine Ahnung stieg in ihr auf, geboren aus einer

Befürchtung, die tief in ihr steckte seit damals und die sich nicht abschütteln ließ, auch nicht mithilfe der Macht der Zeit.

»Genau darum bin ich hier«, unterbrach er sie, »damit wir rechtzeitig reagieren können.«

Er folgte ihr ins Atelier, ein großer, heller Raum, dessen einzige Lichtquelle raffiniert angebrachte Tageslichtlampen waren. Das wenige Licht, das durch die mit Absicht verstellten und verhängten Fenster hereinfallen konnte, hätte den Raum stets im Halbdunkel gelassen. Es herrschte ein erdiger Duft nach Holz und Lehm, unter dem es auch nach Beizen und Farben roch.

Sie nahmen auf zwei der alten,

gemütlichen Sessel in dem Winkel neben der Tür Platz.

Lorenz schlug die Zeitung auf, die er mitgebracht hatte, eine Ausgabe der *BZ*, die Katharina selbst nicht abonniert hatte, weil sie schon lange nicht mehr wissen wollte, was in der Welt draußen vor sich ging. Lorenz suchte offenbar einen bestimmten Artikel. Er blätterte, dann strich er eine Seite glatt und nickte Katharina auffordernd zu. Sie musste erst ihre Brille aufsetzen, die sie an einer Kette um den Hals trug. Ihr Blick fiel wie von selbst auf das Foto, das Lorenz ihr zeigen wollte.

Katharina verspürte von einer Sekunde zur anderen eine Leere in sich, als hätte sich alles, was in ihr war, in

Nichts aufgelöst. Dann füllte sich dieses Vakuum. Mit etwas Kaltem. Mit Schrecken. Ein Gefühl, das so entsetzlich war, als sei dieses Wort genau dafür erdacht worden.

Zu keinem Wort fähig, sah sie Lorenz über die Zeitung hinweg an.

»Lies«, sagte er nur.

Katharina nahm die Zeitung mit spitzen Fingern entgegen und las.

KAI IST FREI!

**DER DRAMATISCHE FALL VON
KINDESENTFÜHRUNG, DER NICHT NUR
DIE BUNDESHAUPTSTADT, SONDERN
DIE GANZE NATION SEIT TAGEN IN
ATEM HIELT, HAT EINE GLÜCKLICHE
AUFLÖSUNG ERFAHREN. KAI (9), DER**

GEKIDNAPPTER SOHN DES BERLINER
BAUSENATORS HANNES BRAUNER
(47), WURDE LEBEND GEFUNDEN UND
BEFREIT. DEM VORAUSGEHENDEN
WAR DER TOD DES ENTFÜHRERS, DER –
SO VERLAUTETE ES AUS GUT
INFORMIERTEN KREISEN – BEI DER
LÖSEGELDÜBERGABE ERSCHOSSEN
WURDE. DENSELBEN KREISEN
ZUFOLGE WAR ES NICHT DIE POLIZEI,
DIE DEN JUNGEN LETZTLICH AUSFINDIG
MACHTE. SENATOR BRAUNER HATTE
BEREITS ZUVOR DIE
PRIVATDETEKTIVIN SARA S.* IN DIE
ERMITTLUNGEN EINGESCHALTET. DAS
VERSTECK, IN DEM KAI
UNTERGEBRACHT WORDEN WAR, FAND
SIE AUF SPEKTAKULÄRE WEISE IN

ZUSAMMENARBEIT MIT DEM
HELLSEHER PAUL F.* WEITERE
INFORMATIONEN LIEGEN BISLANG
NICHT VOR UND SOLLEN HEUTE IM
RAHMEN EINER PRESSEKONFERENZ
BEKANNT GEGEBEN WERDEN ...

Das Bild, das zu dem Artikel gehörte, zeigte Paul F., dessen voller Name der Redaktion laut Fußnote bekannt war, von dem aber ohnehin nur drei Buchstaben fehlten.

»Paul F.«, flüsterte Katharina. »Sie haben sich nicht mal die Mühe gemacht, einen falschen Namen zu erfinden.«

Paul Finn hieß der Mann auf dem Foto. Katharina hatte ihn sofort erkannt. Wie auch Lorenz. Deshalb war er hier.

»Das müssen sie ja auch nicht«, sagte Lorenz auf ihre Bemerkung hin. »Und ändern würde das auch nichts. Früher oder später wäre sein richtiger Name ohnehin herausgekommen und publik geworden.«

»Publik ...« Katharinas Stimme klang fremd. Sie zitterte unter der Kälte, die sie von innen heraus erfrieren zu lassen schien.

Lorenz nickte. Dann deutete er auf die Zeitung in Katharinas Händen, an der sie sich inzwischen beinahe festzuhalten schien, als drohe sie andernfalls im Bodenlosen zu versinken.

»Das dürfte erst der Anfang sein«, sagte er. »Wenn es nur bei einer Geschichte in der Zeitung bleiben

würde, wäre ich nicht weiter beunruhigt. Aber so, wie es heute zugeht mit den Medien ...« Er hob die Schultern, die auch im fortgeschrittenen Alter noch kräftig waren. »Ob er will oder nicht: Paul wird über kurz oder lang im Fernsehen auftauchen. Die Journalisten werden ihn jagen, Talkshows werden ihn haben wollen, und auch die Boulevardpresse wird keine Ruhe geben. Und dann, irgendwann, früher oder später ...«

»Dann werden sie ihn erkennen«, sagte Katharina dumpf und den Blick starr auf ein Astloch im abgetretenen Holzfußboden gerichtet. Als könne sie durch dieses Loch in eine dunkle Zukunft schauen, die auf sie zukommen würde –

auf sie *alle*. »Einer von ihnen wird ihn sehen und sich seinen Reim darauf machen. Und den richtigen Schluss ziehen.«

»Das steht zu befürchten«, sagte Lorenz.

Katharina wurde schwindelig. Sollte denn letztlich doch alles vergebens gewesen sein?

Nein.

Sie und Lorenz hatten zu viel riskiert, zu viel geopfert, um so etwas zuzulassen. Sie mochte sich zwar aus der Welt zurückgezogen haben, und das aus mehr als einem Grund. Nur war keiner dieser Gründe Hürde genug, um sie an dem zu hindern, was getan werden musste.

Abermals geschah etwas mit

Katharina.

Die Angst und der Schrecken, die sich ihrer bemächtigt hatten, wurden nun von etwas anderem ersetzt. In ihr erwachte etwas, das lange geruht hatte. Etwas, das die Kälte vergehen ließ und Katharina mit einer Wärme erfüllte, die sie seit Jahrzehnten nicht mehr gespürt hatte.

Ihr alter Mut flammte wieder auf. Mut, wie sie ihn damals gebraucht und besessen hatte. Ohne den sie heute nicht hier wären, sie genauso wenig wie Lorenz.

Sie warf die Zeitung beiseite.

»Was jetzt?«, fragte sie Lorenz. Das Zittern war aus ihrer Stimme gewichen.

»Das ist dir überlassen«, antwortete

er.

»Es geht auch um dich«, gab sie zu bedenken.

»Aber vor allem um dich«, erwiderte er. »Um *euch*.«

»Wir müssen etwas unternehmen.«

»Nur sollten wir nichts überstürzen.«

Katharina holte tief Luft. »Ich werde Paul anrufen.«

»Und was willst du ihm sagen?« Als sie ihm die Antwort schuldig blieb, hakte er nach: »Die Wahrheit vielleicht?« Er verzog die Lippen, aber das beabsichtigte Grinsen entgleiste.

»Die Wahrheit ...«, echote Katharina und formulierte in Gedanken, wie diese Wahrheit klingen würde. Absurd.

»Nein«, sagte sie dann. »Nicht gleich

jedenfalls, ganz bestimmt nicht am Telefon.«

Lorenz legte sich seine nächsten Worte sorgfältig zurecht, ehe er sie aussprach: »Ich halte das für keine gute Idee. Lass uns erst einmal in Ruhe drüber reden, Katharina.«

Sie mochte es für gewöhnlich, wenn er diesen Namen sagte – auch, wenn es nicht ihr wahrer Name war. Sein Akzent, den er sich über die Jahre angeeignet hatte, verlieh ihm einen besonders schönen Klang. Nur verfehlten heute der Klang und Lorenz' Tonfall ihre Wirkung. Katharina hatte ihren Entschluss gefasst. Und deswegen war Lorenz schließlich hergekommen. Er hatte ihr die Entscheidung überlassen, was zu tun

war. Also musste er sie auch akzeptieren.

»Wir haben keine Zeit, um darüber zu *reden*. Der Junge ...«, Katharina hielt kurz inne, »... Paul ist in Gefahr. Oder siehst du das etwa anders?«

»Er *könnte* in Gefahr sein«, räumte Lorenz ein. »Das streit ich ja gar nicht ab. Aber ich seh keinen Sinn in blindwütigem Aktionismus. *Dammit*, so was will doch überlegt sein!« Er atmete durch. »Ich halte es für besser, wenn wir uns mit ihm treffen. Wenn man jemandem persönlich gegenübersteht, redet es sich doch viel leichter. Zumal unter Fremden – und fremd seid ihr euch. Vergiss das nicht, Katharina. Und denk dran, wie es sich für ihn anhören muss, wenn du auch

nur andeutest ...«

»Ich werde ihn anrufen ...«, unterbrach Katharina ihn, und als er ihr seinerseits wieder ins Wort fallen wollte, gebot sie ihm mit einer kleinen, bestimmten Geste Einhalt und fuhr fort: »... und ihn um ein persönliches Treffen bitten.«

Lorenz seufzte ergeben.

»Einverstanden.«

Katharina brachte ein kleines Lächeln zustande, dann griff sie nach der Zeitung und betrachtete eingehend das Foto.

»Die Ähnlichkeit ist schon verblüffend, nicht?«

Lorenz nickte. »Ein verteufelter Zufall.«

»Oder Schicksal.«

Katharina löste den Blick von Pauls Gesicht und ließ ihn zum Fenster wandern, hinter dem gerade das letzte Licht des Tages erlosch.

Genauso schicksalhaft, dachte sie, wie die Tatsache, dass man vor der Welt draußen letztlich doch nicht davonlaufen und sich verstecken kann.

Am Schluss holt sie dich trotzdem ein, immer.

Und findet dich. Überall.

WIEN, INNERE STADT

»Ich wär dann so weit«, sagte Wolff.

Mit der einen Hand klemmte er den letzten der vorgespülten Teller zwischen die Zähne im kantigen Maul der Gastronomiespülmaschine, mit der anderen stellte er die Bürste in den Plastikkorb neben dem großen Ausguss. Dann band er sich die Schürze ab und hängte sie auf.

Der Küchenchef des *Prückel* schaute kurz zu ihm her. »Ist recht. Gute Nacht.« Er winkte einer der Kellnerinnen, die noch dabei waren, für den morgigen Betrieb die Tische einzudecken und die Stühle gerade zu rücken. »Regina, lässt du den Nathan bitte raus?«

Regina nickte Wolff zu. Er zog sein Jackett über und folgte ihr aus der Küche hinaus ins Café, erst durch den hinteren

Trakt, der noch im originalgetreuen Jugendstil gestaltet war, dann durch den vorderen, zur Ringstraße hin gelegenen Teil, wo in den Fünfzigerjahren der damalige Stil Einzug gehalten hatte und bis heute nicht gewichen war. Der Geruch hier vorn erinnerte Wolff sogar noch ein bisschen an die lange zurückliegende Zeit, die vielleicht nicht für jedermann, wohl aber für ihn Teil eines ganz anderen Lebens gewesen war.

Eines besseren Lebens?

Eine schwierige Frage. Um sie wirklich beantworten zu können, hatte jenes andere Leben nicht lange genug gewährt. Sein neues und rudimentär bis heute anhaltendes Leben hatte schon in recht jungen Jahren begonnen.

Trotzdem, schon komisch, wie nicht nur jeder Ort – was sich erklären ließ – seinen eigenen Geruch entwickelte, sondern auch jede Zeit, was weit weniger erklärlich war. Durchaus zu verstehen war hingegen, warum Wolffs Gedanken jede noch so kleine Gelegenheit nutzten, um in die Vergangenheit zu flüchten ...

Der Herr Ober höchstpersönlich sammelte die Tageszeitungen ein, die an einem Regal zum Lesen bereit hingen und von denen die letzten Gäste etliche kurzerhand auf den Tischen liegen gelassen hatten. Fritz – der alte Fritz, wie sie ihn nannten, weil er schon länger im *Prückel* war als alle anderen Angestellten (einige behaupteten sogar,

länger als alle anderen *zusammen*) –
legte sie in einen Karton, den er hernach
hinten raus zum Altpapier stellen würde.
Sein allabendliches Ritual,
aufgenommen vielleicht schon an dem
Tag, da er im Café *Prückel* angefangen
hatte, und es würde das Letzte sein, was
er hier getan haben würde, wenn er
eines Tages nicht mehr herkommen
sollte. Es sei denn, er fiel irgendwann
einfach mitten in seinem Kaffeehaus um,
nachdem er einem Gast einen Mokka mit
Schlagobers, einen Verlängerten oder
eine Melange auf den Tisch gestellt
hatte; ein Tod, wie der alte Fritz ihn sich
gewiss wünschte.

Wolff seufzte lautlos. Es war lange
her, seit ihm ein Ober einen Kaffee –

geschweige denn etwas Teureres – serviert hatte. Irgendwann einmal mochte sogar der damals noch nicht so alte Fritz das getan haben. Erinnern konnte Wolff sich nicht daran. Die wachen Augen des alten Mannes hatten Wolff jedoch, als er sich um den Posten als Spüler in der Küche bewarb – wie viele Jahre war das nun schon her?-, wie erkennend taxiert. Und schließlich rühmte Fritz sich der Gabe, nie das Gesicht eines Gasts zu vergessen.

Na ja ...

Wolff war sicher ein, zwei Mal im *Prückel* gewesen, seinerzeit. Sein bevorzugtes Kaffeehaus war das Café *Landtmann* gewesen. Die Atmosphäre dort, die Leute hatten ihn ... inspiriert.

Lange her ...

Fritz nickte ihm im Vorbeigehen zu. Wolff erwiderte die Geste, dabei streifte sein Blick die Titelseite der Zeitung, eine Ausgabe der *Kronen Zeitung*, die der Ober gerade in seinen Karton packte. Und er stutzte, ganz kurz nur, nicht einmal lange genug, um wirklich stehen zu bleiben. Dann hatten sich seine Augen auch schon wieder gelöst von dem, womit sie ihn zu täuschen versucht hatten.

Es konnte ja nicht sein, was hätte das auch für einen Sinn ergeben sollen ...

Seine Mundwinkel zuckten kurz nach oben, wollten die Lippen zu einem Lächeln verziehen, das dann doch nicht zustande kam.

So wie der alte Fritz im Leben keinen Gast vergaß, würde Wolff die Gesichter von damals nie vergessen.

Die Gespenster der Vergangenheit

...

Die Geister, die sie gerufen hatten.

Er wollte sie auch nicht vergessen, versuchte es nicht einmal. Weil er bis heute den Glauben daran nicht aufgegeben hatte, dass es nicht wirklich vorbei war. Dass eines Tages noch irgendetwas geschehen könnte, das die alten Zeiten wieder aufleben lassen würde.

Die alten Zeiten – und die alten Ziele ...

Die Zeitung verschwand im Karton, der alte Fritz ging zum nächsten Tisch

weiter, um das dort liegende Exemplar der *Krone* aufzulesen.

Ein kühler Hauch wehte Wolff an. Regina hielt ihm die Tür des Cafés auf und wies mit einer höflichen Geste und einem freundlichen Lächeln in die Nacht hinaus.

»Schlaf gut, Nathan«, verabschiedete sie ihn.

»Du auch, Kind«, erwiderte er und wollte an ihr vorbeigehen.

Sie berührte ihn kurz am Arm und drückte ihm etwas in die Hand, das sie von wer weiß wo hergezaubert hatte. Ein silbernes Päckchen, das sich weich und warm anfühlte.

»Zwei Stückerl Apfelstrudel.«
Regina zwinkerte ihm zu. »Ich weiß

doch, wie gern du den magst.«

»Ja, aber du weißt doch auch, dass sie's nicht gern sehen, wenn ...« Wolff warf einen angedeuteten Blick über die Schulter ins Café.

»Drum schau jetzt auch, dass du verschwindest.« Noch ein Lächeln, noch ein Zwinkern, dann war die Tür hinter Wolff wieder zu, und Regina schloss von drinnen ab.

Wolff klappte den Jackettkragen hoch und wünschte sich, am Mittag, als er zur Arbeit gegangen war, doch den Mantel angezogen zu haben; er war längst in dem Alter, wo die Kälte einem nicht mehr nur die Gänsehaut auflaufen ließ, sondern durchs Fleisch ging und sich in den Knochen verbiss. Am Mittag hatte es

noch den Anschein gehabt, Wien stünde der erste schöne Frühlingstag des Jahres bevor. Zum Abend hin hatte sich dann der Winter noch einmal blicken lassen; nun pfiß ein unangenehmer Wind durch die Straßen, der Wolff heimwärts trieb und ihm hinter der nächsten Ecke gleichsam den Weg verwehren wollte.

Zarter besaiteten Gemütern wäre vielleicht mulmig gewesen in dieser Nacht, in der nur die draußen waren, die auch draußen sein mußten, und in der Wolff etwas vom alten, morbiden Wien wahrzunehmen glaubte. Als hätten Regen und Wind der Stadt ihre moderne Maskerade vom Gesicht gewaschen und geschmirgelt.

Er mochte Wien, wenn es sich von

dieser ursprünglichen Seite zeigte. Weil er sich dann heimischer fühlte und froh darüber war, nicht längst schon weggezogen zu sein (wohin auch und warum eigentlich?). Und vielleicht, nein, ganz gewiss auch, weil ihn dieses ältere Wien an die alten und fraglos besseren Zeiten erinnerte, da er sich den Lebensunterhalt nicht als Spüler in einem Kaffeehaus hatte verdienen müssen.

Meistens gelang es ihm, sich weiszumachen, es sei nichts Ehrenrühriges an dieser Arbeit. Nur manchmal ... an Tagen, wenn seine Gedanken zu oft zurückreisten ...

Heute war offenbar so ein Tag. Und als er an einem Müllkübel vorbeikam,

der mit aufgeklapptem Deckel am Bordstein stand, war er versucht, das in Aluminiumfolie gewickelte Päckchen hineinzuworfen, weil er, verdammt nochmal, nicht auf Almosen angewiesen sein wollte.

Aber dann dachte er an seine zwei Kleinen und daran, wie gerne sie etwas Süßes naschten, und nahm den Apfelstrudel doch mit nach Hause.

Nach Hause ...

Immerhin, im selben Haus wie damals lebte er noch; sie hatten es gekauft, bar bezahlt sogar, als er -als *sie* – sich derlei noch hatten leisten können. Genau genommen war es zu der Zeit gewesen, da sie gerade *angefangen* hatten, sich derlei leisten zu können.

*Im ersten der fetten Jahre,
sozusagen ...*

Wie vergangen diese Jahre waren, darüber legte der heruntergekommene ... nein, das war so ein hässliches Wort ... der marode Zustand des Hauses insgesamt Zeugnis ab. Ganz besonders tat dies das Signet an der fast farblos gewordenen Fassade: Es war beinahe bis zur Unkenntlichkeit verblasst, und abgebröckelter Putz hatte die Hälfte davon ausgelöscht.

Die Funzel über der Haustür gab gerade genug Licht, um den Briefkasten erkennen zu lassen. Nichts als Wurfsendungen steckten darin; ein Hohn eigentlich, dass jemand glaubte, in diesem Haus wohnten Leute, die sich

leisten könnten, was in den Prospekten angepriesen wurde.

Im Hausflur war es kaum weniger feucht und um keine Spur heller als draußen vor der Tür. Auf dem Weg ins Stiegenhaus ging Wolff die Post durch; die Hoffnung, es könnte sich doch einmal ein Brief darunter befinden, es könnte sich irgendwer bei ihm melden, hatte er nie aufgegeben. Freilich wusste er, wie lächerlich, armselig sie im Grunde war – weshalb sollte jemand Kontakt zu ihm suchen, was hatte er zu bieten, was sollte ein anderer mit ihm teilen wollen?

Trotzdem, wer weiß ...

Vor der Treppe stand ihm die Mülltonne im Wege und erinnerte ihn daran, den Werbekram gleich

hineinzuwerfen, anstatt das Zeug mit hinauf in die Wohnung zu nehmen. Schon war er im Begriff, eben das zu tun, als er innehielt.

Das letzte Stück Werbepost war ein sogenanntes Schnupperabo für die *Krone*. Schickte man den Couponabschnitt ausgefüllt zurück, bekam man die Zeitung vier Wochen lang kostenlos ins Haus geliefert und durfte sie danach zum Sonderpreis weiter beziehen. Wolff hatte kein Interesse an einem Abonnement, nicht einmal am Gratistest. Dennoch warf er den Prospekt nicht weg. Er musste an den alten Fritz denken, wie der vorhin im *Prückel* die herumliegenden Zeitungen eingesammelt hatte ...

Der Rest der Reklame wanderte in die Tonne, und Wolff setzte den Fuß auf die erste Treppenstufe. Ein vertrautes Knarren geisterte durchs leere Haus.

Sein Blick ging links an der Treppe vorbei, in Richtung des Hofzugangs, der im Dunkeln lag. Wo das trübe Licht des Stiegenhauses und die Schatten dort aufeinandertrafen, entstand die Illusion von Bewegung.

Manchmal, wenn es nicht regnete und nicht zu kalt war, ging er, bevor er die Treppe hochstieg, noch für ein paar Minuten auf den Hof hinaus und rief sich den einstigen Anblick der Werkstatträume dort in Erinnerung, aus der Zeit, da sie noch von mehr erfüllt gewesen waren als nur von Staub und

schaler Luft.

Heute sah Wolff davon ab. Einmal, weil das Wetter nicht passte, aber auch wegen des Schnupperabo-Angebots für die *Kronen Zeitung* in seiner Hand. Letzteres schien eine sonderbare Macht über ihn zu besitzen. Fast schien es ihm wie eine Aufforderung, gleich in die Wohnung hinaufzugehen, geschrieben von jemandem, dem er unbedingt Folge zu leisten hatte.

Ein abfälliger Ton, ein leises »Pah!« kam Wolff über die Lippen und mischte sich, während er nach oben ging, in das Knarzen der Stufen.

Einen solchen Jemand hatte es nie geben.

Früher jedenfalls nicht ...

Auf halber Höhe der Treppe trafen zwei Welten aufeinander.

Geruchswelten. Drunten im Hausflur hielt sich bis heute – und vielleicht nur für seine Nase – der Geruch von früher: beißend, in die Nase stechend, sauber, *steril*, dem gänzlich gegensätzlichen Augenschein zum Trotz. Ins Mauerwerk musste sich dieser Duft krallen oder sogar unter dem bröckelnden Putz verstecken, nur fein dosiert freigesetzt, immer dann, wenn Wolff nach Hause kam.

Weiter oben roch es dann nach ihm. Nach seiner Wohnung, die er an den meisten Tagen zu lüften vergaß; nach den Katzen; nach all den Dingen, die er aß – und nach einigen, die er nicht aß, nach

Kohl beispielsweise. Kohl hatte Wolff sein Leben lang nicht gemocht und ganz bestimmt nie gekocht. Trotzdem roch es auf der ersten Etage danach, nicht stark, nur ein wenig, ein Hauch von sonst woher und einer unter vielen anderen, die sich zu seinem Geruch verwoben.

Zum Geruch eines alt gewordenen Mannes ...

... der noch nicht alt sein wollte.
Weil er mit dem Leben noch nicht fertig war.

In der Wohnung empfing ihn das irrlichterhafte Leuchten zweier Augenpaare. Die Katzen sprangen von der Couch durchs Dunkel und auf ihn zu. In dem Moment, bevor er das Licht anknipste, schienen zwei der vier Augen

kurz zu erlöschen; sie blinzelten ihm zu, ihre Art ihn zu begrüßen. Dann scharwenzelten sie auch schon um seine Beine, kaum dass er über die Schwelle getreten war, die sie ihrerseits nie übertraten. Katzen mochten eigensinnig sein, nur hatten seine wenigstens dies gelernt – dass sie unbedingt in der Wohnung zu bleiben hatten, zu ihrem eigenen Besten.

Wahrscheinlich spüren, wissen sie das ...

Die Katzenblicke fixierten das Päckchen in seiner Hand, ihre Augen schienen das Stanniolpapier zu durchdringen. Ihre rosigen Zungen leckten schon über die Nasen, als klebten bereits letzte Krümel des noch

gar nicht vernaschten Strudels daran. Trotzdem warteten sie geduldig ab, als Wolff sein Mitbringsel auf den Tisch und die Werbung der *Krone* gleich daneben legte.

Er zog die Jacke aus, hängte sie über den Stuhl, dann ging er zum Kühlschrank – sein allabendliches Ritual, dem des alten Fritz im *Prückel* gar nicht unähnlich, immer wieder dasselbe, tagein, tagaus, seit Jahren schon. Er nahm eine angebrochene Dose Thunfisch heraus; die Hälfte hatte er zu Mittag gegessen, bevor er sich auf den Weg zur Arbeit gemacht hatte, der Rest würde sein Abendessen sein. Er stellte die Dose auf den Tisch; einen Teller brauchte er nicht. Den ganzen Tag lang

spülte er mehr als genug Teller, da wollte er nicht daheim auch noch seinen eigenen abwaschen müssen.

Ehe er sich setzte, ging er zum Fernseher und schaltete ihn ein. Das Schwarzweiß-Gerät, vom Sperrmüll gerettet, tat immer noch seinen Dienst, wenn man sich an etwas Schnee in jeder Sendung nicht störte.

Mit den Fingern einer Hand fuhr er über das Prospekt mit dem Zeitungsabonnement, und wieder fiel ihm der alte Fritz ein.

Jetzt bin ich mal gespannt ...

Sein konnte es natürlich nicht. Nur ... war es wirklich unmöglich?

Abwarten ...

Das war es, was er über die Jahre

gelernt hatte: warten. Worauf auch immer, wusste er nicht. Aber er *konnte* es.

Ein Blick auf die Uhr. Glück gehabt! Die Spätnachrichten mussten gleich beginnen. Und was auf der ersten Seite der *Krone* gestanden hatte, würde in den Nachrichten gleich zu Beginn abgehandelt werden.

Moritz erinnerte ihn maunzend an den Apfelstrudel. Max wartete stumm; er gab nie einen Laut von sich, hatte noch nie einen von sich gegeben. Das Reden überließ er seinem Bruder.

Wolff faltete die Folie auseinander und brach einen kleinen Bissen vom lauwarmen Strudel ab. Moritz leckte ihm das Schmankerl vom Finger. Das nächste

Häppchen gönnte er Max. Moritz drehte den von einem pelzigen, widerborstigen Kamm gezierten Kopf zur Seite, womit Max sich der fütternden Hand automatisch zuwandte ...

Die Nachrichten fingen an.

Die Gabel im Thunfisch, jedoch noch keinen Bissen im Mund, saß Wolff Sekunden später wie vom Schlag getroffen da.

Eine Kindesentführung in Berlin, glücklich zu Ende gegangen, dank eines Mannes, der angeblich über so etwas wie hellseherische Fähigkeiten verfügte.

Aber das war es nicht, was Wolff Atem und Sprache verschlug, ihn den Hunger vergessen und zu Stein, schwer und unbeweglich, werden ließ.

Was ihn traf wie ein Hammer vor die Stirn und eine Faust in den Magen, war das Bild.

In Gedanken kehrte er zurück zu dem Augenblick im Café, als der alte Fritz die Zeitung in den Karton gelegt hatte. Die Titelseite hatte dasselbe Foto gezeigt, das jetzt, wenn auch griebig, auf dem Bildschirm zu sehen war.

Hab ich mich also doch nicht geirrt

...

Sinn ergab es trotzdem keinen.

»Rutger ...«, flüsterte Wolff, und seine Mundwinkel zuckten abermals, hin- und hergerissen zwischen einem Lächeln und einer Grimasse, die nichts als Verständnislosigkeit ausdrückte.

Ein Zufall ...

Natürlich konnte es ein Zufall sein.
Eigentlich musste es einer sein.

Nur hatte Wolff schon vor langer Zeit erkannt, dass es Zufälle im Leben nicht gab. Was andere so nannten, war in Wahrheit Schicksal, Bestimmung, vielleicht vorgezeichnet von einer Macht, an die auch *sie* nie hatten rühren können. Aber vielleicht war auch diese Vermutung nichts weiter als ein Behelf, um zu begreifen, was nicht zu erklären war. Denn wenn er und im Laufe langer, langer Zeit *sie* eines gelernt hatten, dann war es dies: Es gab Dinge, die den Verstand überstiegen, die so weit jenseits des menschlichen Horizonts lagen, dass sie auf alle Zeit unerreichbar bleiben würden, ganz gleich, zu welchen

Höhen der Mensch sich noch aufschwingen und welche Entwicklung er noch nehmen mochte. Denn wäre er einst imstande, all dies zu verstehen, würde er kein Mensch mehr sein ...

Wolff schloss die Augen und wartete, bis sich der Sturm hinter seiner Stirn gelegt hatte. Als er sie wieder aufschlug, hatte das Bild auf dem Fernsehschirm längst gewechselt, war das Foto des Hellsehers, dieses jungen Mannes aus Berlin, fort wie ein Traum gleich nach dem Erwachen.

Nur erwies sich dieser Traum als einer von jenen, die einen über das Wachwerden hinaus verfolgten.

Was sollte er tun? Irgendetwas *musste* er tun! Nun, da dem Anschein

nach ein Toter ins Leben zurückgekehrt war.

Endlich gelang Wolffs Lippen ein Lächeln. War es nicht unter anderem *das*, was *sie* von Anfang an versucht hatten?

Ganz gleich jedoch, was er tat, es würde schlafende Hunde wecken – und vielleicht mehr als nur diesen einen Toten.

6. APRIL

»Du warst heute wirklich sehr gut, Sophie. Trotzdem, schön üben bis zum nächsten Mal, ja?«

»Mach ich«, versprach das Mädchen, das zu Maries besten Klavierschülerinnen zählte.

»Vielen Dank, Frau Thon«, sagte Sophies Mutter, die zum Abholen ihrer Tochter ein paar Minuten früher als nötig gekommen war, um ihr noch beim Spielen zuhören zu können.

Marie begleitete Mutter und Tochter durch den Flur ihrer Altbauwohnung zur Tür und öffnete sie. Durch das hohe Fenster im Treppenhaus reichte der

Blick bis hinüber zum roten
Dächerkarree des Weimarer
Stadtschlusses.

»Ich habe zu danken, Frau
Rothemund. Dass ich mit Sophie
arbeiten darf. Mit ihrem Fleiß und ihrer
Begabung ist Ihre Tochter eine
Ausnahmeerscheinung unter meinen
Schülern. Leider.« Marie seufzte, nicht
nur deswegen. Die Wehmut war ihr
ständiger Begleiter. Sie war tief
empfunden – weil ihre vielen Wurzeln
eben tief in der Vergangenheit lagen ...

»Aber eine gute Schülerin ist nichts
ohne eine gute Lehrerin«, meinte
Sophies Mutter und reichte Marie zum
Abschied die Hand, während Sophie
schon mit einem »Tschüs, Frau Thon, bis

nächste Woche!« und wippendem
Pferdeschwanz die Treppe
hinunterhüpfte.

Marie lauschte den hallenden
Geräuschen, die das Mädchen auf den
Stufen verursachte. Sie kehrte zurück in
die Wohnung, in der sie sich immer noch
fremd fühlte, so wie in diesem ganzen
Dasein, schloss die Tür und sperrte die
Echos aus. Nun war es wieder ruhig.
Wie es sich für einen »Ruhestand«
geziemte. Meistens genoss sie ihn; nur
manchmal kribbelte es sie noch in den
Fingern, unter der Haut, tief drin. Dann
erfasste sie eine Unruhe, die jede Zelle
ihres Körpers in eine ganz leise und
doch sehr unangenehme Bewegung
versetzte, wie um sie aus ihrem Verbund

zu lösen.

Meistens half ihr die Musik über solche Phasen hinweg.

Am Klavier sitzend, ließ sie das Kinn auf die Brust sinken und dann den Kopf über die Schulter nach hinten und wieder nach vorne kreisen, um die schmerzenden Nackenmuskeln zu lockern. Dabei knirschten ihre Halswirbel vernehmlich, ein hässlicher Laut, der ihr schon von so manchem Schüler einen seltsamen Blick eingetragen hatte. Ein stechender Schmerz fraß sich von ihrem Genick aus bis ins Steißbein hinunter, die unvergängliche Spätfolge einer alten Wirbelsäulenverletzung. Sie hatte nie vergessen, wann und wo sie sich selbige

zugezogen hatte. Und es war mehr als nur der Schmerz aus dieser Verletzung, der heute noch in ihr nagte.

Dunleigh!

Mit einem Finger schlug sie eine Taste an. Ein Ton erklang, auf seine Art so dissonant wie ihre ewigen (ja, es war lange her) Nacken- und Rückenschmerzen.

Gut, dass der Teufel ihn geholt hat

...

Dann senkte sie beide Hände und begann eine ihrer Nocturnen zu spielen, deren Klang mehr füllte als nur das Zimmer.

Sie fühlte sich leicht, wie voll Helium, als würde sie gleich davonschweben. Nur wohin hätte sie

schweben sollen? Sie war doch angekommen auf dem Platz im Leben, der ihr zugeteilt war. Nachdem sie so vieles und viele gesehen und so vieles getan hatte.

Nichts davon war vergessen, kein Ort, kein Name, kein Opfer. Nicht vergessen, aber verarbeitet. Zu Musik. Alles Geschehene, jeden Einzelnen sah sie darin verewigt. Und war das nicht eine Form von Unsterblichkeit?

Das Spiel weckte stets solche Fragen in ihr – und auch andere: wie die zum Beispiel, ob sie sich die Vergangenheit damit nicht einfach nur schönreden, sich auf eine fast kindliche Art rechtfertigen wollte.

Die Musik barg die Antwort darauf.

Sie lautete nein, wie all die Male zuvor.

Sie war im Reinen mit sich und allen, deren Leben sie berührt, in deren Weg sie getreten war. Weil sie glaubte, dass der Tod nicht die letzte Station war, sondern nur eine auf der Reise durch Zeit und Welt.

Sie war zufrieden.

Was nichts daran änderte, dass sie sich manchmal wunderte, ob sie nicht auch anders Zufriedenheit erlangt hätte – und obendrein vielleicht auch noch glücklich geworden wäre, was immer darunter zu verstehen sein mochte.

Gewiss war eines: Viele Leben wären dann anders verlaufen ...

Mit geschlossenen Augen sah sie die Menschen und Orte, deren Musik sie

spielte. Jeder Mensch, jeder Ort trug seine ganz eigene Melodie in sich. Und sie besaß die Gabe, davon war sie überzeugt, diese Melodien befreien, hören, fangen und bewahren zu können.

Jede davon hatte sie in eine Nocturne gefasst und nach ihrem Ursprung benannt.

Arnaud ...

Ihr liebstes Stück. Die schönste aller Weisen, die je ihr inneres Ohr gefunden hatte, die träumerischste – und auch die düsterste. Sie drückte alles aus, was Musik nur ausdrücken konnte, sprach von Empfindungen, die so tief waren, dass man fürchten musste, wie in Abgründe hineinzustürzen. Aber sie

sprach auch wie in einer fremden Sprache, die sie selbst kaum verstand.

Sie dachte zurück an die Situation, die der Quell gewesen war, aus dem sie die Inspiration geschöpft hatte. Dennoch fiel es ihr schwer, sich auch nur *vorzustellen*, je derart machtvolle, *große* Gefühle verspürt zu haben, wie sie *Arnaud* zugrunde lagen.

Nahtlos fügten sich die Melodien, *ihre* Werke, aneinander. *Arnaud* ging über in *Konstantin*, und *Konstantin* wurde zu *Prag*, an das sich *Paris* anschloss, als münde die Moldau mit einem Mal in die Seine.

Bis die Musik gefror, mitten im Fluss.

Maries Hände verharrten reglos über der Klaviatur, ihr feines Gehör lauschte

dem letzten Ton noch nach, und dann ertönte jenes Geräusch, das sie im Spiel gestört hatte, ein weiteres Mal.

Ihr Handy.

Sie stand auf und ging zu dem wuchtigen Sekretär an der Stirnwand des Raums. Der wunderbar gearbeitete Schrank erweckte den Anschein eines alten Familienerbstücks, mit dem sie jedoch nichts verband, so wie sie auch zu allem anderen in der Wohnung keine persönliche Beziehung hatte. Das Handy lag auf der Schreibplatte; die Vibration des dritten Zirpens ließ es sich drehen, es drohte über die Kante zu rutschen. Ihre Hand bekam es zu fassen, ehe es dazu kommen konnte.

Im Display war die Anzeige *Anrufer*

unbekannt zu sehen. Einen Herzschlag lang erwog sie, den unbekannten Anrufer auf die Mailbox sprechen zu lassen. Aus irgendeinem Grund drückte sie, hinein ins vierte Läuten, doch die Empfangstaste und meldete sich mit einem geschäftsmäßigen »Ja, bitte?«.

Der Anrufer nannte seinen Namen. Und er war ihr keineswegs unbekannt, so wenig wie seine Stimme. Marie vergaß nie eine Stimme, so wie sie auch nie irgendetwas anderes vergaß.

Diese Stimme hatte sie allerdings niemals wieder zu hören erwartet. War sie auch überrascht? Ja, ein wenig, sicher. Vor allem aber war sie gespannt, erregt, wie ein jahrelang in Gefangenschaft gehaltenes Tier, das nun

seine bevorstehende Auswilderung
witterte und der Chance
entgegenfieberte, sich dieser Probe zu
stellen und sie zu meistern.

Und ...

Hatte sie auch *gehofft*, diese Stimme
noch einmal zu hören?

O ja ...

Die Antwort darauf überraschte sie
mehr als der Anruf als solcher. Sie *hatte*
darauf gehofft – so insgeheim, dass ihr
diese eigentlich widersinnige und doch
lang gehegte Hoffnung erst jetzt bewusst
wurde.

Und wie sehr sie darauf gehofft hatte

...

Sie sprachen nicht lange. Der Mann
hatte bereits aufgelegt, als sie noch auf

ihr Handy hinabblickte. Als sähe sie mehr als nur das kleine Gerät in ihrer Hand.

Die schon verspürte Hoffnung gewann eine neue Qualität: Jetzt hoffte sie darauf, endlich wiedergutmachen zu können, was sie zwei Menschen vor Jahren angetan, wie sie deren Leben vollkommen aus dem Gleis gebracht hatte. Den beiden Menschen, die ihr als Einzige etwas bedeuteten, jeder von ihnen auf seine Weise.

Mochte sie auch überrascht, gespannt, erregt und hoffnungsvoll sein, mochten ihre Empfindungen im Widerstreit liegen, vorbereitet war sie wohl auf einen solchen Fall. Um die seit Langem parat stehende, Existenz vernichtende

Maschinerie auszulösen, bedurfte es nur weniger Handgriffe.

Eine Stunde später war Marie Thon, geschätzte, aber eher unbekannte Lehrerin für Musikunterricht aller Art, nicht einfach nur aus ihrer Wohnung und Weimar *verschwunden*.

Es *gab* sie nicht mehr.

Und Roxane Fortier lebte auf.

7. APRIL

WIEN, UNIVERSITÄT

»Ich danke Ihnen. Bis zum nächsten Mal.«

Der Professor nickte knapp und drehte sich mit Schwung um, den Oberkörper vorgeneigt wie ein startender Sprinter.

»Und Abgang Döberin«, kommentierte Andrea Stiegl halblaut und mit einem Grinsen, während sie ihre mehrseitige Mitschrift ordnete. Papierrascheln und Stimmengemurmel erklangen und füllten den Hörsaal, in dem zu seiner Zeit schon Sigmund Freud

gesessen hatte. Eine kollektive Bewegung entstand und verlief beiderseits der ansteigenden Sitzreihen nach unten und dem Ausgang zu.

»Pst!«, entfuhr es Fio erschrocken. Sie stieß ihre beste (und einzige) Freundin an. »Wenn er dich hört!«

»Wie denn?« Andrea strich sich im Aufstehen das lange blonde Haar über Ohr und Schulter nach hinten. Wo es nicht lange blieb. »Er ist doch schon weg.«

Fios Blick suchte Döberin – vergeblich, wie es zu erwarten gewesen war. Auch sie kannte die Döberinschen Abgänge längst und wusste, dass sie am Ende einer Vorlesung stets in dieser Form erfolgten: Als seien seine jeweils

letzten – und immer gleichen – Worte ein verklausuliertes Abrakadabra, war der Professor von einem Augenblick auf den anderen einfach fort, wie weggezaubert. Natürlich bestand kein Zweifel daran, dass er lediglich schattenhaft und schnell durch die Tür nach hinten huschte und sie lautlos schloss; dennoch, der leicht unheimliche Eindruck blieb, gestärkt vielleicht von dem Gerücht, Döberin kenne Türen und Wege in diesem altehrwürdigen Hauptgebäude der Universität, die sonst keiner kannte. Nur eines von vielen Gerüchten, die über Professor Döberin kursierten – und noch nicht einmal das merkwürdigste.

»Außerdem würde er sich eh nicht an so einer Bemerkung stoßen«, meinte

Andrea, während sie sich als Letzte auf den Weg zum Ausgang des Saales machten.

»Das stimmt wohl«, sagte Fio.

»Andere machen sich noch viel mehr über ihn lustig.« Sie spürte fast etwas wie einen Anflug von Mitleid für den Professor, der ihr doch ebenso fremd war wie vermutlich den allermeisten anderen Menschen.

»Nicht einmal das würde ihn stören, wenn er es wüsste. Glaub mir.«

Fio nickte. »Ja, da hast du sicher recht. Weil ihn ...«

»... schlicht und ergreifend ...«, warf Andrea in aufgesetzt belehrendem Ton Döberins liebste Redensart ein und grinste dabei auf eine Weise, die Fio

viel über das kleine Mädchen verriet, das ihre Freundin einmal gewesen sein musste.

»Weil ihn schlicht und ergreifend««, wiederholte Fio, »nichts interessiert, was vor und nach seinen Vorlesungen geschieht.«

Tatsächlich war es so, als trete Döberin, kaum dass er zu Ende referiert hatte, aus der Realität heraus und in seine eigene hinein. In dieses Bild, das Fios immer schon lebhaft, weil von Kindesbeinen an geförderte Fantasie zeichnete, passte auch der Umstand, dass Döberin außerhalb des Hörsaals so gut wie unsichtbar war. Er lief einem kaum einmal über den Weg, und wenn doch, war er zu schnell wieder weg, um ihn

auch nur grüßen zu können. Worauf er ohnedies wohl keinen Wert legte.

Fio seufzte. »Ein komischer Kauz ist er schon.«

Neben Andrea ging sie ohne besondere Eile zur Tür, den Blick noch dorthin gerichtet, wo Döberin abgetreten war. Peter Mratschek, ein Kommilitone, hielt ihnen die Tür lächelnd auf und erwartete von den beiden jungen Frauen wohl mehr als nur ein dankendes Nicken. Beide waren sie jedoch zu sehr in ihr Gespräch über Döberin vertieft. Freilich redeten sie nicht zum ersten Mal über ihn. Schließlich war er ein Mensch, über den es immer wieder etwas zu sagen gab. Paradox eigentlich, weil sie doch so gut wie nichts über ihn wussten.

»Und ein Gott ist er«, meinte Andrea.
Fio zuckte unwillkürlich zusammen.

»Tut mir leid«, murmelte Andrea.

»Entschuldige.«

Sie beide kannten sich erst seit dem vorigen Herbst, seit Beginn ihres Studiums. Doch konnte Andrea in dieser kurzen Zeit nicht entgangen sein, dass Fio bei bestimmten Themen und auf gewisse Bemerkungen fast allergisch reagierte: Bemerkungen über Gott beispielsweise, die einen Menschen mit ihm gleichstellten.

Sie winkte ab. »Ist schon gut. Ich muss mich endlich daran gewöhnen, in der Welt draußen zu sein, wo jeder sagen und denken darf, was er will.«

»War das bei euch nicht so?«, wollte

Andrea wissen. Ihre Schritte und Stimmen hallten wie die Geräusche Dutzender anderer Studenten von den alten Mauern wider und erzeugten die Illusion, sie wären zu Hunderten.

»Hattest du ein Schweigegelübde abgelegt? Gab es in deinem Stift ein Denkverbot?«

Andrea meinte es nicht böse. Fio wusste und verstand, *wie* sie es meinte – Andrea war schlicht und ergreifend neugierig. Weil sie ein Leben, wie Fio es geführt hatte, und eine Welt wie die, in der Fio aufgewachsen war, nicht kannte. Und wäre sie nicht neugierig gewesen, darauf und auf alles Mögliche und scheinbar Unmögliches, hätte sie mit Genetik sicher das falsche Studienfach

gewählt. Trotzdem, ein bisschen müde war Fio es schon, immerzu wiederholen zu müssen, was sie bereits etliche Male erklärt hatte.

»Das war nicht *mein* Stift, und es ging da auch nicht zu wie in einer Klosterschule des Mittelalters.«

Für mich jedenfalls nicht, setzte sie im Stillen hinzu und fuhr dann fort: »Ich bin zwar unter Nonnen groß geworden, aber ich selbst war keine und bin auch keine geworden. Glaub mir, du würdest mich beneiden, wenn du wüsstest, wie schön dieses Leben war.«

»Na, ich weiß nicht«, gab Andrea zurück. »Ich bin schon eher für die freie Welt geschaffen, denke ich.« Sie blinzelte ihr zu.

Fio lächelte, verzichtete allerdings darauf, das Thema fortzusetzen. Es war wirklich schwer, vielleicht sogar unmöglich, jemand anderem zu vermitteln, wie sie aufgewachsen war. Man hatte sie im Stift nicht wie eine Schwester behandelt, sondern wie eine Tochter, die allen gehörte. In keiner »richtigen« Familie hätte sie sich besser aufgehoben und geborgener fühlen können.

Und nirgends hätte sie mehr lernen können.

Seit sie nicht mehr im Stift lebte, sondern, wie die *madre superiora* es beim Abschied ausgedrückt hatte, »in die Welt hinaus entlassen« war, um »Gottes Schöpfung zu erfahren«, war ihr

klar geworden, wie viel sie wusste über diese »freie Welt«, wie viel *mehr* sie darüber wusste als die meisten von denen, die darin geboren und aufgewachsen waren – scheinbar aber ohne darin wirklich gelebt zu haben.

Das konnte zwar auch Fio nicht von sich behaupten. Aber sie hatte die Welt außerhalb der Mauern des Stifts ihr Leben lang vor Augen gehabt, sie beobachtet – durch Tausende von Fenstern, die ihr den Blick auf jeden Teil und alle Wunder dieser Welt, auf jeden Aspekt des Lebens und der Schöpfung ermöglicht hatten. Durch die vielen, vielen Bücher, die etliche Räume des Klosters angefüllt hatten. Dennoch waren es natürlich nicht *so* viele Bücher

gewesen wie in der Universitätsbibliothek, dem Ort, wo sie sich am wohlsten fühlte und möglichst viel Zeit verbrachte. Weil es dort so sehr nach *daheim* roch. Und nach der Mutter Oberin, die für Fio vor allem Mutter gewesen war – die einzige, die sie je gekannt hatte, nachdem man sie, noch keine Woche alt, auf den Stufen des Sankt-Anna-Stifts nahe Florenz gefunden hatte. Manchmal, gerade in Momenten wie diesem, da ihr bewusst wurde, wie gesegnet sie im Grunde doch war, war Fio ihrer unbekannten leiblichen Mutter fast dankbar dafür, sie ausgesetzt zu haben. Hätte ihr ein reicheres Leben beschert sein können?

Nein, nur ein anderes ...

Und da spürte sie sie dann doch, diese Neugier darauf, wie jenes andere Leben wohl verlaufen wäre.

»Einigen wir uns auf ›Genie‹?«, nahm Andrea den Faden Döberin wieder auf.

Während sie neben Andrea unter den zum Universitätshof hin offenen Arkaden schlenderte, zwinkerte Fio ihr zu.

»Damit könnte ich leben. Er muss der größte Experte sein, den es auf seinem Feld gibt.« Fio ertappte sich dabei, wie schwärmerisch ihre Stimme wurde, wenn sie von Döberin sprach.

»Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, dass es jemanden gibt, der mehr über das Thema weiß«, fiel Andrea in das Loblied ein.

Fio spann den Faden weiter. »Weil er

alles darüber weiß, was man bis heute darüber wissen kann.«

Döberin kannte alles, was je über Genetik und die einschlägige Forschung publiziert worden war. Er schien sämtliche Fakten nicht nur auswendig zu wissen, er konnte auch exakt sagen, wo welche Information zu finden war. Zum Vorwurf ließ sich ihm allenfalls machen, dass er von anderen, insbesondere von seinen Studenten, genau dasselbe nicht nur erwartete, sondern es voraussetzte. Fragen beantwortete er – wenn er sie überhaupt zuließ – nicht direkt, nur mit Titel- und Seitenangaben der entsprechenden Quelle, und manchmal wusste er sogar den genauen Absatz. Fio war sich sicher, dass er in den meisten

Fällen auch noch die Zeile kannte; nur war es in ihrem Beisein noch zu keiner Frage gekommen, die aus Döberin eine derart präzise Auskunft abgerufen hätte.

Abgerufen ...

Das Wort passte in diesem Zusammenhang sehr wohl.

Döberin machte bisweilen einen regelrecht robotischen Eindruck, den eines Automaten, der sich zu Vorlesungsbeginn einschaltete und genau bis zu deren Ende in Betrieb blieb. Dann war er abgelaufen, war die Batterie leer. Während einer Vorlesung merkte man nämlich nichts von Döberins Eigentümlichkeiten, da ging er einfach nur auf in seinen Worten und dem Verlangen, sein Wissen zu verstrahlen

wie ein Stern sein Licht. Man merkte ihm an, wie durstig er einmal darauf gewesen sein musste, bis er alles, was es zu wissen gab, in sich aufgesogen hatte.

Nur um es zu speichern und an seine Studenten abzugeben?

Das kam Fio all ihrer Fantasie zum Trotz sehr unwahrscheinlich vor. Sie fand es seltsam, dass Döberin nie etwas ... *gemacht* hatte aus seinen Kenntnissen der Genetik, sie nie praktisch angewandt hatte.

Andererseits, was wusste sie schon über ihn? So wenig wie jeder andere, vielleicht sogar noch weniger als die meisten.

»Ich wüsste gern mehr über ihn«,

sprach sie aus, was eigentlich nur zum Denken bestimmt gewesen war – und woran sie nicht zum ersten Mal dachte.

»Ach ja?«

Fio musste den Blick, den Andrea ihr zuwarf, gar nicht sehen, um zu wissen, welcher Art er war. Ihr Ton verriet genug.

»Doch nicht *so*«, verteidigte Fio sich und wurde trotzdem ein bisschen rot dabei – nicht weil sie beim Sündigen ertappt worden war, sondern weil Andrea offenbar glaubte, Fio könnte für den Professor etwas empfinden.

Aber so war es wirklich nicht.

Döberin interessierte sie, ja, jedoch nicht als Mann. Zum einen waren Männer nach dem Leben im Kloster

immer noch Fremde für sie; Fremde, auf die sie zwar neugierig war, vor denen sie sich aber auch ein wenig fürchtete – weil sich in ihnen *alles* verbergen konnte. Zum anderen war an Döberin etwas, das ihn über sein Mannsein hinaus in Fios Augen noch verfremdete. Von ihm ging irgendetwas aus, an das man ganz automatisch nicht rühren wollte, ganz ähnlich einer Pflanze oder einem Tier, dem man schlicht und ergreifend *ansah*, dass es giftig war.

»Er interessiert mich als Wissenschaftler, als Koryphäe, verstehst du?«, sagte sie zu Andrea. »Ich bin überzeugt, man könnte von ihm noch viel mehr lernen als das, was er im Hörsaal zu teilen bereit oder imstande ist.«

»Herzchen, darf ich dir was sagen?«, flüsterte Andrea.

»Sicher.«

»Du solltest dir gelegentlich selber zuhören – manchmal redest du nämlich wie eine Betschwester.«

Fio wollte schon gekränkt auffahren, als Andreas gutmütig-spöttischer Blick sie doch wieder besänftigte.

£5 gibt noch Hoffnung, dachte sie, sich ein wenig über sich selbst lustig machend. *Ich gewöhne mich scheinbar ein in diese Welt ...*

Als sie im Foyer angelangten, fragte Andrea: »Kommst du mit zum Mittagessen oder ...?«

»Oder.« Fio grinste, nicht so frech, wie sie es gern getan hätte, sondern

entschuldigend, so wie es ihre Art war.

»Bibliothek?«

»Bibliothek.«

»Frag doch mal, ob sie dich ein Bett reinstellen lassen«, meinte Andrea, nur halb im Scherz. »Dann würdest du dir die Miete für deine Bude sparen *und* dich mehr zu Hause fühlen.«

»Eine herrliche Vorstellung«, schwärmte Fio.

»Das wird man Ihnen, befürchte ich, nicht gestatten.«

Andreas Augen weiteten sich. Fio fuhr herum. Sie hatte die Stimme gleich erkannt; trotzdem nahm ihr die Überraschung für eine Sekunde den Atem.

Döberin?

Er war auf die ihm eigene Weise aufgetaucht: Wie ein Geist, lautlos und scheinbar aus dem Nichts, stand er auf einmal einfach da.

Natürlich war er nur aus einem der Seitengänge gekommen, es konnte ja nicht anders sein. Nur *gesehen* hatte Fio es nicht. Allerdings hatte sie auch nicht hingeschaut ...

Ein halbes Dutzend Augenpaare blickten unterdessen zu ihnen herüber, und immer mehr wandten den Kopf, gingen eine Spur langsamer. Professor Döberin »in freier Wildbahn« – das sah man schließlich nicht alle Tage.

»Signorina Gallo?«

Den Nachnamen hatte Fio sich selbst ausgesucht, nachdem sie einen eigenen ja

nicht besaß. Sie hatte ihn sich geliehen von Fabio Gallo, der einmal in der Woche die Grundnahrungsmittel ins Stift geliefert hatte, die der Orden dort nicht selbst anbauen konnte. Fabio war ein netter alter Mann; einen wie ihn hätte Fio sich zum Großvater gewünscht, wäre ihr ein solcher Wunsch gewährt worden. Und wäre Fabio der Vater ihres Vaters gewesen, hätte sie ja auch seinen Nachnamen getragen.

»Ja?« Fio schluckte, spürte Andreas Blick auf sich, der zwischen ihr und Döberin hin und her hüpfte. »Herr Professor?«

»Ich hätte eine Bitte an Sie, Signorina.«

»Eine Bitte an mich?«, staunte Fio.

Sie schauderte ein ganz klein wenig vor Ehrfurcht – oder aus einem Gefühl, das sie bis jetzt noch nicht kennengelernt hatte.

»Eine Bitte«, bekräftigte Döberin, und seine Augen wichen auch im Nicken, knapp wie das am Ende seiner Vorlesungen, nicht von ihr, »und vielleicht ein Angebot.«

Fio konnte sich gerade noch daran hindern, blöde zu wiederholen: *Ein Angebot?*

»Aha«, machte sie stattdessen; das klang zumindest in ihren Ohren nicht ganz so begriffsstutzig.

Döberins nachlässig gestutzter Bart verzog sich unter der Bewegung seiner Lippen, die ein leichtes Lächeln formten.

»Dazu würde ich Sie gern unter vier Augen sprechen«, erklärte er und fixierte Fio unverwandt.

Sie schluckte abermals, versuchte, all ihre Selbstsicherheit zusammenzuraffen, und antwortete dann doch mit nervöser Mädchenstimme: »Gern, Herr Professor.«

Der gregorianische Chor, mit dem Fio sich am späten Nachmittag Kopf und Seele in tiefer Besinnung gefüllt hatte, klang noch in ihr nach. Und er schien nun, da sie den düsteren Korridor entlangging, selbst von den Wänden

widerzuhalten, in diesem ältesten Teil der Universität, die ihrerseits die älteste im deutschsprachigen Raum war.

Um diese Zeit, wenn nur noch wenige Studenten durch die Gänge liefen oder zu schleichen schienen, atmete das Gemäuer sein Alter aus, als hielte es tagsüber die Luft an. Es roch anders am Abend; die Menschen, die am Tage hier zugange waren, schienen ihre Gerüche mitzunehmen, sodass nur der universitätseigene zurückblieb. Jedes Jahr, das seit dem vierzehnten Jahrhundert vergangen war, schien seine Duftmarke hinterlassen zu haben, und alle zusammen vereinten sich zum Odem der Zeit und Geschichte, wie Fio ihn auch aus dem Sankt-Anna-Stift kannte.

Andrea hatte einmal gemeint, es sei ein komisches Gefühl, in einem »so alten Laden« ein »so modernes Fach« wie Genetik zu studieren. Die daraufhin entbrannte Diskussion hatte Fio für sich entschieden. Die Genetik war für sie eine der ältesten Wissenschaften überhaupt, neu und modern war nur der Name. Im Kern aber war sie das Studium der Schöpfung per se und mithin um Ewigkeiten älter als die Wiener Universität oder sonst ein Lehrinstitut der Welt.

Seufzend entlarvte sie die müßigen Gedanken als das, was sie wirklich waren: lediglich ein Versuch der Ablenkung von dem, was ihr bevorstand, und von dem sie nicht wusste, was es

sein würde.

Fio hatte damit gerechnet, dass Döberin ihre Freundin Andrea bitten würde, sie mit ihm allein zu lassen, oder dass er sie selbst kurzerhand zur Seite nähme ... damit er ihr sein wie auch immer geartetes, in jedem Falle aber ominöses *Angebot* vortragen konnte.

Das hatte er nicht getan. Stattdessen hatte er sie gebeten, ihn um halb sieben in seinem Büro aufzusuchen. Was im ursprünglichsten Sinn des Wortes unerhört war. Weder sie noch Andrea kannten jemanden, den Döberin je in sein Büro bestellt hatte. So weit sie wussten – und nach allem, was man sich so erzählte -, hatte noch kein Student Döberins Allerheiligstes betreten; es

sollte sogar kaum einen Kollegen geben, der auch nur einmal hineingeblickt hatte.

Die Tür, vor der Fio nun stand, kam ihr trotz des unanzweifelbaren Alters vor wie neu, glatt und makellos.

Unberührt, dachte sie. Weil nie jemand an diese Tür zu klopfen wagte.

Sie *musste* es jetzt tun.

Fio ballte die Faust, hob sie allerdings noch nicht. Die eigene Hand kam ihr mit einem Mal sehr schwer vor.

Was konnte Döberin nur von ihr wollen? Ausgerechnet von ihr?

So wie Döberin als unsichtbar galt, kam Fio sich unsichtbar vor.

Unscheinbar, unauffällig, bemerkenswert noch nicht einmal ihres Vornamens wegen; an der Uni gab es Studenten aus

aller Herren Länder mit noch exotischeren Namen als dem ihren, Fiorenza. Sie litt nicht etwa unter einem Minderwertigkeitskomplex; sie war sich lediglich der Tatsache bewusst, dass sie nicht augenfällig aus der Masse herausragte, weder durch ihr Äußeres noch durch ihr Naturell. Sie war eine unter vielen, schlicht und ergreifend *normal*, nicht mehr, nicht weniger.

Allenfalls war sie etwas gelehriger als andere, als Andrea etwa. Andrea war eine gute Studentin, sie war klug, fleißig, interessiert, und sie hatte in den vergangenen knapp acht Monaten nicht weniger gelernt als Fio. Nur musste Andrea sich alles erarbeiten, während Fio einfach zu verstehen schien, sich

Dinge merken konnte, die andere niederschreiben und immer wieder durchgehen mussten. Fios Mitschriften der Vorlesungen waren allenfalls halb so umfangreich wie beispielsweise Andreas. Sie erfasste wie von selbst, worauf es ankam, was es festzuhalten gab, woran sich weiteres Wissen knüpfte, das mit dem Zugriff auf diese eine Information kettenreaktionsmäßig erfolgte, automatisch den Weg in ihr bewusstes Denken fand.

Fio lagen das Lernen und das Thema selbst im Blut.

Oder ist es in meinen Genen verankert?

Allein zur Lösung dieser Frage mochte sich das Studium lohnen.

Sie fand aber auch abgesehen davon immer mehr Gefallen an ihrem Fach. Ihr Interesse erwachte wie etwas, das lange in ihr geschlummert, von dem sie aber nicht einmal gewusst hatte. Jedenfalls hatte sie inzwischen nicht mehr den Eindruck, mit diesem Studium nur den Herzenswunsch der Mutter Oberin zu erfüllen. Dennoch blieb das Gefühl, die Mutter Oberin projiziere vieles von dem, was sie selbst vielleicht hätte sein wollen oder sein können, auf sie. Als versuche sie, Fio zu einer anderen, »freien« Version ihrer selbst heranzuziehen. Gewiss nicht aus egoistischen Motiven heraus, sondern um Fio zu ermöglichen, was ihr versagt geblieben war, wozu sie sich jedoch in

der Lage gesehen hätte.

Wie eine Mutter es für ihre Tochter wollte ...

Und es geschah im Zuge dieser Überlegungen, dass Fio stets eine ganz bestimmte frevelhafte, weil sicher falsche Idee kam. Die nämlich, dass man sie betreffs ihrer Herkunft angelogen hatte, dass man sie nicht auf den Stufen des Stifts gefunden hatte, sondern dass sie im Stift zur Welt gekommen war, als Kind einer der Schwestern – oder der *madre superiora* selbst.

Das hätte vieles erklärt.

Allerdings war es ungeheuerlich, so zu denken. Es war ... niederträchtig.

Und machte es für sie selbst denn einen Unterschied, wessen Schoß sie

geboren hatte? War sie nicht in einer behüteten Welt aufgewachsen, wie es sie sonst nirgends geben mochte, der vielleicht einzigen Umgebung, in der Liebe wirklich mehr war als nur ein Wort? Waren die Schwestern nicht wie ebensolche zu ihr gewesen, wie Tanten und Freundinnen noch dazu? Und die Oberin nicht die beste, die fürsorglichste, die weitestblickende Mutter, welche ein Kind nur haben konnte?

Die Antworten auf diese Fragen standen für Fio unverrückbar fest ...

Irgendwo schlug eine Glocke halb sieben. Fio schob die Gedanken, die sie so beschäftigt hatten, beiseite, wie ein Buch ins Regal. Jetzt war es Zeit, ein

anderes aufzuschlagen; eines, das sie noch nicht kannte und auf das sie äußerst gespannt war.

Sie klopfte.

Der Laut ließ auch den letzten der imaginären Zisterzienser verstummen, deren Choral sie bis hierher begleitet hatte; was anderen ihr iPod war, waren Fio ihre Fantasie, ihr Erinnerungsvermögen, ihre unermessliche geistige Speicherkapazität.

»Herein.«

Döberins Stimme war so deutlich zu vernehmen, als gebe es die Tür nicht.

Überrascht war Fio auch, dass er nicht selbst zur Tür kam, um sie einzulassen. Mochte sie auch nicht

wissen, weshalb Döberin sie zu sich gebeten hatte, so hatte sie doch eine sehr bestimmte Vorstellung davon gehabt, wie dieser Besuch ablaufen musste: Döberin würde die Tür eine Handbreit öffnen, mit einem Auge durch den Spalt linsen, dann den Kopf herausstrecken, sichernd nach links und rechts schauen und sie dann hastig durch die Tür winken, die er gerade weit genug aufhalten würde, um sie einzulassen.

In dieser Hinsicht enttäuschte er sie also schon einmal.

Fio drückte die Tür auf.

Von Döberins Büro hatte sie eine genaue Vorstellung: eine Höhle aus Büchern. Es würde vielleicht der eine Raum sein, in dem sie noch mehr Bücher

fand als im Stift und im Besitz der Mutter Oberin. In der Mitte ein alter, ebenfalls mit Büchern, sehr alten Büchern, beladener und darum klein wirkender Schreibtisch, unter einer Haube aus gelblichem Licht, so abgezirkelt, dass es den dahinter sitzenden Professor kaum berührte und die Bücherwände ringsum nur erahnen ließ.

Fio trat ein. Und fand fast alles ganz anders vor, als sie es sich ausgemalt hatte.

Zwar war es im Zimmer wie erwartet nicht sonderlich hell. Das lag daran, dass die Deckenbeleuchtung nicht brannte und das durchs Fenster hereinfallende Licht des Aprilabends

schon kraftlos war. Auch stand in der Mitte des Raumes ein Schreibtisch.

Aber sonst ...?

Döberins Allerheiligstes – diese Bezeichnung kam Fio jetzt unpassend und lächerlich vor – war regelrecht leer. Die Wände verschwanden nicht samt und sonders hinter prall gefüllten Bücherregalen. Dieses langweilige Büro hätte ebenso gut das eines Buchhalters sein können.

»Enttäuscht?«, fragte Döberin. Er saß hinter dem Schreibtisch.

Ihre Miene musste Bände sprechen, wenn er diese Frage stellte. Wenn sie es recht überlegte, war sie allerdings *nicht* enttäuscht. Denn warum sollte sich ein Mann, der offenbar jedes Buch, das er je

gelesen hatte, auswendig kannte, mit ebendiesen Büchern noch umgeben?

»Nein.«

»Nehmen Sie doch Platz, Signorina Gallo.« Döberin wies auf den schlichten Stuhl vor dem Schreibtisch, mit der linken Hand, seiner gesunden, ohne dass er dabei aufgehört hätte, ein Tonfigürchen um die Finger wandern zu lassen, wie ein Taschenspieler seine Münze. Eine Marotte, von der er auch während seiner Vorlesungen nicht abließ; als müsse die linke Hand in Übung bleiben, um nicht das Schicksal der rechten zu erleiden, die nutzlos und starr wie eine zum Sprung bereite fleischige Spinne vor ihm lag, wie vergessen, als gehöre sie ihm gar nicht.

»Danke.« Fio setzte sich. Der Stuhl war so unbequem, wie er aussah. Sie schaute den Professor an. Erstaunlich keck fragte sie: »Nun?«

»Nun«, wiederholte Döberin, »Sie wundern sich gewiss, warum ich Sie zu mir gebeten habe, nicht wahr?«

»Das kann man so sagen, ja.«

Döberin visierte Fio an. »Sie sind eine sehr gute Studentin, Signorina Gallo. Ich sehe Ihnen an, dass Sie Wissen nicht nur aufnehmen. In Ihnen steckt schon mehr als in anderen.«

Fio spürte, wie sie rot wurde. Worauf wollte er bloß hinaus?

Herrje, er war so anders, als sie erwartet hatte. So anders als alle glaubten. Anders als draußen, jenseits

dieser Wände. Als lebte nur hier drin sein wahres Ich, abgeschottet von allem, was man von ihm behauptete.

»Ich weiß, was man über mich redet.« Ein dünnes Lächeln erschien auf Döberins Lippen.

Fio hatte Mühe, ihr Erschrecken zu verheimlichen.

Er LIEST meine Gedanken!

Wahrscheinlich jedoch standen sie ihr schlicht und ergreifend ins Gesicht geschrieben ...

»Es kümmert mich nicht. Diese Welt da draußen interessiert mich nicht.« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sie ist beengt, die Menschen sind blind, engstirnig, kleingeistig.«

Jetzt, endlich, rückten Wahrheit und Dichtung über Döberin doch etwas aufeinander zu. Er wurde ein wenig zu jenem Misanthropen, der zu sein man ihm nachsagte. Unter anderem ...

Fio schwieg gespannt, und Döberin fühlte sich zum Weiterreden provoziert.

»Was nützt es, Wissen zu verbreiten, wenn es nur Wissen bleibt?«

Sie hatte den Eindruck, er hätte einen Teil seiner eigentlichen Rede – oder Tirade – übersprungen, vielleicht, weil er ihn schon zu oft vorgetragen oder wenigstens gedacht hatte und damit für längst gesagt hielt.

»Wissen muss Anwendung finden«, fuhr er fort.

In Fio keimte ein Verdacht, so winzig

noch, dass er ihr fast entging. Vielleicht irrte sie sich ja in diesem Punkt. Und vielleicht ...

... nein, das war zu verrückt.

Oder ...?

»Wissen ist wie eine Pflanze, es braucht Gärtner, Signorina Gallo.« In Döberins fast kohlschwarzen Augen glühte nun das, was sie in den Vorlesungen manchmal darin wahrnahm. Der Widerschein einer tiefen, fiebrigen Begeisterung, von der sie sich auch jetzt wieder angesteckt fühlte.

»Wissen, Signorina, braucht Mut, der es zu Taten wachsen lässt, Menschen, die die Früchte dieses Wissens zu ernten bereit sind und erproben, was sich daraus gewinnen lässt. Auch auf die

Gefahr hin, dabei etwas zu verlieren.«

Jetzt war sie es, die *wusste*, was er sagen würde. Sie kam ihm zuvor.

»Menschen wie uns, Herr Professor?« Fio erschrak fast über ihre Stimme, die Frage.

Erstaunt zog Döberin die Brauen hoch. Er nickte, bedächtig, anerkennend.

»Menschen wie uns, Signorina Gallo.«

»Woher wollen Sie wissen, dass ich so ein Mensch bin?«

»Weil ich Jahre mit Menschen unseres Schlages verbracht habe. Weil uns etwas verbindet, weil wir einander erkennen – wie an einem Zeichen, das wir alle tragen und das niemand sonst kennt.«

Das Feuer der Begeisterung, das Fio eben noch in sich gespürt hatte, brannte nieder. Und in ihr wuchs eine leise Furcht vor dem, was Döberin sein mochte und im Sinn hatte.

Redeten sie wirklich über das, was sie glaubte?

Wieder war es, als lese Döberin ihre Gedanken. In einer beruhigenden Geste hob er die gesunde Hand. Er schien zu erkennen, dass er übers Ziel hinausgeschossen oder im Endspurt dorthin etwas zu schnell gewesen war, als dass Fio ihm hätte folgen können. Er steuerte gegen, ruderte zurück. Der beinahe fanatische Unterton, der gerade noch in seiner Stimme mitgeschwungen hatte, machte einem eher väterlichen

Gehabe Platz; als wisse er, dass Fio sich davon verleiten lassen würde, weil dieser Ton etwas war, der in ihrem Leben stets gefehlt hatte.

»Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Signorina Gallo, Ihnen, wie ich schon sagte, ein Angebot machen. Und ich bitte Sie nur, es sich anzusehen. Die Entscheidung, ob Sie einwilligen wollen oder nicht, liegt ganz allein bei Ihnen.«

Und wenn ich nein sage ...?

Fio fröstelte, unter der Haut. Trotzdem fiel es ihr erstaunlich leicht, diesen Anflug von Furcht zu bezwingen. Oder war es etwa Erregung, die sie schaudern ließ?

Sie wollte jedenfalls sehen, was Döberin ihr anzubieten hatte: zunächst

nur einen Schlüssel. Für eine Tür allerdings, von der sie bisher nichts gewusst hatte.

BERLIN, FRIEDRICHSHAIN-KREUZBERG,
AM ABEND

»Raus hier!«, zischte Paul Finn mit solchem Nachdruck, als wüsste er, dass hier im *Kaiser-Eck* gleich eine Bombe hochgehen würde. Ein Gedanke, der in seinem Fall gar nicht so weit hergeholt war. Denn Paul Finn wusste vieles, wovon andere Menschen nichts ahnten.

»Was ist denn?«, fragte Sara

Schaffer, strich sich eine widerspenstige rote Locke hinters dreifach gepiercte Ohr und warf ihm einen halb erstaunten, halb alarmierten Blick zu.

Seine Augen waren einen Moment lang nicht die eines großen Jungen, wie Paul ihr oft erschien, sondern die eines Mannes, der mehr als nur erwachsen war. Die Linien in seinem schmalen Gesicht, für gewöhnlich fast unsichtbar, waren mit einem Mal ganz deutlich zu sehen, wie von Kummer in langer Zeit hineingegraben.

»Glaub mir.« Sein Ton hatte etwas Beschwörendes und zugleich auch unsagbar Ruhiges.

Weil sie Paul Finn inzwischen zwar nicht wirklich gut, immerhin aber gut

genug kannte, stellte Sara keine weiteren Fragen. Sie stellte ihr halb ausgetrunkenes Schultheiss auf die Theke, klemmte sich die angebissene Bulette zwischen die Zähne und folgte Paul auf dessen heimliches Zeichen hin durch den Lieferanteneingang nach draußen. Der Schritt aus dem Kneipenmief hinaus tat gut. Das Gefühl verflog jedoch in der nächsten Sekunde.

»Meine Güte, hier stinkt's ja zum Himmel«, stöhnte Sara, als sie den überquellenden Müllcontainer passierten, der jeden Hygiene-Inspektor zu Tränen gerührt hätte. Angewidert spuckte Sara ihre Bulette auf den Berg aus matschigen Kartons, Küchenabfällen, faulem Obst,

verschimmeltem Brot und weiß Gott was noch. Und irgendwo unter dem ganzen Zeug *bewegte* sich etwas ...

Paul scheuchte Sara hektisch um die Ecke, wo ihr BMW parkte. Während sie die Beifahrertür aufschloss – Zentralverriegelung hatte es, als das Schätzchen vom Band gerollt war, noch nicht gegeben –, blickte Paul gehetzt und misstrauisch wie ein Spion in einem Film voller Klischees nach links und rechts die von Bäumen gesäumte Straße entlang.

»Was hast du denn überhaupt?«, wollte Sara wissen.

»Jemand hat mich erkannt«, antwortete er. »Und er wollte mich verraten.«

Dabei tippte er sich vielsagend gegen die Nase. Sara deutete die Geste zwar richtig, wusste allerdings auch, dass Pauls guter Riecher für allerlei Dinge nicht wirklich etwas mit seiner Nase zu tun hatte. So gut hatte sie ihn immerhin in der kurzen Zeit seit ihrer ersten Begegnung und der Rettung des entführten Jungen schon kennengelernt. Was wiederum nicht hieß, dass sie auch *verstand*, was mit Paul Finn los war. Wie auch? Er verstand es ja selbst nicht – behauptete er jedenfalls ...

Auch während der Fahrt hörte Paul nicht auf, sich in einer Tour nach hinten umzudrehen. Seine Nervosität und die Befürchtung, verfolgt zu werden, schienen ansteckend zu sein. Auch Sara

ertappte sich dabei, häufiger als sonst in den Rückspiegel zu blicken. Nur folgte einem in einer Stadt wie Berlin schließlich *immer* irgendein Fahrzeug, und manchmal eben auch über mehrere Kreuzungen hinweg.

»Da ist niemand«, versuchte sie Paul zu beruhigen, mit überschaubarem Erfolg. Er wandte sich jetzt zwar nicht mehr dauernd auf dem Beifahrersitz um, dafür fixierte sein Blick abwechselnd mal den Innen-, mal den Außenspiegel.

Sara begann daran zu zweifeln, ob es überhaupt einen Grund für ihren überstürzten Aufbruch aus dem *Kaiser-Eck* gegeben hatte. Mehr und mehr gewann sie nämlich den Eindruck, dass Paul nicht nur hellseherische

Anwandlungen hatte, sondern auch unter Verfolgungswahn litt.

Zugegeben, er hatte durchaus Grund, sich verfolgt zu fühlen. Zeitungen und Fernsehen wollten Interviews mit dem Mann führen, der sie, die Privatdetektivin Sara Schaffer, zum Versteck des gekidnappten Jungen geführt hatte. Aber sie lauerten wahrhaftig nicht *überall* auf ihn; nicht *jeder*, der ihn aufgrund des einen Fotos erkannte, das man von ihm geschossen und veröffentlicht hatte, griff gleich zum Handy, um einen Reporter zu informieren. Genau das schien Paul eben in der Kneipe angenommen zu haben. Und dieser Argwohn grenzte in Saras Augen allmählich an Paranoia. Dass er

selbst jetzt noch, da sie seit fast zehn Minuten im Auto saßen und durch die nächtlichen Straßen von Kreuzberg fuhren, nach Verfolgern Ausschau hielt, fand sie schlicht verrückt. Dabei hatte sie ihm bisher immer vertraut. Zum ersten Mal, als Paul nach der von der Polizei vermasselten Lösegeldübergabe auf sie zugekommen war, um ihr zu sagen, dass er zwar nichts mit der Entführung zu schaffen habe, jedoch wisse, wo der Junge versteckt sei. Sie, die von der Familie des Opfers angeheuert worden war, hatte ihm geglaubt und war mit ihm zu der Fischerhütte inmitten der Havelseen gefahren, wo sie den Jungen in einer schalldicht isolierten Futterkiste

gefunden hatten. Dass der Junge überhaupt noch gelebt hatte und sie ihn auf diese Weise aufgespürt hatten, war eigentlich schon Wunder genug. Wie merkwürdig das Ganze tatsächlich war, war Sara erst später bewusst geworden, als sie die Geschehnisse in Gedanken noch einmal abgespult hatte wie einen Film. Paul hatte genau in dem Augenblick seine »Vision« vom Versteck des Jungen gehabt, als der Kidnapper sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Darauf konnte sich Sara zwar durchaus einen Reim machen, nur teilte sie ihre Mutmaßung mit niemandem – weil sie selbst ihr, nüchtern betrachtet, haarsträubend vorkam.

Allerdings fiel ihr eine nüchterne Betrachtungsweise immer schwerer seit dieser Sache ... seit sie Paul Finn kannte und ihn in Aktion erlebt hatte.

»Hast du eigentlich schon mal überlegt, dich wenigstens *einmal* interviewen zu lassen? Exklusiv, von wem auch immer? Dann hättest du wahrscheinlich deine Ruhe.« Sara bog um die nächste Ecke. Der BMW rumpelte über unebenes Kopfsteinpflaster.

»Ich will mich aber nicht interviewen lassen«, erwiderte Paul. »Fährst du mich bitte nach Hause?«

»Bin ja schon dabei.«

Es fiel Sara in der Tat schwer, sich Paul im Gespräch mit einem Journalisten

vorzustellen. Denn Paul als schüchtern zu bezeichnen, war eine Untertreibung sondergleichen. Gegen ihn war jeder Einsiedlerkrebs ein Partylöwe. Scheu war er wohl auch schon gewesen, bevor er geholfen hatte, den entführten Jungen zu retten. Sara anzusprechen, die noch nicht einmal zum Polizeiapparat gehörte, musste ihn unsagbare Überwindung gekostet haben. Danach hatte er sich unter dem Ansturm des Medieninteresses an seiner Person und vor allem natürlich seiner »Gabe« noch weiter in sich zurückgezogen. Sara fühlte sich ein wenig in der Pflicht, ihn davor zu bewahren, vollends zum sozialen Krüppel zu werden. Schließlich war sie nicht ganz unschuldig an der Neugier,

die ihm alle Welt entgegenbrachte. Hätte sie gewusst, wie wenig er damit umzugehen verstand, wäre sie auf irgendeine Ausrede verfallen und hätte ihn aus der Geschichte herausgehalten, nach außen hin wenigstens. So aber war, mehr oder minder offiziell, bekannt geworden, dass ein Hellseher eine Privatdetektivin und in der Folge auch die Polizei auf das Versteck des verschleppten Jungen aufmerksam gemacht hatte. Und nun wollte die Öffentlichkeit verständlicherweise mehr über diesen außergewöhnlichen Menschen wissen.

»Außerdem gibt es nichts, worüber ich in einem Interview sprechen oder was ich im Fernsehen ›vorführen‹

könnte«, nahm Paul den Faden wieder auf, als vor ihnen eine Ampel auf Rot wechselte. »Ich weiß ja selbst nicht, was es ist. Oder wie es ... funktioniert. Ich kann mich nicht hinstellen wie Uri Geller und auf Kommando Löffel verbiegen oder aus einer Kristallkugel die Lottozahlen weissagen.« Er schüttelte den Kopf, während sein Blick sich ins Leere verlor. »Manchmal ... sehe ich oder spüre ich etwas. Und manchmal«, er hob die Schultern, »eben nicht.«

Das hörte Sara nicht zum ersten Mal aus seinem Munde. Nicht in genau diesen Worten, nur dem Inhalt nach: dass er keinen Einfluss auf seinen »Übersinn« hatte. Dass selbiger nicht immer aktiv

war und sich nicht aktivieren ließ, sondern aktiv wurde, ohne Pauls Zutun. Begreifen konnte Sara das alles nicht, dazu war ihr das Ganze zu fremd. Aber seit Paul sich in einem seiner Versuche, sich ihr zu erklären, einmal als »empathische Relaisstation ohne Ein- und Ausschalter«, bezeichnet hatte, konnte sie sich zumindest ansatzweise etwas darunter vorstellen.

Die Ampel sprang auf Grün. Sara fuhr an. Das große, alte Mietshaus, in dem Paul wohnte, kam in Sichtweite. Am Straßenrand parkten vereinzelte Autos, alle älteren Baujahrs, die meisten mit der einen oder anderen Delle im Blechkleid. Bis auf eines – ein frisch gewaschener und gewachster

Sportwagen, der in diese Gegend passte wie ein Trabbi in die Ausstellungshalle eines Ferrari-Händlers.

»Fahr weiter«, raunte Paul.

Sara nickte. Auch sie hatte den sich bewegenden Schemen hinter der Windschutzscheibe des Mazda gesehen.

»Von dem *weiß* ich, dass er zu diesen Aasgeiern gehört«, sagte Paul. »Der steht nicht zum ersten Mal da.«

»Und jetzt?« Sara warf ihm einen Blick zu.

»Fahr um den Block. Ich komm auch von der anderen Seite aus durch den Hinterhof ins Haus rein.«

Sara bog zweimal links ab, dann stoppte sie den BMW auf Pauls Zeichen hin am Bordstein.

»Soll ich noch mit hinaufkommen?«, fragte Sara und musste lachen. »Das fragt eigentlich der Mann, oder?«

»In unserer Beziehung *bist* du der Mann«, meinte Paul. Er grinste schief.

»Haben wir das denn? Eine Beziehung, meine ich«, erwiderte Sara. Ihre Stimme klang ein ganz kleines bisschen belegt.

Paul hob die Schultern. »Eine freundschaftliche.«

Sara nickte. »Ja, würde ich auch sagen.«

»Auch wenn ich mir manchmal wünsche, dich nicht kennengelernt zu haben«, gestand Paul. Und jetzt wirkte er nicht wie ein zu groß geratener Junge, sondern ernst und etwas melancholisch.

»Dann wäre Kai tot«, sagte Sara.
»Erstickt oder verhungert.« Der
Entführer hatte dem Jungen nichts als
eine Plastikflasche mit Wasser ins
Versteck gelegt.

»Das weißt du nicht«, entgegnete
Paul.

»Und du?«

»Nein. Ich weiß es auch nicht. Ich bin
nicht ... allwissend.«

Er sah sie an, und sie fühlte sich vom
Blick seiner selbst im Zwielflicht als blau
zu erkennenden Augen nachgerade
berührt wie von einer Hand, die über
ihre Wange strich.

Eigentlich wollte sie ihm sagen, dass
es ihr leid tue, seine Gabe immer wieder
falsch einzuschätzen, sie immer wieder

zu überschätzen. Stattdessen kamen ihr ganz andere Worte von den Lippen.

»Ich bin froh, dass wir einander kennengelernt haben.«

Er blieb ihr eine direkte Erwiderung darauf schuldig, lächelte jedoch, und es war – vielleicht zum ersten Mal, seit sie sich kannten – nicht das Lächeln eines großen Jungen, sondern das jenes mehr als nur erwachsenen Mannes, der er auch war. Dieses ... Typen, der manchmal aus Paul herausschaute und sich in seinen Gesten zeigte, als verstecke er sich in ihm, vielleicht sogar ohne Pauls Wissen. Und das war ein Geheimnis, von dem Sara sich herausgefordert fühlte, es zu lüften. Sie wollte wissen, *wer* Paul Finn war – wer

er wirklich war.

Er öffnete die Tür, stumm. Nur der Blick, den er Sara schenkte, sprach.

Sie verstand. Stieg mit ihm aus.

Folgte ihm in das Geviert des Hofes, den dieses Haus sich mit dem teilte, in dem Paul unterm Dach wohnte. Das Mondlicht reichte nicht ganz bis zu ihnen herunter auf das lückenhafte Pflaster. Im Dunkeln rumorte irgendein Tier, eine Katze, wie Sara hoffte. Durch das gekippte Fenster einer Hinterhofwerkstatt drang der Geruch von Sägemehl und Leim.

Sara blieb zwei, drei Schritte hinter Paul, der gerade in die Zufahrt trat, die wie ein Tunnel in das Gemäuer seines Hauses führte. Sie betrachtete ihn,

sinnierend und noch ein wenig langsamer gehend.

Hatte sie sich in Paul Finn verliebt?

Nein, beantwortete sie sich die Frage. Sie mochte ihn, ja. Aber verliebt? Nein, verliebt war sie nicht in Paul. Sie wusste schließlich, wie es sich anfühlte, wenn man verliebt war. Immerhin war sie in ihren Mann verliebt gewesen – bis sie ihn um die Scheidung gebeten hatte, weil aus der Verliebtheit keine Liebe geworden war.

Interessant fand sie Paul, ja. Auf eine ganz besondere Weise sogar, so wie sie noch nie einen anderen Menschen interessant gefunden hatte.

Sie fuhr sich mit einer Hand durchs Haar und strich es nach hinten. Eine

Geste, die sie sich seit Langem abzugewöhnen versuchte, weil sie wusste, dass sie aus Verlegenheit entstand.

Interesse war andererseits nicht alles, was sie mit Paul verband. Darüber hinaus – und ehrlich gesagt überwog dieses Gefühl – sorgte sie sich um ihn. Und das ebenfalls auf eine Weise, wie sie sich noch nie um jemanden gesorgt hatte.

Sie beschleunigte ihre Schritte, schloss zu ihm auf und nahm seine Hand. Erst spürte sie ein vages Zittern darin – Pauls Unruhe war noch nicht vergangen. Aber Saras Berührung linderte sie, ein wenig jedenfalls, denn das Zittern verging, und seine Hand schloss sich fest

um die ihre. Nicht haltsuchend oder sogar dankbar dafür, sondern einfach nur fest und weil er es zu wollen und zu genießen schien wie sie selbst.

Sara schlug die Augen auf.

22:28

Die roten Ziffern des Weckers schwebten vor ihr, wie mit einem Brandeisen in die Schwärze geprägt. Sie hatte das unsinnige Gefühl, in einer Fischfutterkiste aufzuwachen, glaubte, denselben Geruch in der Nase zu haben, wie er ihnen entgegengeschlagen war, als sie Kai gefunden hatten.

Sie schüttelte den Kopf, und es half. Das klebrige Traumgespinnst, in dem ihre Gedanken noch verheddert waren, zerriss.

Was war es, das sie geweckt hatte? Etwas *hatte* sie geweckt, dessen war Sara sicher. Fast jedenfalls ...

Sie lauschte in die dunkle Wohnung, die nun, Sekunden später, nicht mehr ganz so dunkel war. Streulicht von den Straßenlampen legte sich um Möbel und Kanten, grenzte Felder unterschiedlicher Graustufen voneinander ab.

Sie hörte nichts. Es herrschte allerdings auch nicht die gern zitierte, weil so anschauliche atemlose Stille.

Es musste doch Paul gewesen sein, der sie geweckt hatte. Paul, der schwer

atmend neben ihr schlief und im Traum Höllenqualen zu leiden schien. Er drehte sich zu Sara herum. Sein nackter Unterarm streifte sie, klamm von kaltem Schweiß. So wie sein Gesicht unter ihrer Hand, mit der sie ihm die feuchten Strähnen seines etwas zu langen Haars aus der Stirn strich. Die sachte Berührung beruhigte ihn ein wenig; sein Atem wurde gleichmäßiger, seine Züge, soweit es im Halbdunkel zu erkennen war, entspannten sich, und schließlich lag er still und schlief nur noch.

Vielleicht hat er die Träume all der anderen Leute im Haus mitgeträumt ...

An sich ein absonderlicher Gedanke. Im Verbund mit Paul Finn aber auch ein naheliegender. Er hatte ihr erzählt, dass

er seine Nachbarn alle kannte, womöglich besser als sie sich selbst, ohne je mehr als einen Gruß mit ihnen gewechselt zu haben. Er wusste von dem Mädchen, dessen Weinen mitunter durchs ganze Haus geisterte und das allen Grund zum Weinen hatte; von dem alten Mann im ersten Stock, der dem zerbombten Gebäude in Dresden, aus dem man ihn vor vielen, vielen Jahren als einzigen Überlebenden geborgen hatte, bis heute nicht wirklich entronnen war; von dem Kerl im zweiten Stock, der viel zu oft an den kleinen Jungen aus dem Erdgeschoss dachte ...

An manchen Tagen, hatte Paul gesagt, ließen sie ihn in Ruhe; an anderen war es, als wohnten sie bei ihm und redeten

alle zugleich auf ihn ein.

Warum also sollten sie ihn in manchen Nächten nicht auch im Traum heimsuchen?

Sara schauderte, nicht nur, weil es in der Wohnung kühl und sie nackt war.

Einerseits konnte sie sich nicht vorstellen, wie es in Paul zuging. Andererseits ... wollte sie es auch gar nicht. Es musste unfassbar *schwer* sein, so zu leben ...

... ohne den Verstand darüber zu verlieren.

Im Grunde kam es wohl einem Wunder gleich, dass Paul, so merkwürdig er auch wirken mochte, wenigstens annähernd normal geblieben war.

Sara schloss die Augen wieder, versuchte, sich neben Paul ins Kissen sinken zu lassen, Ruhe zu finden. Es gelang ihr nicht. Endlos, so glaubte sie, drehte sie sich von der linken auf die rechte Seite, auf den Rücken, auf den Bauch. Tatsächlich war keine halbe Stunde vergangen, als sie sich aufsetzte, die Beine aus dem Bett schwang und fast blind auf dem Fußboden nach ihrer Kleidung tastete.

Sie schlief schlecht in fremden Betten, meistens gar nicht. Deshalb fuhr sie, seit sie allein war jedenfalls, nicht in Urlaub. Und wenn sie bei Freunden ein Glas zu viel trank, leistete sie sich lieber ein Taxi, anstatt auf deren Couch zu übernachten, weil sie sowieso nicht

eingeschlafen wäre.

Nur, war das der einzige Grund, warum sie sich aus Pauls Bett und Wohnung stehlen wollte?

Es war nicht einmal der vordringlichste, wie sie gestehen musste.

Wäre sie am Morgen noch hier gewesen, dann wären sie zusammen wach geworden, dann hätte Paul ihr Frühstück ans Bett gebracht (für so romantisch hielt sie ihn) ... und all das hätte etwas signalisiert.

Sie mochte Paul, sehr sogar. Er war ein Mensch, der einer Frau ein guter Mann gewesen wäre. Er war schüchtern, ja, er lebte zurückgezogen, nicht nur in dieser Wohnung, sondern auch in sich selbst. Aber er war einfühlsam. Das war

seine Natur. Und er war es nicht nur mit Worten, er war es mit seinem ganzen Wesen. Mit Paul zu schlafen, war ... wunderbar, es war das vollkommene Einssein gewesen.

Dennoch wollte sie nicht hier bleiben, nicht bei ihm. Dazu war sie nicht *bereit*. Bereit war sie nur, diesen Abend in schöner Erinnerung zu behalten. Nur sollte er kein Zusammensein nach sich ziehen, kein gemeinsames Leben.

Sara schnaubte leise.

Sie *hatte* ein Leben. Und es war gut, es genügte ihr. Es war gut genug, dass sie es nicht teilen wollte. Weil die Gefahr – oder die Angst? – zu groß war, es könnte darüber kaputtgehen.

Sara zog sich an, und sie hatte das gute Gefühl, dabei in mehr zurückzuschlüpfen als nur in ihre Kleidung.

Sie zögerte kurz, dann küsste sie Paul auf die Stirn, so wie ihre Mutter sie geküsst hatte, wenn sie sich morgens auf den Schulweg machte. Er lächelte im Schlaf, als könne er sie durch seine geschlossenen Lider hindurch sehen. Und wer weiß, vielleicht konnte ein Paul Finn das ja ...

Leise ging Sara zur Tür, öffnete sie vorsichtig, zog sie hinter sich zu. Erschrak, erstarrte.

Ein Geräusch.

Sie entspannte sich, atmete aus.

Nur Pauls Telefon.

Kurz erwog sie, umzukehren und den Anruf wegzudrücken, damit Paul nicht davon geweckt wurde, als sich auch schon der Anrufbeantworter einschaltete.

Als sie bereits draußen im Treppenhaus stand, die Wohnungstür nur noch einen Spaltbreit offen, hielt sie inne. Eine Frau sprach aufs Band. Sara hörte kurz zu, was sie zu sagen hatte.

»Paul ... Herr Finn? Sind Sie da?«

Saras Mundwinkel zuckten. Seit Tagen meldeten sich solche Leute zuhauf bei Paul; mochte der Teufel wissen, woher sie seine Nummer hatten. Die unterschiedlichsten Anliegen trugen sie an den »Hellseher« heran. Für die einen sollte er verschwundene Dinge oder

vermisste Personen finden, andere glaubten, er könne für sie mit den Toten reden. Und so fort ...

Ich muss mit Ihnen sprechen. Mein Name ist Katharina Lassing.«

Sara schloss die Tür.

Die Tür klappte leise, aber doch vernehmlich ins Schloss.

»Es ist sehr wichtig ...«, fuhr die Anruferin fort. Paul Finn wurde nicht wach.

Aus dem Treppenhaus waren Schritte zu hören, die rasch leiser wurden.

Marie Thon musste an Sophie denken,

ihre letzte Schülerin, wie sie die Stufen hinuntergehüpft war. Gestern erst und doch in einem anderen Leben. Im Leben einer anderen.

Draußen verklangen die Schritte der Frau, die mit Paul genau da nach Hause gekommen war, als Marie die Wohnung gerade wieder hatte verlassen wollen, weil sie besorgt hatte, was nötig war, um den Verdacht entweder zu zerstreuen oder zu bestätigen. Stattdessen hatte sie zuhören müssen, wie die beiden sich unterhalten hatten, scheinbar belanglos. Marie war jedoch selbst in ihrem Versteck, das nichts weiter war als ein nicht genutztes Zimmer mit schräger Decke, nicht entgangen, was zwischen den beiden wirklich in der Luft lag und

sich dann endlich auch entladen hatte.

Es war ein seltsames Gefühl gewesen, mit anzuhören, wie Paul und die Frau nebenan miteinander geschlafen hatten – ein bisschen peinlich war es gewesen und unangenehm, zugleich allerdings auch erregend auf eine Weise, für die Marie sich schämte. Und sie schämte sich auch dafür, die Gelegenheit nicht genutzt zu haben, um sich davonzustehlen ...

Als die Schritte der Frau nicht mehr zu hören waren, entschied sie, noch ein paar Minuten zu warten. Nur um sicherzugehen, dass Paul Finn nicht wach lag. Unterdessen blieb ihr nichts anderes zu tun, als sich anzuhören, was diese Katharina Lassing sagte. Den

Namen kannte Marie nicht. Aber was die Frau da auf dem Band hinterließ ...

Eigentlich sagte sie ja nichts. Sie umriss mit ihren Worten nur, was sie in Wirklichkeit sagen wollte ...

... was in Wirklichkeit geschehen war?

Wenn man wusste, was in Wirklichkeit geschehen war, wenn man dabei gewesen war, konnte man diese Wahrheit hinter den Konturen, die Katharina Lassing mit Worten zog, durchaus erahnen.

Natürlich war eine zufällige und momentan immerhin nur scheinbare Übereinstimmung dennoch nicht auszuschließen.

Aber wo *ein* Toter wieder auftauchte

...

Marie Thon schob die Hand in die Tasche, umfasste, was dort in einem Tütchen verstaut steckte.

Sie hatte gefunden und sich geholt, wofür sie gekommen und eingebrochen war.

Sie lächelte und spürte, wie dieses Lächeln auch ihre Augen erreichte. Denn vielleicht hatte sie noch etwas anderes gefunden, gab es weit mehr zu holen.

Ihrer Hoffnung auf Wiedergutmachung an denen, die ihr etwas bedeuteten, gesellte sich eine neue hinzu – die Hoffnung darauf, Vergeltung zu üben an den beiden verhassten Menschen, die schuld waren – an *allem*.

8. APRIL

BERLIN, LICHTERFELDE-WEST

Die Frage, ob es richtig *gewesen* war, was sie vor vielen Jahren getan hatte, stellte Katharina Lassing sich nie; daran hegte sie nicht den allergeringsten Zweifel. Weil die Alternative – nämlich nichts zu tun und den Dingen ihren geplanten Lauf zu lassen – schlicht grausam gewesen wäre, unmenschlich im vielleicht wahrsten Sinne des Wortes.

Hingegen war seither kein Tag vergangen, an dem sie sich vor dem Zubettgehen nicht gefragt hatte, ob sie es

richtig *gemacht* hatte seinerzeit. Und doch kam sie immer nur zur selben Antwort: Es hatte keine andere Möglichkeit gegeben.

Keine jedenfalls, bei der sie heute nicht auf Pauls Rückruf und Reaktion hätte warten müssen. Bisher vergebens ...

Sie verrieb den Rest der Feuchtigkeitscreme zwischen ihren vom tagtäglichen Umgang mit Ton, Holz und Stein rauen Händen, dann schloss sie die Tür ihres kleinen Schlafzimmers hinter sich. Andere hätten vielleicht nicht einmal von einem Zimmer gesprochen, sondern allenfalls von einer Kammer, und einer winzigen noch dazu. Tatsächlich war dieses Zimmer

unmittelbar nach dem Bau der Villa vor über hundert Jahren die Unterkunft eines Dienstboten gewesen. Heute schlief Katharina als Herrin des Hauses darin, weil es ihr gefiel, weil sie sich wohl fühlte darin. So wie sie sich überhaupt in kleinen Räumen wohler fühlte als in großen, weitläufigen, die ihr das unangenehme Gefühl gaben, sich darin verlaufen zu können wie in einem Labyrinth mit unsichtbaren Wänden – und von denen es in der Villa mehr gab, als ihr heute lieb war.

Damals hatte sie ein großes Haus gewollt, weil sie gewusst hatte, dass sie voraussichtlich die meiste Zeit darin verbringen würde. Dementsprechend hatte sie Wert darauf gelegt, viel

Bewegungsfreiheit in ihren eigenen vier Wänden zu haben. Im Lauf der Jahre hatte sie sich allerdings zunehmend verloren gefühlt, und längst wünschte sie, sich damals für etwas Kleineres entschieden zu haben. Ein Umzug kam jedoch nicht in Frage, nicht mehr. Denn das hätte bedeutet, ihre Welt verlassen und den Fuß hinaus in die Welt da draußen setzen zu müssen ...

Sie schauderte, löschte das Licht und schlüpfte rasch ins Bett, wo sie sich die Decke bis unters Kinn zog. Ihre Augen gewöhnten sich binnen Sekunden an das Halbdunkel, in dem die Masken an den Wänden erst aussahen wie noch dunklere Löcher, aus denen sich allmählich Gesichtszüge herausbildeten. Einige der

Masken waren ohne Vorbild entstanden und einzig ihrer Fantasie entsprungen, andere hatte Katharina den Gesichtern von Menschen nachempfunden, die ihr irgendwo und irgendwann einmal begegnet waren. Und eine der Masken entsprach Theos Gesicht.

Und Pauls ...

Die Ähnlichkeit war in der Tat verblüffend, ging es ihr einmal mehr durch den Kopf, als der nahende Schlaf ihre Gedanken schon wohligh einlullte.

Die Ähnlichkeit zwischen Theo und Paul, die sich fast nur durch den Haarschnitt voneinander unterschieden und darin, dass Pauls Züge – so weit sich das anhand des unvoreilhaften Zeitungsfotos beurteilen ließ – eine Spur

weicher waren als Theos.

Doch gerade wegen der Härte in seinem Gesicht, die ein Spiegelbild seines scharfen Intellekts war, sah Theo ein bisschen mehr aus wie ...

... sein Vater.

Der Schlaf übermannte Katharina, doch dann schreckte sie noch einmal auf unter dem Eindruck eines kurzen Traums, in dem sie auf der obersten Stufe einer Treppe das Übergewicht bekam und hinabstürzte. Schließlich schlief sie ganz ein in der Hoffnung, es möge Pauls Anruf sein, der sie wecken würde.

Als sie wieder wach wurde, meinte sie, tatsächlich vom Läuten des Telefons geweckt worden zu sein. Sie lauschte in

die Dunkelheit, die Hand schon nach dem Apparat neben ihrem Bett ausgestreckt. Doch sie hörte weder ein Klingeln noch irgendein anderes Geräusch.

Trotzdem nahm sie den Hörer ab. Aber nicht einmal daraus drang ein Ton hervor. Das Telefon war tot.

Katharina hielt den Atem an. Regnete es draußen? Herrschte ein Gewitter, oder war eines vorbeigezogen, während sie geschlafen hatte, und war das Telefon infolge eines Blitzschlags ausgefallen? Das war schon einmal vorgekommen ...

Doch in der Welt draußen war es allem Anschein nach so still wie im Haus. Kein Plätschern von Regen, kein

fernes Donnergrummeln. Nichts.

Da das Telefon nun einmal tot war, konnte demnach auch niemand angerufen haben.

Aber es *war* jemand im Haus.

Katharina wusste es, als sie den hallenden, schleifenden Tritt auf einer der Marmorfliesen des Schachbrettmusterbodens in der Eingangshalle hörte. Und das Geräusch eines vorherigen Schrittes mochte auch das gewesen sein, was sie in Wahrheit geweckt hatte.

Im nächsten Moment wusste sie außerdem, dass es nicht Theo war, der da durch die Halle schlich. Katharina kannte seine Schritte nach all den Jahren, die sie zusammen unter dem Dach dieser

Villa wohnten. Theos Schritte, seine ganze Art, sich zu bewegen, und die Laute, die daraus entstanden, waren für ihr Unterbewusstsein längst Teil jener Geräusche geworden, die ein Haus zu jeder Zeit erfüllten, auch wenn kein Mensch sich darin rührte.

Katharina glitt aus dem Bett, so leise, dass sie es selbst kaum hörte. Ebenso wenig wie ihre Schritte, die sie an das kleine Fenster des Zimmers brachten, von dem aus die Stelle zu sehen war, an der Theo sein Auto zu parken pflegte.

Sie war leer.

Theo war nicht zu Hause.

Katharina konnte sich nicht erinnern, ob er heute Nachtdienst hatte. In ihrem Kopf purzelten alle möglichen Gedanken

durcheinander. Und irgendetwas anderes übernahm die Kontrolle über ihren Körper.

Ihr Schlafzimmer lag ein gutes Stück abseits der Räumlichkeiten, die früher von den Herrschaften genutzt worden waren, und damit auch in einiger Entfernung zur Eingangshalle und zur Haustür. Irgendein Teil von Katharina wusste, dass es am vernünftigsten gewesen wäre, das Haus sofort zu verlassen ... Nein, am allervernünftigsten wäre es natürlich gewesen, ein Handy zu besitzen, um in dieser Situation nicht auf das Festnetz angewiesen zu sein und die Polizei rufen zu können; aber so wie Katharina sich vor der Welt draußen verbarg, ließ sie

auch viele von deren technischen Neuerungen an sich vorüberziehen. Und ein Mobiltelefon brauchte sie schon gar nicht, eben weil sie ihre Mobilität dem Gefühl der Sicherheit ihres Hauses geopfert hatte.

Auch dieser Zwischengedanke ging unter in dem Durcheinander, das ihr Denken erfasst hatte. Zumal ein anderer und sehr viel mächtigerer Teil ihrer selbst das Heft an sich riss, und dieser Teil ließ sie genau das nicht einmal versuchen:

Nach draußen ...?

Das Haus verlassen ...?

Der bloße Gedanke, es auch nur zu wagen, drohte ihr die Luft zu nehmen.

Was geschehen würde, wenn sie es

doch täte, wenn sie es irgendwie schaffen würde, auch nur einen Schritt über die Schwelle hinaus zu tun, daran konnte sie gar nicht denken – nicht, weil sie nicht daran denken *wollte*, sondern buchstäblich nicht dazu imstande war.

Viele Möglichkeiten blieben ihr nicht; eine davon war Flucht innerhalb des Hauses.

Flucht, darauf verstand sie sich ja. Ihr ganzes Leben war letztlich zu einer Flucht geraten. Nur hatte sie damals überallhin fliehen können. Jetzt konnte sie nur innerhalb des Hauses zu flüchten versuchen.

Aber das Haus war groß.

Die Geräusche hatten ihren Ursprung im Erdgeschoss.

Nach oben also ...

Es gab eine schmale, früher ebenfalls nur vom Personal benutzte Treppe, die nach oben führte ...

Wenige Augenblicke später tastete sich Katharina bereits vorsichtig die Stufen dieser Treppe hinauf, wobei sie sich kaum daran erinnern konnte, ihr Zimmer verlassen und die wenigen Schritte bis zu der versteckt liegenden Stiege zurückgelegt zu haben.

Die Treppe war aus Stein, vielleicht damit die Herrschaften früher nicht durch knarrende Stufen in ihrer Ruhe gestört wurden; heute ermöglichte sie Katharina, nahezu lautlos bis ins oberste Geschoss zu gelangen.

Die Räume zu beiden Seiten des

völlig im Dunkeln liegenden Flurs waren leer bis auf ein paar Möbelstücke, die schon seit Jahren und Jahrzehnten darin standen und Staub fingen. Genutzt hatte Katharina, früher einmal, lediglich einen der Räume hier oben, das sogenannte Turmzimmer. Als sie noch mit der Kunst experimentiert und nach derjenigen gesucht hatte, die ihr am ehesten lag, hatte ihr das Turmzimmer als Atelier für ihre Malversuche gedient, weil das Licht darin wunderbar und die Aussicht nach draußen herrlich waren. Doch dann hatte sie einsehen müssen, dass ihre Stärken nicht in der Malerei lagen. Außerdem war ihr die Aussicht in die Weite der Umgebung, zudem noch aus solcher Höhe, zunehmend unangenehm

geworden.

Sie hatte das Turmzimmer lange nicht mehr betreten. So fühlte sie sich fast selbst wie eine Fremde in diesem Haus, als sie die Tür leise aufzog, schnell wieder hinter sich schloss, den klobigen Schlüssel drehte und die kurze Wendeltreppe hochstieg, die ins eigentliche Zimmer mündete.

Schlagartig war die Angst, die sie seinerzeit aus diesem Zimmer getrieben hatte, wieder da. Als hätte sie geduldig auf ihr Opfer gewartet.

Die schaudern machende Leere, die sie durch die Glastür auf der anderen Seite des Raumes erblickte, schien das Turmzimmer inzwischen regelrecht infiziert zu haben und so sehr Teil davon

zu sein, dass Katharina gar nicht bis zum Balkon hinübergehen musste, um sie zu sehen, zu spüren und sich vor ihr zu fürchten.

Im Mondlicht heftete sie den Blick auf Dinge im Raum, die ihr noch vertraut waren, auf die Staffelei, die mit einem Tuch verhangen war, auf den kleinen Arbeitstisch daneben und, unter Staub begraben, ihre Palette, Pinsel und ein paar halb ausgequetschte Farbtuben, alle längst ausgetrocknet und hart geworden.

Der beklemmende Eindruck, hier fremd zu sein, wich ein wenig dem angenehmen, wärmenden Gefühl eines Wiedersehens mit alten Freunden und Orten.

Katharina lauschte. Ein ums andere

Mal hielt sie den Atem an, um über jeden vertraut gewordenen Laut hinauszuhören. Hin und wieder glaubte sie, ein Geräusch zu vernehmen, das nicht ins Haus gehörte.

Sicher war sie sich allerdings nicht. Dazu waren all diese Geräusche zu weit entfernt von ihr und diesem Raum, dem höchst gelegenen der ganzen Villa – in der sie vielleicht doch ganz allein war?

Irgendwann geschah etwas mit der Zeit. Sie verlor ihre Bedeutung, verging rasend schnell und doch unsagbar langsam. Katharina trug gewohnheitsmäßig keine Armbanduhr. So hatte sie keine Ahnung, wie lange sie schon hier oben war, als sie auf dem Schemel vor der mit einem Tuch und

Staubschleiern verhangenen Staffelei hochschreckte. Weder konnte sie sich erinnern, auf dem Hocker Platz genommen zu haben, noch daran, eingenickt zu sein, und zunächst waren es nur der Geruch eines lange nicht gelüfteten Raumes und der ganz schwache von Terpentin und Farben, die sie daran erinnerten, wo sie war. Dann erst sah sie sich um.

Das Licht im Turmzimmer hatte sich verändert. Die Vorboten des neuen Tages ließen das Schwarz und Grau der Nacht verschwinden und gaben dem Raum seine Farben zurück, ganz zart noch, pastellen im frühen Licht des Morgens. Draußen zwitscherten die ersten Vögel.

Doch waren es weder das
aufglimmende Licht noch der
Vogelgesang gewesen, die Katharina
geweckt hatten.

Sie war nicht mehr allein im Zimmer.

Sie sah ihn nicht, den anderen, nicht
richtig, und sie spürte ihn auch nicht in
dem Sinne, wie man jemanden spürt, der
hinter einem steht.

Sie erahnte ihn nur.

Aus der dunklen Ecke in der Nähe
der Treppe, wohin das Licht noch nicht
vorgedrungen war, starrte sie jemand an.

Katharina konnte in diesem Winkel
des Zimmers nur Schwärze ausmachen.
Nur *war* in dieser Schwärze etwas.

Eine sachte Bewegung.

Ein kaum hörbares Atmen.

Ein Augenschimmern.

Vielleicht aber war da auch gar nichts ...

Katharina stand auf und wollte einen Schritt auf die Treppe zugehen. Doch stattdessen und zu ihrer Überraschung ging sie in Richtung des Fensters und der Balkontür.

Die Machtverhältnisse in ihr schienen sich aus irgendeinem Grund verlagert zu haben. Der Teil, der sie vorhin noch – vor Stunden oder Minuten – zur Flucht nach oben getrieben hatte, war inzwischen offenbar jenem unterlegen, der ihr geraten hatte, aus dem Haus zu fliehen. Und Letzterer bestimmte nun ihr Handeln und flüsterte ihr immer noch dasselbe ein: *Verswinde aus diesem*

Haus!

Als sie die Tür zum Balkon erreicht hatte, entriegelten ihre Finger das Schloss und drückten den Griff nach unten. Nicht sie, sondern der Wind stieß die Tür auf, die immer schon zu locker im Rahmen gesessen hatte, und riss sie ihr aus der Hand. Instinktiv machte Katharina eine Halbdrehung, um nach dem Türgriff zu fassen, und dabei nahm sie aus den Augenwinkeln eine diesmal deutlicher zu sehende Regung im Dunkel des Treppenaufgangs war. Als löse sich ein Stück der sich dort ballenden Finsternis heraus, jedoch ohne sich tatsächlich in Bewegung zu setzen.

Katharina fand sich fast unversehens auf dem Balkon wieder. Draußen. Vor

der Tür. Drei Etagen über der Welt, in die sie seit Jahren keinen Fuß mehr zu setzen gewagt hatte.

Das Herz schien ihr aus der Brust springen zu wollen, so trommelte es gegen seinen knöchernen Käfig. Ihre Lungenflügel mussten völlig schlaff und kraftlos darin hängen, denn sie bekam kein Quäntchen Luft mehr, während sie unter der Kälte ihres eigenen Schweißes fröstelte.

In den Jahren der Isolation waren ihr die vielen Eindrücke aus der Welt da draußen fremd geworden. Nun ergossen sie sich mit einem Mal wie Wasser durch einen geborstenen Damm in sie hinein. Ihre Sinne schienen zu explodieren. Sie wurden der Flut der

über sie hereinbrechenden Reize nicht Herr. Das Zwitschern der Vögel dröhnte in ihren Ohren. Der Duft frischer Luft splittete sich in ihrer Nase auf in die Unzahl einzelner Gerüche, die ihn in ihrer Gesamtheit ausmachten, und darüber drohte ihr der Kopf zu zerplatzen. Und vor ihren Augen drehte, zerfiel und formte sich die Welt immer wieder neu wie das Bild in einem Kaleidoskop. Die mit ihren Gliedern und Leibern ineinander verschlungenen Fantasiegestalten, die das Balkongeländer bildeten, schienen ihre eiserne Starre abzuschütteln und sich auf sie zu stürzen mit klaffenden und grinsenden Mäulern, mit glotzenden Augen und nicht zählbaren Armen,

Krallen und Klauen.

Blindlings tastete Katharina nach dem Rahmen der offenen Balkontür, den sie hinter sich wähnte. Doch erst ging ihre Hand ins Leere, und dann berührte sie etwas, das sich selbst bewegte und sich ihr entgegendrängte.

Wieder aus dem Augenwinkel sah sie etwas gräulich Weißes, etwas, das wie ein lange eingesperrtes Gespenst zur Tür herauswollte.

Die Gardine, die der Wind bewegte?
Ja, die Gardine.

Aber nein, es war nicht der Wind, der sie bewegte.

Denn der Wind hatte keine Hand, und der Wind hatte kein Gesicht.

Nicht dieses geisterhaft blasse

Gesicht, dessen Züge Katharina aus jahrzehntelanger Erinnerung heraus in Ton modelliert hatte und dessen Abbild wie eine bizarre Jagdtrophäe inmitten vieler anderer an der Wand ihrer Schlafkammer hing.

Dann fühlte Katharina sich von der Hand gestoßen, und das Gesicht aus einer anderen Zeit und einem anderen Leben sah ihr, leibhaftig und nicht nur als Maske, nach, wie sie über das Geländer in die Tiefe stürzte.

Ein Strahl der noch tief stehenden Sonne fiel wie ein gezielter Schuss durch das

Fensterchen, traf die Frau, die über zwanzig Jahre lang Marie Thon und Musiklehrerin gewesen war, zuletzt in Weimar, und löste sie aus dem Dämmer der Villa heraus. Sie blieb stehen, lange genug, um beobachten und spüren zu können, wie der einzelne, wärmende Sonnenstrahl über sie strich. Sie genoss diese Berührung mehr als die der Hand eines Menschen. Die Berührung anderer Menschen war ihr immer schon zuwider gewesen und mithin der unliebsamste Part ihrer Profession.

Leichtfüßig huschte sie weiter die schmale Treppe hinab, im Ohr bereits die Melodie einer Nocturne, keine neue, sondern eine der unvollendeten. Heute jedoch strebte das Stück seiner

Vollendung zu, die Töne fügten sich in ihrem Kopf lautlos und wie von selbst aneinander. Auch der Titel stand schon fest, seit Langem ...

*... oder wäre ›Katharina‹
passender?*

Dieser Name war, genau genommen, der ältere, länger getragene.

Einen Augenblick lang erwog sie, der Frau, die wie tot vorm Haus lag, die Kehle durchzuschneiden, nur um ganz sicherzugehen; ihre Finger tasteten in der Tasche bereits nach dem entsprechenden Werkzeug. Dann verwarf sie den Gedanken, widerstand dem Impuls des Augenblicks. Zum einen durfte sie niemanden mit der Nase darauf stoßen, dass die Frau ermordet worden war –

und zum anderen sollte sie doch ruhig leiden, langsam sterben, krepieren. Sie hatte es nicht anders verdient nach allem, was sie angerichtet hatte.

Trotzdem musste sie noch kurz zu ihr. Eine Spur auslöschen. Ein Lächeln flog über ihre Lippen. Ihre Hand schloss sich ein wenig fester um das Säurefläschchen.

Sie hoffte, dass ›Katharina‹ noch so lange am Leben blieb. Denn die Tilgung dieser Spur würde wehtun ...

Das süße, das wunderbare Gefühl von Genugtuung, das sie ihrem Beruf zum Trotz nur selten empfand, verflog, als sie aus der Villa trat und das Geräusch hörte.

Ein Auto näherte sich. Jemand kam,

und es tat nichts zur Sache, wer es war; einen zweiten ›Unfalltod‹ konnte sie nicht inszenieren, nicht auf die Schnelle, nicht jetzt, wo es hell wurde, auf einem Terrain, das sie nicht wirklich kannte.

Rückwärts bewegte sie sich zur Hausecke, den Blick auf die Schwerverletzte gerichtet, die vor der Freitreppe lag. Die unterste Stufe wies einen Fleck auf, der im schwachen Morgenlicht nur dunkel, nicht rot war.

Ein weißer Kastenwagen tauchte zwischen den Bäumen auf, die entlang der Einfahrt standen. *Backwaren Voss – Immer frisch auf Ihren Tisch*, stand auf der Seite des Fahrzeugs zu lesen.

Nicht einmal mehr zum Bäcker zu gehen hat sich das feige Aas getraut,

dachte die Frau, die nicht länger Marie Thon war.

Ihr eigener Rückzug hingegen hatte nichts mit Feigheit zu tun. Er entsprang reinem Kalkül, wurde ihr diktiert von jenem Instinkt, der sie von den allermeisten Menschen abhob und für ihre Arbeit prädestinierte.

In ihrem Job musste man zuallererst lernen, seine Chancen zu erkennen und zu nutzen – und man musste lernen, die Geduld aufzubringen, auf solche Chancen zu warten; denn sie ergaben sich immer -auch wenn sie sich nur dem geübten Auge offenbarten.

Sie hatte dies und alles andere gelernt, nicht immer mühe- und nicht immer schmerzlos. Darum fluchte sie

jetzt nicht und ärgerte sich nicht weiter, da sie nur halb verrichteter Dinge abziehen musste. Denn sie wusste, die eine Gelegenheit, die des einen Glück und des anderen Pech sein konnte, kam immer. Eine Lektion, die heute und auf ganz eigene Weise auch ›Katharina Lassing‹ gelernt hatte.



Sie stieß ihm die flache Hand vor die Brust, mit solcher Wut und Wucht, dass er im Flur ihrer Wohnung einen Schritt nach hinten stolperte und mit dem Rücken gegen die Tür prallte.

»Weißt du, was du bist?«, schrie

Bine ihn an.

Theo wusste, die Frage war rhetorischer Art, und suchte nicht einmal nach einer Erwiderung.

»Bindungsunfähig bist du!«, warf sie ihm vor.

Womit sie wohl recht hatte.

Sie wollte noch mehr sagen, das sah Theo ihr an; er sah ihr sogar an, *was* sie noch sagen wollte. Doch behielt sie es für sich; solche Tiefschläge waren nicht Bines Art.

Das war einer der Gründe, weshalb Theo sie liebte. Oder zu lieben glaubte, in dem Sinn, dass er meinte, das Gefühl, das er für sie hegte, sei Liebe.

Du willst oder kannst nicht heiraten, weil du schon verheiratet bist – mit

deiner Mutter nämlich!

Das wollte Bine sagen. Vielleicht nicht in diesen Worten, aber sinngemäß. Bine, das war Dr. Sabine Kogler, Kinderärztin mit Praxis in bester Lage, Tochter eines Ärztepaares, die nicht einfach der Familientradition folgend in die Fußstapfen ihrer Eltern getreten war, sondern weil sie sich zur Ärztin berufen fühlte – noch etwas, das sie Theos Meinung nach miteinander verband.

Hätte Bine ihm wirklich alles an den Kopf geworfen, was sie sagen wollte, dann hätte sie es vielleicht nicht so gemeint, in jedem Falle hätte sie es nicht *böse* gemeint – wirklich unrecht hätte sie damit allerdings auch nicht gehabt.

Theo konnte seine Mutter nicht allein

lassen, nicht mehr jedenfalls, als er es ohnehin schon tat. Aber er konnte sich nun einmal nicht mit ihr in dem großen Haus vor dem Rest der Welt verschanzen. Er arbeitete in diesem Rest der Welt, und manchmal lebte er auch ein bisschen darin. Zumindest gab er sich alle Mühe, das zu tun. Nicht immer – oder ehrlich gesagt, sehr selten – mit Erfolg.

Erfolg war ihm nur im Beruf beschieden. Und er hatte längst begonnen, sich damit abzufinden. Und zu begnügen.

Yash hatte Theo nach der jüngsten Krise mit Bine geraten, noch einmal mit ihr zu sprechen. Yash war der Einzige, der ihn gut genug kannte, um zu wissen,

dass er Bine wirklich liebte, trotz seiner vollkommenen Unfähigkeit, dies zu zeigen. Vielleicht hätte auch noch seine Mutter diese Einschätzung geteilt, doch in ihrem Fall hatte Theo hin und wieder Zweifel, ob sie ihn überhaupt kannte.

Also war er wie ein Pennäler – und spätnachts, weil er wieder einmal viel zu lange gearbeitet hatte -bei Bine angetreten und hatte sie um eine Unterredung gebeten. In der Tat hatte er fast exakt diese Worte gebraucht. Sie hatte ihn eingelassen, und nach der Flasche Wein, die er mitgebracht und die Yash ausgesucht hatte, hatte der Abend im Bett geendet. Damit war Theo zufrieden gewesen, und er hatte ihre Beziehung wieder in Ordnung gewähnt.

Doch das sah Bine eben etwas anders.

»Wie soll es jetzt weitergehen?«, fragte sie. »Deiner Meinung nach?«

»Na ja, langsam auf jeden Fall, würde ich sagen«, antwortete er ausweichend. Und sie verstand sehr wohl, was er damit meinte, besser wahrscheinlich als er selbst: Ihm reichte diese Form einer Beziehung, in der sie nicht einmal zusammenlebten.

Ihr nicht.

Sie warf ihn hinaus. Aus ihrer Wohnung. Aus ihrem Leben. Endgültig.

Während er durch die erwachende Stadt fuhr, rekapitulierte er die Nacht mit Bine. Sie hätte sicher gesagt, er *analysiere* sie – wie er alles im Leben analysierte -, um herauszufinden, wo der

Fehler lag. Aber das brauchte er gar nicht zu tun, er kannte den Fehler – *er* war der Fehler. Dies war einer der seltenen Fälle, in dem nicht *zwei* Menschen schuld am Scheitern einer Beziehung waren.

Jetzt fuhr er heim, in jenes Haus, das vielleicht für immer sein Zuhause bleiben und das seine Mutter bis zu ihrem Tode eines fernen Tages nicht mehr verlassen würde. Ihre Agoraphobie ließ es nicht anders zu. Seine Mutter fürchtete sich vor Weite. Vor freien Plätzen. Vor allem, was nicht von vier soliden Wänden umschlossen war. Seit Jahren schon.

Als Kind war Theo das nicht sonderlich aufgefallen; wahrscheinlich

war es damals auch noch nicht so schlimm gewesen. Als Jugendlicher hatte er die Weigerung seiner Mutter, so gut wie nicht aus dem Haus zu gehen, als Marotte einer leicht spleenigen Künstlerin abgehakt. Erst als Erwachsener hatte er wirklich verstanden, worunter seine Mutter litt. Ihre Unlust, das Haus zu verlassen, die vermeintlich schrullige Zurückgezogenheit und Scheu vor der Öffentlichkeit, war in Wirklichkeit eine krankhafte Angst, die spätestens zu jenem Zeitpunkt einer therapeutischen Behandlung bedurft hätte. Doch die hatte Katharina Lassing stets abgelehnt. Theo hatte mit Engelszungen auf sie eingeredet, schließlich aufgegeben und

sich in das Schicksal gefügt, dass er selbst quasi die einzige Therapiemaßnahme zu sein schien, die seine Mutter sich gefallen ließ.

Sie hatte ihn nie darum gebeten. Sie hatten nie darüber gesprochen. Und sie hatte es nie als selbstverständlich empfunden, dass Theo bei ihr blieb – zumindest hatte seine, zugegebenermaßen bescheidene, Menschenkenntnis ihm nie etwas Derartiges signalisiert. Es wäre für ihn jedoch nie in Frage gekommen, sie in diesem Zustand zu verlassen. Dem stand ein Gefühl in ihm entgegen, das jenem gleich, welches er für Bine empfand, nur zehnfach stärker und tiefer wurzelnd.

Nur, wie konnte das eine wie auch

das andere Liebe sein?

Das waren Fragen, an denen Theo Lassings nüchterner Verstand zu verzweifeln drohte, wann immer sie ihm in den Sinn kamen. Und daher zog er es vor, sich gegen Fragen und Diskussionen solcher Art zu sperren.

Die Villa lag inmitten eines großen, etwas verwilderten Grundstücks und war von der Straße aus nicht zu sehen. Das schmiedeeiserne Tor zur Auffahrt stand offen. Das war ungewöhnlich, alarmierend sogar.

Theo bremste weniger ab als sonst, gab schneller wieder Gas. Kies spritzte hinter den Reifen auf.

Er war schon zu allen möglichen Zeiten nach Hause gekommen und

wusste, welchen Anblick die Bäume, das Licht und die Schatten beiderseits der Zufahrt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht boten. Zu keiner Zeit hatte es bisher ausgesehen, als wetterleuchte es vom Haus her bläulich im Laubwerk und Gebüsch. Heute hingegen war das der Fall, und Theo hatte dieses Flackern zu oft gesehen, um leugnen zu können, woher es rührte.

Die letzte Kehre des Weges. Das Heck drohte auszubrechen. Theo fing den Wagen ab und stoppte ihn drei Meter hinter dem Rettungsfahrzeug, das mit laufendem Motor und sich drehendem Blaulicht vor der Villa stand. Schräg davor parkte der Kastenwagen des Brötchenlieferdiensts, dessen Fahrer

mit einem der in Weiß und Orange gekleideten Sanitäter sprach. Beide sahen jetzt zu Theo; den Gesten des Bäckereifahrers nach zu schließen, erläuterte er dem Sani kurz, wer er, Theo, war. Daraufhin gab dieser dem Notarzt einen Wink.

All das nahm Theo nur am Rande wahr, wie aus einem geistigen Augenwinkel heraus. Seine Aufmerksamkeit galt einzig dem offen stehenden Heck des Krankenwagens, ein kantiges Maul, das seine Mutter verschlungen hatte.

»Was ist passiert?«, fragte Theo, als der Arzt zu ihm trat; eigentlich ohne eine Antwort zu erwarten. Der noch feuchte, rubinrote Fleck auf der Eingangstreppe

sprach Bände im Zusammenspiel mit dem Balkon des Turmzimmers darüber, zu dem die Blicke des Sanitäters und des Brötchenfahrers kurz hinaufwanderten.

Eine Erklärung indes war all das nicht.

Theo stürzte wortlos am Notarzt vorbei, erreichte das Heck der Ambulanz.

Für das Auge des Sohnes lag seine Mutter wie aufgebahrt darin.

Dem Auge des Mediziners, das die Situation und den Zustand der Patientin klarer zu beurteilen imstande gewesen wäre, befahl Theo, blind zu sein.

Er setzte sich als Sohn neben seine Mutter, hielt als Sohn ihre Hand, wollte ihr als Sohn Trost und Mut zureden.

Aber alles, was aus seinem Mund drang, kam nur aus seinem Kopf, und das waren durch die Bank nur Worte, die er in solchen Situationen, da er der Arzt gewesen war, von anderen gehört hatte, von verzweifelten Angehörigen und Freunden.

Es waren nicht *seine* Worte. Er fand solche Worte nicht in sich.

Und dafür schämte Theo sich, wie er sich noch nie im Leben für etwas geschämt hatte.

SANKT-VINZENZ-KRANKENHAUS, 6:23
UHR

Die Erfahrung war neu für Theo, das Gefühl vollkommen fremd. Mehr noch, er selbst kam sich wie ein Fremder vor an diesem ihm bisher so vertrauten Ort, wo er vierundsiebzig Mal gegen den Tod gekämpft hatte.

Diesmal war es anders. Zwar nahm er den Tod auch in dieser fünfundsiebzigsten Runde wie einen Schatten wahr, eine schemenhafte, substanzlose Gestalt am Rand seines Gesichtsfelds, die geduldig ihrer Chance harrete. Nur schien ihm sein Gegner heute übermächtig, und er fühlte sich klein.

Professor Strohmayer, Chefarzt des Hauses, und Yash Kapoor hatten ihm nahegelegt, dieses Mal auszusetzen, das Feld allein ihnen zu überlassen. Theo

hatte abgelehnt. Der Preis, um den es heute ging, war zu hoch, war ihm zu teuer, zu lieb – auch wenn er nichts davon in Worten auszudrücken imstande war.

Strohmayer und Yash wussten nicht, was er wusste. Sie trauten es ihm nicht zu, aber er konnte es -den Sohn in sich hinreichend vom Arzt trennen, um seine Mutter frei von Befangenheit und Skrupeln operieren zu können. Das sagte ihm sein Verstand, und auf den war unbedingter Verlass. So war es immer schon gewesen, so würde es auch jetzt sein. Und beinahe gelang es ihm, sich das überzeugend einzureden, wie ein Mantra.

Tatsache jedoch war, und sie wurde

mit jeder Minute unleugbarer, dass die Eisigkeit, die er für gewöhnlich im OP empfand, abzuschmelzen begann. Ein Prozess, der, wie er rückblickend erkennen musste, während der Fahrt zum Krankenhaus eingesetzt hatte. Emotionen brachen aus ihm hervor wie Vulkane, die bis dato auf der Karte seines Innenlebens nicht verzeichnet gewesen waren. Immerhin lief sein gewohnt nüchternes, zweckgerichtetes Denken parallel dazu auf einem eigenen Gleis und steuerte sein Tun. Von unterwegs aus hatte er die Kollegen in der Klinik instruiert und alles vorbereiten lassen. Er hatte sogar die Polizei benachrichtigt, wie es Vorschrift war in einem solchen Fall, wenn die Umstände auf einen

Unfall oder Selbstmordversuch
hindeuteten.

Selbstmord ...

Das Wort allein ließ Theo schauern.

Das ist unmöglich, wollte er denken.

Nur konnte er es nicht. Er kam nicht umhin, diese Möglichkeit wenigstens in Betracht zu ziehen. Seine Mutter war krank. Wie krank, das ließ sich aufgrund ihrer Weigerung, sich einer Behandlung zu unterziehen, nicht konkret sagen. Auch Theo hatte stets nur dem äußeren Anschein nach urteilen können. In seine Mutter *hineinzuschauen*, war auch ihm nicht möglich gewesen ...

Der Operationssaal war erfüllt von jenem besonderen Gemisch aus Geräuschen, Gerüchen und knappen

Anordnungen, das es nur in einem OP und in einer Situation wie dieser gab, in der die Luft gespannt schien wie ein unsichtbares Segel, und diese charakteristische Spannung wiederum durchdrang alles und jeden.

Nur Theo nicht. Nicht, weil er immun war gegen dieses Gefühl, sondern weil er ein anderes, machtvolleres kennenlernte. Er verspürte die Art von Gespanntheit, wie sie die Angehörigen all jener Schwerverletzten empfunden haben mussten, die man ihm je unters Messer gelegt hatte. Zum ersten Mal konnte Theo wirklich *mit* ihnen fühlen. Mitgefühl wurde für ihn vom bloßen Wort zur Erfahrung, und er kam sich verunsichert und zunehmend hilfloser

vor. Was da mit ihm geschah, schien ihn zu einem anderen zu machen als dem, der er bisher gewesen war. Oder gewesen zu sein glaubte. Er wurde zu jemandem, der immer weniger begriff, was um ihn herum passierte oder was er selbst tat. Schnelle, präzise Handgriffe, die er schon zimal ausgeführt hatte, waren ihm plötzlich kaum noch vertraut. Die Menschen, die mit ihm im OP standen, bedienten sich einer Sprache, die er offenbar nicht kannte, weil er immer weniger verstand von dem, was sie sagten. Er degenerierte zum blutigen Laien, der unversehens in einem OP gelandet war – im OP eines Krankenhauses nicht nur am Ende der Welt, sondern auf einem anderen

Planeten, so fremdartig erschien ihm auf einmal alles.

Theo fühlte sich dem Geschehen, der Realität entrückt. In seiner Brust tat sich etwas auf wie ein schwarzes Loch, das alles, was ihn ausmachte, gnadenlos aufsaugte, bis nur noch Chaos übrig war, ein Aufruhr seines Innersten, der wohl Verzweiflung sein musste. Denn auch dieses Gefühl hatte er bisher nur dem Namen nach gekannt. Als Empfindung war es ihm nie widerfahren.

Unvermittelt schlug die Atmosphäre um. Die gespannte Ruhe im Raum zerriss, und dahinter brach Hektik hervor wie Bienen aus einem zerstörten Stock. Theo fühlte sich wie elektrisiert. Und zugleich fand er sich gelähmt vor

Schrecken, der sich zu Entsetzen steigerte. Sein Blick hing förmlich an den blutverschmierten Händen Strohmayers und Yashs, die ihn beiseite drängten und in fliegender Eile im offenen Torso seiner Mutter zu Werke gingen.

Etwas an der Peripherie seines Sichtfelds ließ Theo den Kopf wenden. Eine Bewegung. Eine *schattenhafte* Bewegung. Theos Blick suchte nach etwas ganz Bestimmtem. Und ging ins Leere.

Der Schatten, diese formlose Gestalt, war verschwunden. Der »Tod« war gegangen. Zurück ließ er nur ein monotones, nicht enden wollendes Pfeifen. Und trotzdem einkehrende Ruhe.

Ruhe von jener tiefen Art, in die man wie in eine bodenlose Grube hineinzufallen glaubte und wie Theo sie schon vierunddreißig Mal erlebt hatte, am eigenen Leibe, nach verlorenem Kampf. Und wie er sie mit vierunddreißig, penibel exakt zwei Kästchen hohen Strichen in seinem kleinen Notizbuch, in seiner persönlichen, albernen Bilanz quittiert hatte ...

Irgendjemand schaltete die Geräte ab. Das durchdringende Pfeifen brach ab. Als sei es allein dieser Laut gewesen, der Theo auf den Beinen gehalten hatte, spürte er jetzt, wie ihm die Knie weich wurden. Er hörte jemanden schreien, ohne gleich zu merken, dass er selbst es

war, der da schrie – so wenig, wie ihm bewusst war, dass die feuchte Wärme in seinem Gesicht von Tränen herrührte, die er zum ersten Mal im Leben vergoss.

Professor Strohmayer deckte die Tote bis zum Schlüsselbein hinauf mit einem Laken zu, damit Theo nicht länger in die klaffende, blutige Öffnung des Rumpfes seiner Mutter schauen musste.

Seine Beine gaben unter ihm nach, ein Gefühl, als versinke er rasend schnell im Boden. Der Operationstisch schien im Gegenzug in die Höhe zu wachsen. Theos Blick strich über die bloße Schulter seiner Mutter und entlarvte, was er zuvor und beim flüchtigen Hinsehen für eine bläulich verfärbte Prellung gehalten hatte, als das, worum

es sich tatsächlich und zugleich unmöglicherweise handelte.

Eine Tätowierung ...?

Seine Mutter und eine Tätowierung – das passte nicht zusammen, nicht in der Welt, in der sie gelebt hatten.

Mit einem letzten Rest klaren Verstandes stellte Theo sich eine Frage.

Was ist das für ein Zeichen ...?

Die bläuliche Zeichnung, die aus der blassen Haut seiner Mutter schier hervorstach, erinnerte am ehesten an eine Rune – eine Raute, die mit einer Spitze einen Strich berührte.

Er wollte darüber nachdenken, was diese Figur symbolisieren könnte – ein Versuch, am bloßen Denken festzuhalten, *sich* daran festzuhalten, während alles

um ihn herum und in ihm zu versinken drohte.

Aber seine Kraft war aufgezehrt.

Ein Gefühl, als stülpe sich ein schwarzer Sack über ihn.

Dann war es nur noch finster und warm.

Eigentlich nicht unangenehm ..., dachte er im letzten Moment, da er noch denken konnte.

Wie im Mutterschoß ...

WIEN, UNTER DER UNIVERSITÄT

Draußen und droben war noch fast

helllicher Tag gewesen. Hier unten musste immer Nacht herrschen, von den weit voneinander entfernt angebrachten, alten, trüben, vergitterten Lampen kaum erhellt. Jede zweite Kehre der sich in die Tiefe schraubenden Steintreppe blieb im Dunkeln verborgen.

Mit dem Fuß tastete Fio nach der nächsten Stufe, setzte ihn darauf, und plötzlich schien die steinerne Umgebung sie sich einzuverleiben. Fio rührte sich nicht vom Fleck, bewegte nicht einmal den kleinen Finger.

Sie war nicht allein. Sie spürte die Anwesenheit eines anderen nicht nur, sondern hörte ihn, wie er atmete, wie er sich bewegte, als bringe er die Dunkelheit unter ihr zum Rascheln.

Sie wollte rufen, sich bemerkbar machen. Kein Laut kam ihr über die Lippen.

Dem anderen schon.

»Hallo?«, rief er.

Der Ruf schien Fio die Wendeltreppe herauf entgegenzuwirbeln, von der Enge des Gemäuers hin und her geworfen.

»Ja?« Ihre Stimme war die des kleinen Mädchens, das sie längst nicht mehr war und wie das sie sich jetzt wieder vorkam, so wie damals, als sie sich in dem Kellergewölbe unter dem Stift verirrt hatte, stundenlang.

»Professor Döberin?«

»Nein.«

Nein?

Zwei kalte Finger schienen sich links

und rechts gegen ihren Hals zu legen und zuzudrücken.

Wer sonst als Döberin, der sie herbestellt hatte, sollte sich hier unten aufhalten?

Schritte, knirschend, lauter werdend, höher steigend. Ein formloser Schatten, der regelrecht auftauchte aus der Dunkelheit, die unter ihr gegen die Stufen drängte, Arme und Beine bekam und dann ein Gesicht, das Fio kannte.

»Du?«

Erst dachte sie, dieses »Du?«, halle von den Wänden wider; dann realisierte sie, dass ihm dasselbe Wort zur selben Zeit entschlüpft war.

Sie lachten, er deutlich gelöster als sie.

»Peter, stimmt's?«, fragte sie ihn.

Er nickte. Blondes Haar, das aussah, als ließe es sich nicht kämmen, fiel ihm in die Stirn.

»Und du bist Fiorenza.« Er fragte nicht, wusste es.

Sie hatte im Gegenzug keine Ahnung, was sie sagen sollte, brachte zumindest kein Wort hervor. So stellte er die Frage, die auch sie bewegte, weil es die naheliegendste war.

»Was tust du hier?«

Sie antwortete mit einer Gegenfrage.
»Hat er dich auch ... angesprochen?«

Peter Mratschek griff stumm in seine Hosentasche und holte etwas hervor, das er dann in die Höhe hielt. Im kaum vorhandenen Licht war nicht wirklich zu

erkennen, wo rum es sich handelte. Fio wusste es trotzdem. Schließlich hatte Döberin auch ihr einen solchen Schlüssel gegeben.

Sie war enttäuscht und im selben Zuge erstaunt angesichts eben dieser Enttäuschung. Sie hatte offenbar nicht nur angenommen, Döberins einzige »Auserwählte« zu sein, sondern es sogar gehofft. War sie wirklich so eitel? Wenn, dann musste ihr auch das im Blut liegen. Denn im Stift war sie dazu nicht erzogen worden.

Um irgendetwas zu tun, hob Fio auch ihren Schlüssel hoch, eine Geste, die ihr fast wie das Erkennungsritual einer obskuren Geheimgesellschaft vorkam. Ihr Blick folgte der Bewegung ihrer

Hand. Der eigenwillig geformte Bart des Schlüssels erinnerte an das runenartige Symbol, das sie auf Döberins altem Buch ausgemacht hatte: eine Raute, unter der ein Querbalken verlief.

»Gehen wir zusammen?«, fragte Peter, drei Stufen unter ihr.

»Gehen wir.«

Hintereinander stiegen sie tiefer hinab. Tatsächlich mochte die Treppe nicht einmal halb so lang sein, wie sie Fio erschien. Der Eindruck rührte von der Langsamkeit her, zu der Enge und Dunkelheit sie zwangen.

»Hat er dir auch erzählt, Wissen sei eine Pflanze, die einen Gärtner brauche?«, fragte Peter, ohne sich nach ihr umzudrehen. Es galt aufzupassen,

dass man auf den Stufen nicht ausglitt.

»Unter anderem, ja«, antwortete sie.

»Was hat er sonst noch zu dir gesagt?«

Der junge Mann hob die Schultern.

»Nichts, woraus ich schlau geworden wäre.«

»Da geht es dir also wie mir.« Fio war ein wenig enttäuscht.

»Hast du irgendeine Idee, was er von uns wollen könnte?«

Fio erwog kurz, ihren Verdacht zu äußern, und entschied sich dann dagegen.

»Nein. Aber vielleicht sollten wir uns fragen, warum wir hier sind.«

»Du meinst, in unseren Beweggründen könnte sich ein Hinweis auf die seinen verbergen?«

Fio nickte. Dann fiel ihr ein, dass er

die Bewegung nicht sehen konnte, und sie sagte: »Ja. Findest du das dumm?«

»Nein, gar nicht.« Jetzt warf er einen Blick nach hinten. »Warum bist *du* hier?«

»Neugier«, erwiderte Fio, ebenso schnell, wie sie die Antwort parat gehabt hatte, wenn sie sich in Gedanken genau diese Frage gestellt hatte. Sie wusste, dass das nicht die einzige Antwort war. Es war nur die einzige, die sie sich geben wollte.

»Und du?«, wollte sie wissen.

»Dito«, sagte er. »Aber ich hoffe auch, hier etwas mehr lernen zu können als im Hörsaal, muss ich gestehen.«

Dito, dachte Fio. Laut fragte sie: »Was denn, zum Beispiel?«

Er schaute wieder zu ihr, und diesmal grinste er, wie sie fand, verschwörerisch.

»Dinge eben, die nicht im Vorlesungsverzeichnis stehen.«

Fio verzichtete auf weiteres Nachfragen. Unterm Strich, das war eindeutig, wusste Peter Mratschek nicht mehr als sie – gerade genug, um sie so neugierig zu machen, dass sie heute den Schlüssel im Schloss der versteckt liegenden, von außen unscheinbaren Tür, die Döberin ihnen gezeigt hatte, zu drehen bereit waren.

Die Treppe nahm ein Ende, und an ihrem Fuß blieben sie stehen. Beide wussten sie nicht, wo sie sich befanden. Möglicherweise in der Kanalisation

unterhalb der Universität. Der moderige Geruch, weiter oben nur eine Ahnung, grenzte hier unten jedenfalls an Gestank. Allerdings nahm er ab, je weiter sie sich von der Treppe entfernten. Er begleitete sie nicht nach dort, wo der Weg sie hinführte.

Ein Weg, den Döberin ihnen zwar nicht beschrieben hatte; zu verkennen war er trotzdem nicht.

»Da lang, würde ich sagen«, meinte Peter Mratschek. Er wies in den einzigen beleuchteten Gang, der von hier aus weiterführte; alle anderen gingen ins Dunkle.

»Keine Ratten«, bemerkte Fio.

»Und kein anderes Krabbelzeug«, ergänzte Peter. »Keine Käfer, keine

Spinnen ... nichts, was man in Filmen in solchen Kulissen sieht.«

Fio blickte immer wieder nach links und rechts und sah tatsächlich nichts als feuchte Wände, hier und da eine Pfütze auf dem Boden. Aus Seitengängen, die sich ins Finstere fraßen, wehte kalte Zugluft.

Peter blieb stehen. »Das muss es sein.«

Über seine Schulter hinweg machte Fio das Viereck einer weiteren Tür aus ... einer Tür, wie sie an diesem Ort aussehen musste, wie die Türen auch im Stiftskeller ausgesehen hatten: dunkel, massiv, aus schweren, rissigen Bohlen, von Alter und Feuchtigkeit geschwärzt, von rostigen Bändern zusammengehalten.

Den Schlüssel schon in der Hand, trat Peter vor.

Fios Augen waren schärfer. »Den Schlüssel kannst du stecken lassen«, sagte sie, griff an ihm vorbei und versetzte der Tür einen Stoß. Langsam und lautlos schwang sie nach innen. Auch dahinter gab es kaum Licht. Es war nur eben hell genug, um Fio eines auf den ersten Blick erkennen zu lassen: Der Raum jenseits dieser Schwelle sah so aus, wie sie sich Döberins Büro vorgestellt hatte – in höchster Potenz.

Kaum eine Handbreit Stein war von den Wänden zu sehen; vor jeder war eine fast lückenlose Mauer aus Büchern und Papier hochgezogen worden. Regale und Tische aus narbigem Holz füllten

den Raum, Glas und Gerät die Regale und Tische. Wie unsichtbarer Nebel lag der Geruch von Konservierungs- und Reinigungsmitteln über allem. Von der Decke hingen, wie zur bizarren Dekoration, Helixgebilde in allen möglichen Größen, die im Luftzug sachte pendelten und den Blick auf sich ziehen wollten.

»Und wo steckt der Professor?«, flüsterte Peter.

Fio trat wie von Sirenen gelockt an ihm vorbei durch die Tür. Sie sah Döberin ebenso wenig wie er, zweifelte allerdings nicht daran, dass er hier war, irgendwo im Zwielight, das beinahe Dunkelheit war, bloß ein Schatten unter Schatten. Der Professor beobachtete sie,

um ihre Reaktion auf den Anblick dieses Labors zu studieren.

Seine Augen waren jedoch nicht die einzigen, die seine ausgesuchten Studenten in dieser Alchimistenküche tief unter Wien erwarteten; sein Blick war lediglich der einzige *lebendige*. Dutzende Augen starrten ihnen entgegen, durch die Wandungen von Gläsern hindurch und aus den Flüssigkeiten darin. Nicht alle dieser Augen gehörten Tieren ...

... die hoffentlich nie auch nur einen Atemzug getan haben.

In Fio lagen Faszination und Furcht im Widerstreit, dann paarten sie sich zu Übelkeit. So wenig auch zu sehen war, es war doch mehr als genug; genug in

jedem Fall, um keinen Zweifel daran zu lassen, was dieser Ort war: Eine Baustelle verpönten Lebens.

BERLIN, SANKT-VINZENZ-KRANKENHAUS

Die schwere Tür fiel hinter Theo ins Schloss. Der dumpfe Laut hallte lange durch die Gewölbegänge, die tief unter ihm und der Erdoberfläche lagen. Kühle und Stille umschlossen ihn wie ein Sarg samt Deckel. Einen Augenblick lang kam Theo sich vor wie eingesperrt und musste sich mit einer beinahe körperlichen Anstrengung dem Impuls

widersetzen, sich umzudrehen und die Tür wieder zu öffnen, nur um sich zu vergewissern, dass sie tatsächlich noch aufging. Aber der Moment verstrich, und Theo ging die Stufen hinunter – und mit ihm ein Dutzend Unsichtbarer, wie es die Echos um ihn herum und aus der Tiefe glauben machen wollten.

In der Regel war die landläufige Annahme, die pathologischen Abteilungen von Kliniken lägen stets im Keller und seien kalte, unheimliche Orte, nicht mehr als ein Klischee. Das Sankt-Vinzenz-Krankenhaus war die Ausnahme von dieser Regel: Hier fanden die Sektionen wirklich im Keller statt, und der Raum mit den Kühlfächern, wie jedermann sie aus Filmen und Fernsehen

kannte, lag ebenfalls dort unten. Darüber hinaus sprach man im Hausjargon nicht ohne Grund von der »Gruft«, wenn man die Pathologie meinte. Denn tatsächlich waren in dieser steinernen Tiefe einst Tote bestattet worden -die verstorbenen Mönche jenes Klosters, auf dessen Grundmauern man das Krankenhaus einst errichtet hatte. Diese Tatsache war wiederum ein gewichtiger Grund für die Denkmalschützer gewesen, gegen gravierende Veränderungen der Bausubstanz ihr Veto einzulegen – mit Erfolg. Dementsprechend präsentierte sich die Gruft in ihren wesentlichen Zügen auch heute noch so wie damals mit »rustikalem Charme«, wie Theo und andere Spötter es ausdrückten.

Elektrisches Licht gab es natürlich, und dafür war Theo durchaus dankbar, als er die steilen Stufen hinunterging; der Aufzug war wieder einmal außer Betrieb. Manche behaupteten, hier unten funktioniere nur die allernotwendigste Technik. Theo war schon, nun, nicht zigital, aber doch Dutzende Male hier unten gewesen, und es hatte ihm nie etwas ausgemacht. Heute jedoch verspürte er zum ersten Mal, was auch viele andere empfanden, wenn sie in die Gruft hinabstiegen, und worüber er bislang allenfalls gegrinst hatte: Theo schauderte.

Was wiederum, rief er sich rasch und nicht gänzlich erfolgreich zur Vernunft, in erster Linie daran liegen mochte, dass

er heute nicht in seiner Eigenschaft als Arzt hierherkam, sondern als Angehöriger. Seine Mutter war am Nachmittag obduziert worden, und nun ruhte sie in einem gekühlten Schubfach, bis sich der Bestatter ihrer Leiche annahm. Was erst morgen früh der Fall sein würde; es sei sehr viel zu tun gewesen, hatte man sich bei Theo dafür entschuldigt. Der Tod hatte demnach heute reiche Ernte gehalten. Was in Theos Augen zu diesem Tag passte, an dem er irgendwie mehr verloren hatte als nur seine Mutter. Ohne es in konkrete Worte fassen zu können, hatte er das Gefühl, dass heute seine ganze Welt aus den Fugen geraten war.

Wiederum begleitet vom Widerhall

seiner Schritte, ging Theo durch das Labyrinth der Gänge, über die restaurierten Bodenfliesen, vorbei an den größtenteils unverputzten Wänden aus Ziegel und Naturstein. Ein paar uralte Türen, deren Holz schwarz und sicher hart wie Eisen geworden war, führten irgendwohin. Schilder neueren Datums verboten den Zutritt. Einige warnten vor Einsturzgefahr.

Theo erwischte sich dabei, wie er Decke und Wände dieses Gangs nach verdächtigen Sprüngen absuchte. Er grinste knapp, schüttelte den Kopf über sich selbst und lenkte seine Gedanken wieder den wichtigeren, drängenderen Dingen zu, die ihn seit heute Morgen auf Trab hielten.

Den Vormittag hatte er, nicht nur vor Erschöpfung, ohnmächtig schlafend verbracht, den Nachmittag mit den Vorbereitungen der Beisetzung seiner Mutter sowie auf dem Polizeirevier, wo er den Fall – das ungewollte Wortspiel versetzte ihm einen Stich in die Brust – so präzise, wie es aus seiner Sicht möglich war, geschildert hatte. Hinweise auf Fremdverschulden hatten weder die Obduktion noch die polizeiliche Untersuchung vor Ort ergeben. Blieben als Erklärungen für den Tod Katharinas also nur Unfall oder Selbstmord. Theo wollte an einen Unfall glauben. Anzunehmen, seine Mutter habe ihrem Leben freiwillig ein Ende bereitet, war ihm unerträglich. Auch, das gestand

er sich sehr wohl ein, weil er damit Schuld auf sich laden müsste. Hätte er sich mehr um sie gekümmert, wäre er seiner Mutter ein besserer Sohn gewesen, dann hätte sie sich vielleicht nicht ...

Im Gehen drückte Theo fest die Lider aufeinander, als könnte er so die Augen vor der offenbaren Wahrheit verschließen.

£5 muss ein Unfall gewesen sein.

Nur *konnte* es keiner gewesen sein.

Was hätte seine agoraphobische Mutter mitten in der Nacht auf dem Balkon eines Zimmers zu suchen gehabt, das sie seit Jahren und eben wegen ihrer Krankheit, die ihr panische Angst vor Weite einflößte, nicht mehr betreten

hatte?

Die Antwort war ganz einfach: nichts. Und damit schied ein Unfall als Grund für ihren Tod aus.

Theo erreichte die Tür zum Vorraum der Kühlkammer und ertappte sich dabei, erleichtert aufzuatmen. Weil er jetzt, buchstäblich, ein Ziel, eine Aufgabe vor Augen hatte und sich nicht länger der Willkür seines Denkens ergeben musste, das tat, was es wollte, und in Richtungen ging, die ihm wehtaten auf eine Weise, wie er Schmerz noch nie erfahren hatte.

Er öffnete die starke Metaltür, knipste auch im Raum dahinter das Licht an und trat ein. Doktor Meisner, die Pathologin, war nicht mehr da. Sie hatte

Theo angeboten, auf ihn zu warten, er hatte allerdings dankend abgelehnt. Sie nahm gewiss an, er wolle allein von der Toten Abschied nehmen. Und das stimmte auch – zu einem Teil jedenfalls.

Zum anderen Teil wollte er allein mit der Leiche seiner Mutter sein, um sich ihre Tätowierung anzusehen, die er zunächst für ein Hämatom gehalten hatte.

Er hatte bis heute nichts von dieser Tätowierung gewusst, hatte demnach nie ihre nackte Schulter gesehen. Undenkbar eigentlich, aber wenn er die Gedanken zurückwandern ließ, konnte es tatsächlich stimmen. Seine Mutter hatte nie schulterfreie Kleider getragen, sie waren nie zusammen schwimmen gewesen, geschweige denn, dass sie

miteinander gebadet hätten.

Wir waren einander nicht wirklich nahe, brachten Theos Gedanken das Verhältnis zwischen ihm und seiner Mutter wie von selbst auf den Punkt. Er konnte es nicht leugnen: Körperliche Nähe und Wärme hatte er von Katharina nie erfahren. Allein der Umstand, dass er sie in Gedanken bisweilen »Katharina« und nicht »Mutter« oder gar »Mama« nannte, sprach im Grunde genommen doch Bände ...

Doktor Meisner nutzte den Vorraum der Kühlkammer als Büro; zwar gab es hier unten viele Räume, die wenigsten wurden jedoch für Krankenhauszwecke genutzt und befanden sich – aus Gründen des Denkmalschutzes – noch in ihrem

ursprünglichen Zustand. Dass sich abgesehen vom bloßen Erhalt dieses Zustands niemand wirklich für diese Örtlichkeiten interessierte, stand dabei auf einem anderen Blatt.

Meisners Büro spiegelte auf gewisse Weise ihr strubbeliges Haar wider – eine ordnende Hand fehlte hier ganz offensichtlich. Vielleicht musste sie ja in ihrer praktischen Arbeit so viel Präzision walten lassen, dass sie sich, wenn es um den Papierkram ging, eine gewisse Laxheit erlaubte, um ihr inneres Gleichgewicht zu halten.

Der Bericht mit dem Vermerk »Obduktion Katharina Lassing« lag dennoch genau an der Stelle ihres Schreibtischs, die sie Theo am Telefon

bezeichnet hatte, sollte er sich dafür interessieren. Das tat er, allerdings brauchte er den Blick nur flüchtig darüber streifen zu lassen, um alles bestätigt zu finden, was Meisner ihm vorab gesagt hatte: Es gab keine Spuren dafür, dass ein Dritter am Tod seiner Mutter schuld sein könnte; als Todesursache waren massive und nicht zu stoppende innere Blutungen sowie ein schweres Schädel-Hirn-Trauma angegeben. So gesehen kam es schon einem kleinen Wunder gleich, dass Katharina überhaupt lebend den OP erreicht hatte.

Theo legte den Bericht beiseite, wandte sich der Tür zum Kühlraum zu und öffnete sie. Schmatzend lösten sich

Dichtungsgummis vom Metall. Der scharfe Geruch von Desinfektionsmitteln barst Theo entgegen. Seine Hand wollte nach einem Lichtschalter tasten, aber die Neonröhren unter der Decke brannten bereits. Meisner musste vergessen haben, das Licht auszumachen. Oder sie hatte es absichtlich angelassen, damit er nicht ins Dunkle treten musste, um zu seiner Mutter zu gelangen.

Hätten frostige Naturen schon in Meisners Büro mit den Zähnen geklappert, fröstelte hier nun selbst Theo, der auch im Winter nur selten einen Mantel trug. Die Kühlaggregate erzeugten im Verein mit der Kälte, die dem unterirdischen Mauerwerk entströmte, eine gefühlte Temperatur, die

nur knapp über dem Gefrierpunkt liegen konnte.

Doch Theo fror nicht nur deswegen. Zwei der vier Wände des Raumes wurden von Kühlfächern mit Frontpartien aus rostfreiem Stahl vereinnahmt. Eines dieser Fächer stand offen, die Rollbahre war ausgefahren, der Leichnam darauf nackt und nicht von Kopf bis Fuß zugedeckt, wie es Usus war. Das Laken lag am Boden und bildete eine schneeweiße Berg-und-Tal-Landschaft.

Doch selbst das war es nicht, nicht allein wenigstens, was Theo frieren ließ.

Seine Mutter lag vor ihm, wie sie es am Morgen im OP getan hatte. Auch hier blickte er auf ihre linke Körperseite.

Dennoch war jetzt etwas anders als heute früh.

Die Tätowierung war nicht mehr da.

Nicht etwa so, als hätte Theo sich am Morgen getäuscht. Das in jeder Hinsicht merkwürdige Tattoo war *buchstäblich* nicht mehr da.

Ein erstickter Laut entfuhr Theos Mund und erschreckte ihn selbst.

Die Tätowierung war ... *ausradiert* worden.

Theo tat einen Schritt in Richtung seiner Mutter.

Jemand hatte seiner Mutter das Stück Haut, in das sie sich irgendwann Tinte hatte stechen lassen, verätzt. Jetzt erst nahm er, wie eingewoben in den Desinfektionsgeruch des Raumes, auch

den beißenden Gestank von Säure wahr.

Theo beugte sich vor, wollte sich die feucht schimmernde, rote Verätzung genauer ansehen – und erstarrte wie schockgefrostet.

Weil schlagartig das Licht verlosch.

Irgendwo, nicht weit entfernt, ging eine Tür, das Geräusch vom dicken Mauerwerk fast verschluckt. Und Theo hörte Schritte – die sich näherten oder leiser wurden? Sie verstummten, hatten sich demnach entfernt. Oder war die Person stehen geblieben?

»Wer ist da?«, rief Theo.

Vielleicht doch die Meisner? Oder ein Kollege?

Er erfuhr es nicht. Keine Antwort.

Theos Hand tastete automatisch nach der Brusttasche seines Kittels, in der eine Kugelschreiber-Taschenlampe steckte. Dann erst fiel ihm ein, dass er den weißen Kittel gar nicht trug.

Es blieb dunkel. Stockfinster. Totenstill.

Kein Grund zur Panik. Stromausfälle kamen vor, zumal in einem alten Gemäuer wie diesem. Und ob er wirklich etwas gehört hatte, dessen war Theo sich jetzt nicht mehr sicher. Der kurze Schreck konnte durchaus genügt haben, seine Sinne zu veranlassen, ihm etwas vorzugaukeln, das nicht da war.

Aber die ausradierte Tätowierung ...

... war vielleicht gar keine gewesen.

Schließlich hatte er unter Schock gestanden, als er sie entdeckt hatte (entdeckt zu haben *geglaubt* hatte). Er wollte nicht einmal anzweifeln, dass er etwas auf der Schulter seiner Mutter gesehen hatte. Ebenso wenig konnte er allerdings ausschließen, dass es nicht doch Blut war, das zu einer eigenwilligen Form getrocknet war. Oder Farbe. Schließlich war seine Mutter vom Balkon ihres früheren Malerateliers gefallen. Wer konnte schon sagen, was sie vor dem Sturz dort oben getan hatte? Und die Meisner mochte ein etwas zu starkes Lösungsmittel verwendet haben, um den

Fleck zu entfernen ...

Nur waren all das Fragen, die sich jetzt im Dunkeln und mutterseelenallein nicht klären ließen. Theo schob sie beiseite. Erst einmal galt es zu überlegen, was nun zu tun war.

Sollte er um Hilfe rufen?

»Quatsch.«

Theos eigene Stimme wisperte zwischen den Wänden hin und her.

Sch ... sch ... sch ...

Ein Echo, wie um ihn zum Verstummen zu bringen. Dann verstummte es endlich selbst.

Nein, Theo war überzeugt, auch ohne jemandes Hilfe den Weg nach oben zu finden. Zum einen sollte das kein Problem sein, er kannte die Örtlichkeiten

gut genug – und zum anderen würde er sich ganz bestimmt nicht der Schmach aussetzen, sich aus der Gruft retten lassen zu müssen. Der Spott der Kollegen und des Pflegepersonals würden kein Ende finden.

Ogleich es ohnedies dunkel war, schloss Theo die Augen, um sich zu konzentrieren. Links, höchstens zwei Schritte von ihm entfernt, befand sich die Tür, durch die er hereingekommen war. Dieser Tür gegenüber gab es eine zweite, die in den eigentlichen Sektionsraum führte.

Vier Schritte durch die Finsternis brachten Theo zu dieser Tür. Auch sie öffnete sich mit jenem Laut, den Gummi erzeugte, wenn er von Metall abließ.

Dahinter – kein Licht, nur tintige
Schwärze, keine Regung, kein Ton.

Theo suchte und fand den
Lichtschalter, drückte ihn, einmal,
zweimal. Nichts. Es hatte also niemand
das Licht ausgeschaltet, aus welchem
Grund auch immer; es gab schlicht
keinen Strom.

Den linken Arm ausgestreckt, die
Hand flach an der Wand, tastete er sich
zu der Tür vor, die aus dem
Sektionsraum auf den Gang hinausführte.
Kurz erwog er, nach dem
Sicherungskasten zu suchen, der sich,
wenn er nicht irrte, irgendwo in diesem
Raum befand. Dann entschied er sich
doch dagegen -im Dunkeln würde er
womöglich mehr Schaden anrichten als

gutmachen. Stattdessen öffnete er die Tür und schlüpfte auf den ebenfalls in Schwärze daliegenden Gang hinaus, wo er sich, die Hand auch hier an der Wand, nach links wandte und ein paar Schritte ging.

Bis ihn etwas aufhielt.

Etwas, das ihm das Kinn zu zertrümmern schien!

Eine Faust?

Einen Moment lang schien es blendend hell um Theo herum zu werden. Dann verging diese Illusion, und es blieb nur der Schmerz.

Er schlug seinerseits blind um sich, traf etwas, jemanden. Ein Stöhnen, vor Schmerz und Wut.

Ganz kurz verspürte Theo ein

aufblühendes Triumphgefühl, dessen Wildheit ihn fast erschreckte. Dann verging es unter einem zweiten, noch härteren Schlag, der seine Rippen traf. Die Wucht warf ihn nach hinten und ließ ihn zu Boden stürzen.

Wie von weit her hörte Theo nun wieder Schritte, die sich von ihm entfernten, schnell diesmal, weil die Person im Dunkeln vor ihm davonrannte.

Im Aufrappeln schmeckte Theo Blut auf den Lippen. Er wischte es mit dem Handrücken weg und setzte sich ebenfalls in Bewegung, so zügig, wie es ihm im Finstern möglich war.

Seine Hand ertastete eine Kante, er bog um die Ecke. Die Schritte vor ihm wurden wieder lauter. Dünner

Lichtschein flackerte durch die Dunkelheit und verschwand, als die Person vor ihm – weit vor ihm, *zu* weit vor ihm – um eine weitere Gangbiegung rannte.

»Stehen bleiben!«, rief Theo und kam sich furchtbar albern dabei vor, lächerlich und hilflos.

Seiner Entschlossenheit, den anderen zu erwischen, um Licht ins Dunkel dieses rätselhaften Tages zu bringen, tat dies indessen keinen Abbruch. Im Gegenteil, jetzt rannte auch er, wieder von den Echos seiner Schritte und seines Atmens umgeistert, bis zu der Stelle, wo der Lichtschein verschwunden war. Dort angelangt, orientierte er sich neu, lauschte.

Jetzt lief der andere die Treppe hoch, das ließ sich am Geräusch der Schritte erkennen. Und hätte es noch eines Beweises bedurft, lieferte ihn jetzt das kurz in die Schwärze herunterfallende Licht, ehe die Tür am oberen Ende der Treppe es wieder aussperrte.

Theo rannte weiter. Achtloser diesmal, ohne sich an der Wand entlangzutasten, unverwandt auf den Punkt fixiert, wo es eben noch für einen Augenblick hell gewesen war.

Doch die Dunkelheit narrete ihn. Er verschätzte sich. Und rannte in vollem Lauf und mit dem Kopf voran gegen die Wand zwischen Fahrstuhltür und Treppenaufgang.

Theo glaubte zu *hören*, wie die Haut

an seiner Stirn aufplatzte, ganz gewiss aber spürte er es. Dann sickerte ihm auch schon Blut in die Augenbrauen.

Er verdrängte den Schmerz, tastete nun doch wieder um sich, fand die Treppe und kroch auf allen vieren die Stufen hoch. Die Tür an ihrem Ende ließ sich nicht öffnen. Sie war nicht abgeschlossen, die Klinke ließ sich allerdings nicht nach unten drücken. Der andere musste von draußen etwas daruntergeklemmt haben.

Theo hörte nicht auf, daran zu rütteln, obwohl ihm die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen sehr wohl bewusst war.

Schweiß mischte sich in das Blut aus seiner Stirnwunde, lief ihm in die Augen

und ließ sie brennen.

Er knurrte, schrie unartikulierte, hieb mit der flachen Hand und der Faust gegen die Tür, tobte, wie er noch nie getobt hatte – *weil* er noch nie getobt hatte.

Nichts geschah, niemand schien ihn zu hören.

Auf der obersten Stufe stehend, lehnte er sich so weit wie möglich zurück, holte Schwung, warf sich gegen die Tür – und taumelte haltlos hindurch und hinaus und wäre bis vor die Wand gegenüber gestolpert, hätte ihn nicht jemand aufgefangen, schon zum zweiten Mal an diesem Tag.

»Theo?«

Yash?

»Theo, was ist los mit dir? Was ist passiert?«

Yash half ihm, auf den Beinen zu bleiben. Theo streifte seine Hände ab.

»Sag doch was ...«, setzte Yash von neuem an.

Theo schüttelte den Kopf. Der bisher nur darin pochende Schmerz explodierte. Trotzdem sagte er nur: »Jetzt nicht.« Und dann: »Blut!«

»Ja, das seh ich auch«, erwiderte Yash. »Du blutest wie ein Schwein. Komm ...«

Theo verkniff sich gerade noch ein weiteres Kopfschütteln, das ihm den Schädel zersprengt hätte, und beschränkte sich darauf, mit ausgestrecktem Finger auf den Boden zu

deuten. »Da – Blut!«

Tatsächlich begann an dieser Stelle eine unregelmäßige Reihe aus Blutstropfen; er musste den gleichermaßen Unbekannten wie Unsichtbaren schlimmer (besser!) getroffen haben, als er gedacht hatte. Die Spur führte den Gang hinunter und um die nächste Ecke. Von dort aus gelangte man zu einem der Nebenausgänge des Krankenhauses.

Theo lief los, sich mit dem Ärmel das Blut weniger aus dem Gesicht wischend, als es zu verschmieren. Yash folgte ihm, endlich ohne Fragen zu stellen.

Hinter der Biegung führten Gang und Blutspur auf eine Drahtglastür zu. Theo erreichte sie, warf sich dagegen, die Tür

schwang auf – und Theo blieb stehen, als sei er abermals vor eine Wand gelaufen. Yash prallte von hinten gegen ihn und stieß ihn hinaus in den strömenden Regen.

In den Regen, der jede Spur schon fortgewaschen hatte.

»Halt doch mal still, Mann!« Yash schnaufte, während er Theos Stirnverletzung versorgte. »Es ist wirklich was Wahres dran – Ärzte *sind* die schlimmsten Patienten.«

»Ich hab's ein bisschen eilig«, gab Theo unwirsch zurück. »Das wirst du ja

wohl verstehen, oder? Ich will die Polizei verständigen.«

Yash hielt kurz inne und hob die schwarzen, auf der dunklen Haut wie lackiert aussehenden Brauen. »Jetzt also doch?«

Theo nickte und verzog das Gesicht, weil die Bewegung in seinem Kopf einen neuen Vulkan ausbrechen ließ, der ihm Schmerzen gegen die Schädeldecke spie.

»Finde ich sehr vernünftig«, sagte Yash. »Die Angelegenheit mag sich ja verrückt anhören, aber du *musst* sie melden.«

Sie hatten lange gesucht. Waren zweimal um das ganze Krankenhaus herumgelaufen, hatten auf dem Parkplatz

in jedes Auto geschaut, ohne eine Spur des mysteriösen Attentäters zu finden. Nur tropfnass waren sie im Regen geworden, und so saßen sie einander in einem Behandlungsraum gegenüber, wo Yash jetzt letzte Hand an den Verband legte, den er Theo verpasst hatte.

»Danke noch mal«, sagte Theo, als sein Freund und Kollege fertig war. »Auch für die Befreiung aus dem Keller.«

Yash hob die Schultern. »Ich hatte dich gesucht, weil ich dachte, du möchtest vielleicht nicht allein da runtergehen.« Yash selbst hatte nie einen Hohl daraus gemacht, wie ungern er in die Gruft hinabstieg.

»Das dachte Meisner auch. Aber ich

wollte wirklich allein sein. Weil ...«
Jetzt zuckte Theo mit den Schultern. »Ich weiß auch nicht. Schien mir das Richtige zu sein, irgendwie.« Und dann fügte er noch hinzu: »Ich versteh mich einfach nicht auf solche Dinge.«

»Ist doch klar. Du hattest ja auch noch keinen Todesfall in der Familie.«

Das stimmte nicht. Doch Theo verzichtete auf eine Erwiderung. Es war lange her, und er war klein gewesen, zu jung, um sich wirklich an seinen Vater zu erinnern.

Während er noch immer auf dem Behandlungstisch saß, ließ Theo sein kleines Mobiltelefon zwischen den Fingern einer Hand hindurchwandern. Mehr an sich selbst gerichtet als an

Yash, fragte er leise und zum x-ten Mal, seit es geschehen war: »Wer tut so was? Und warum?«

Nun sah er doch Yash an, als erwarte er, dass sein Freund die Antwort wüsste. Aber der deutete nur auf Theos Handy und sagte: »Es ist Aufgabe der Polizei, das herauszufinden.«

Theo holte die Visitenkarte von Hauptkommissar Ordnung hervor, mit dem er am Nachmittag wegen des Todes seiner Mutter gesprochen hatte. Er erwischte Ordnung am Handy. Mit wenigen Worten schilderte er, was passiert war. Ordnung zeigte sich konsterniert und fragte noch einmal nach, um sich zu vergewissern, dass er sich nicht verhöhrt hatte. Dann versprach er,

selbst vorbeizukommen und die Spurensicherung in Marsch zu setzen. Theo wollte ihn am Haupteingang erwarten.

Auf dem Weg durchs Krankenhaus dorthin meinte Yash: »Hast du vielleicht ein Foto, auf dem das Tattoo deiner Mutter zu sehen ist? Könnte die Polizei sicher gebrauchen.«

Theo wich einem voll beladenen Wäschekarren aus und schüttelte den Kopf, nicht so vorsichtig diesmal, was er sogleich bereute. »Es gibt keine Fotos von meiner Mutter.«

Yash warf ihm nur einen erstaunten Blick zu.

»Wir haben überhaupt keine privaten Fotos. Wir besitzen nicht einmal eine

Kamera«, erklärte Theo.

»Keine Familienfotos?« Die Verwunderung stand Yash ins Gesicht geschrieben. »Warum das denn?«

»Alle verbrannt.« Theo stockte kurz. Eben hatte er noch daran gedacht und nicht darüber reden wollen. Nun tat er es doch. »Bei dem Brand, durch den mein Vater ums Leben kam.«

Mochte die Erinnerung an die Person seines Vaters auch so gut wie nicht existent sein, das Feuer hatte Theo nicht vergessen. Heute noch kam es ihm vor, als werfe er einen Blick in die klisierte Hölle, wenn er nur daran dachte. Und immer noch konnte er die sengende Hitze spüren, die Atemnot immer wieder neu erleben, weil die

Flammen allen Sauerstoff gefressen hatten ...

»Tut mir leid«, hörte er Yashs Stimme wie aus einem anderen Raum, und sie lotste ihn zurück aus jener Vergangenheit, die er gern vergessen hätte, weil er in manchen Nächten noch immer in ihr aufwachte und sich dann mit einem Ruck aufsetzte und den brutalen Schmerz im Rücken spürte, mit dem ...

Er schloss kurz die Augen, atmete durch, winkte ab. »Schon gut. Ist lange her.«

Yash nahm seinen ursprünglichen Gedankenfaden wieder auf. »Könntest du dieses Tattoo vielleicht aus deiner Erinnerung aufzeichnen?«

Theo wiegte behutsam den Kopf. »Ja, ich glaube schon. Ich habe zwar keine Ahnung, was es darstellen soll, aber es war eigentlich ganz simpel. Eine Art ... Rune, eine Hieroglyphe oder so was.«

Er suchte in seiner Jacke nach Stift und Papier, wurde nicht fündig und bat im nächsten Schwesternzimmer darum, wo er beides bekam. Kurzerhand nahm er am dortigen Tisch Platz und begann zu zeichnen. Yash sah ihm dabei über die Schulter.

Schließlich blickten sie beide auf die fertige Zeichnung hinunter, als müssten sie nur lange genug hinsehen, damit sie ihnen sämtliche Geheimnisse offenbarte ... diese schlichte Raute, die mit der unteren Spitze auf einem Querstrich saß.

TEIL II

... DAS WORT ZUFALL IST
GOTTESLÄSTERUNG.

NICHTS UNTER DER SONNE IST ZUFALL;
- AM WENIGSTEN DAS,
WOVON DIE ABSICHT SO KLAR IN DIE
AUGEN LEUCHTET.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING: EMILIA GALOTTI

1. APRIL

BERLIN, POTSDAMER PLATZ, MITTAGS

Paul Finn hatte sich mit seiner Mutter verabredet, die er sein Leben lang tot geglaubt hatte. Für Paul war diese Unmöglichkeit Grund genug gewesen, Sara um ihre Begleitung zu bitten, und für Sara Grund genug, ihm diese Bitte zu erfüllen. Weil sie neugierig war auf eine Frau, die die Stirn hatte, so etwas zu behaupten – und, das gab Sara sich selbst gegenüber durchaus zu, weil sie die Chance auf einen tieferen Blick in Pauls Vergangenheit witterte, die offenbar voller Geheimnisse und Rätsel

steckte. Die Detektivin in ihr konnte nicht aus ihrer Haut, damit hatte sie sich längst abgefunden.

Der Potsdamer Platz war Resultat eines ursprünglich verwegenen Plans, aus Milliarden Euro eine zugkräftige neue Mitte für die alte Hauptstadt zu erbauen. Dieses Ziel hatte man unübersehbar erreicht: Tag für Tag zog der verkehrsreichste Platz Europas Abertausende von Menschen an, einem Mahlstrom gleich, der ohne Wasser auskam, weil seine pure Faszination mächtig genug war. Für Paul Finn, oder jemanden wie ihn, musste dieser Ort die Hölle sein – eben all jener Menschen wegen. Weil er sie fürchtete – oder das, was in ihnen vorging und für ihn kein

Geheimnis blieb.

Geduckt wie ein Hund, der Prügel erwartet, schlich und eilte Paul durch die Heerschar aus Einheimischen und Touristen, die sich auch bei dem diesigen Wetter da tummelten, wo vor zwanzig Jahren noch nichts weiter gewesen war als Todesstreifen und verödetes Niemandsland. Eine Zeit, an die Sara selbst kaum noch Erinnerungen besaß.

Die Replik der ersten Berliner Verkehrsampel, ein klobiges Ding, das ein wenig an die Wachtürme entlang der früheren Mauer erinnerte, war nur noch ein paar Schritte entfernt. Dort, zwischen Kollhoff-Haus, Sony-Center und DB-Zentrale, wollte sich die Frau mit Paul

treffen, die angebliche Mutter mit ihrem angeblichen Sohn. Ein im Grunde symbolischer Ort für eine Wiedervereinigung. Und vielleicht gerade deshalb ein weiterer Grund für Sara, skeptisch zu bleiben.

Paul blickte sich um. Nicht nur nach der Frau, die auf den Anrufbeantworter gesprochen hatte, sondern wiederum nach Verfolgern und wie jemand, der ein Gewitter im Anzug glaubte, ohne dunkle Wolken zu sehen.

Sara verspürte einen Stich ins Herz. Sie hatte Mitleid mit ihm. Und wünschte sich, nicht zum ersten Mal seither, nicht mit ihm ins Bett gegangen zu sein. Paul war kein Mann, mit dem eine Frau ins Bett gehen sollte. Er war ...

... der geborene Sohn.

Weil er in jeder Frau Muttergefühle weckte, den weiblichen Beschützerinstinkt, der ganz anders war als sein männliches Pendant.

Machtvoller, drängender, vielleicht auch gefährlicher für den, der gefährlich zu werden drohte.

»Siehst du sie?«, fragte Sara. Am Sockel der Ampel blieben sie stehen.

»Wie denn? Ich kenne sie ja gar nicht«, gab Paul zurück, trotzdem nach allen Seiten Ausschau haltend, wo Menschen zu Dutzenden durch den Nieselregen liefen, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, jeder in seiner eigenen Stimmung. Von allem schien eine Spur auf Paul abzufärben.

Sein Blick folgte mal diesem, mal jenem Passanten, wie um herauszufinden, von wem er denn nun eigentlich was empfing.

Oder so ähnlich ...

Sara gab auch diesen neuerlichen Versuch auf, das nachzuempfinden, was Paul erlebte. Ihr wurde schwindlig dabei. Sie konzentrierte ihre Gedanken auf Handfesteres, auf die Frau etwa, die sich bei Paul gemeldet hatte. Auch wenn sie bislang noch nicht mehr war als ein Phantom. Sie mochte sich zwar als Pauls leibliche Mutter vorgestellt haben, für ihn war sie dennoch in jeder Hinsicht eine Fremde; er wusste weder, wer sie war noch wie sie aussah. In dem Punkt war sie ihm voraus – sie wusste, wie er

aussah; schließlich hatte sie sein Gesicht in der Zeitung oder auf dem Bildschirm erkannt. Er sehe, so hatte sie gesagt, seinem Vater sehr ähnlich. Von dem Paul ebenfalls geglaubt hatte, er sei tot, im selben Feuer umgekommen wie seine Mutter. Angeblich ...

Ich sag's ja – Geheimnisse und Rätsel noch und nöcher ...

Wie hätte sie *dieser* Sache widerstehen sollen? Ausgerechnet *sie*, die sich schon im Alter von zehn Jahren mit der YPS-Detektiv-Ausrüstung fürs Berufsleben gewappnet wähnte?

Eben ...

Immerhin, der obskure Anruf hatte eines bewirkt: Paul Finn war aus seinem Schneckenhaus gekommen, ein wenig

jedenfalls – und das in zweifacher Weise. Zum einen war er hier, mitten in Berlin, mitten unter Menschen; zum anderen hatte er Sara von sich erzählt. Dass sie in der Zeit, die sie sich nun kannten, viel mehr von sich preisgegeben hatte als im Gegenzug Paul, war ihr erst jetzt richtig bewusst geworden, da er sie in sein Leben schauen ließ.

Wobei es nicht viel zu schauen gab; nicht viel jedenfalls, das offen dalag ... Nach dem Tod seiner leiblichen Eltern, in einer Zeit, in die seine Erinnerung kaum zurückreichte, war er in die Obhut von Adoptiveltern gelangt. Und auch die waren ums Leben gekommen. Weil es keine weitere Familie gab, hatte für Paul

danach eine Odyssee durch Heime und Internate begonnen – ein Leben, mit dem er nicht haderte, auch weil er kein anderes kannte.

»Ich möchte nicht kaltherzig klingen, aber ich glaube, es war so am besten für mich. Es machte mir nichts aus, allein zu sein, ohne Eltern. Ich hatte sogar das Gefühl, ich *müsse* allein sein. Es *war* eben so. Das schien mein Schicksal zu sein, und eines der Dinge, die ich schon früh begriff, war, dass man sein Schicksal akzeptieren muss, wenn man nicht daran zerbrechen will: Das sind die Karten, die dir das Universum gegeben hat – mach was draus, oder lass es sein.«

»Hast du für dich das Beste daraus

gemacht?«, wollte sie von ihm erfahren.

Er schien kurz überlegen zu müssen.
»Im Rahmen meiner Möglichkeiten ja,
ich glaube schon. Auch wenn ich lieber
Krankenpfleger war als ...
Briefkastenonkel.«

Er grinste ihr zu, nicht so traurig, wie
sie es erwartet hatte. Sie grinste zurück.
Er hatte ihr schon erzählt, dass er seinen
ursprünglichen Job als Krankenpfleger
hatte aufgeben müssen, weil ihn diese
Arbeit im wahrsten Sinn des Wortes zu
sehr mitgenommen hatte. Es war ihm
unerträglich geworden, hinter jede noch
so tapfere Maske und auf das tiefe Leid
darunter blicken zu müssen. Dafür
gehörte er heute zu einem Team von
Seelsorgern, die sich der Probleme ihrer

»Patienten« nur schriftlich annahmen und diese in Zeitschriften- und Zeitungskolumnen »behandelten«.

»Papier leitet und *leidet* nicht«, hatte Paul ihr erklärt, und das immerhin hatte Sara verstanden. Wenn sie das Wortspiel auch nicht so originell fand wie Paul selbst – als er es angebracht hatte, war das eines der wenigen Male gewesen, da sie ihn *richtig* grinsen gesehen hatte.

Alles in allem war sein Leben bisher kein spektakuläres gewesen, wenn auch ein ungewöhnliches. Wirklich interessant wurde es jetzt, da der merkwürdige Anruf einer »Toten« und die Verabredung mit ihr Licht auf Dinge warfen, die bisher angeblich die

Wahrheit gewesen waren – und hinter denen sich, wie sich auf einmal zu zeigen begann, womöglich doch noch etwas anderes verbergen mochte.

Sara fühlte sich ganz in ihrem Metier; es war die Aussicht auf solche Rätsel und die Chance, sie zu knacken, die sie in diesen Beruf gelockt hatten. In der Realität boten sich solche Fälle viel zu selten; in der Regel ging es bei ihren Aufträgen tatsächlich vor allem um untreue Ehemänner und -frauen und Versicherungsbetrug. Davon konnte Sara leben, aber nicht zehren. Umso begieriger stürzte sie sich auf die wahren Leckerbissen. Pauls Geschichte mochte sich als solcher erweisen – auch wenn sie einige Haken hatte. Paul war

nicht irgendjemand, sie hatten nicht mehr nur beruflich miteinander zu tun.

Der Stoff, aus dem das Chaos ist ...

Trotzdem, Saras Neugier überwog, wie immer eigentlich, alle Bedenken und Vorbehalte. Auch wenn sie dafür im Regen stehen musste ...

Immerhin, es war nur Nieselregen, und der Sockel der Ampel war nicht nass, sodass sie sich hinsetzen konnten.

»Um halb eins wollte sie hier sein«, sagte Paul. Er sah auf seine Uhr. »Noch zwei Minuten.«

»So exakt lässt sich das bei all dem Verkehr nicht timen«, erwiderte Sara. »Das wüsstest du auch, wenn du öfter mal rauskäms.«

»Ein weiterer Grund, genau das nicht

zu tun.«

Der stete Menschenstrom, der aus dem Bahnhof Potsdamer Platz floss, verstärkte sich gerade wieder. Sara wies mit dem Kopf in Richtung der Menge, die tatsächlich ein wenig den Eindruck eines Flusses erweckte, der ein paar hundert Menschen mit sich riss, von denen nur die Köpfe zu sehen waren. »Vielleicht ist sie unter diesen Leuten.«

War sie nicht.

»Herr Finn ...?« Und zögerlicher:
»Paul?«

Wie vom selben Faden gezogen, drehten Sara und Paul den Kopf in die andere Richtung, aus der sich ihnen eine Frau genähert hatte. Sie kam noch ein paar Schritte auf sie zu und blieb dann

stehen wie vor einer unsichtbaren Grenzlinie. Mit schiefgelegtem Kopf sah sie Paul an. Sara nutzte die Gelegenheit, ihrerseits die Frau einer genauen Betrachtung zu unterziehen.

Sie sah gut aus, reif. Sie musste um die fünfzig sein, wirkte jedoch jünger. Langes, naturschwarzes Haar, tiefrote Lippen, der blasse Teint einer Person, die das Licht der Sonne ihr Leben lang eher gescheut als gesucht hatte.

Wenn Schneewittchen nicht gestorben wäre, so lebte sie noch heute

...

Die Kleidung war elegant und doch sportlich. Der dunkle Ledermantel schimmerte feucht, ein Zeichen dafür, dass die Frau einige Zeit durch den

Nieselregen gelaufen sein musste – oder längst schon in der Nähe gewartet hatte.

Paul nickte. »Und Sie sind ...?« Er stand halb auf, langsam. Sein Blick hing an der Frau.

Die Frau lächelte knapp, kaum mehr als ein Zucken der Mundwinkel. Sara ließ sie nicht aus den Augen. Die Mimik der Frau, die Pauls Mutter sein wollte, brachte unübersehbare Verunsicherung zum Ausdruck.

Die Frau reichte Paul die Hand. Er ergriff sie, so vorsichtig, als könnte sie heiß sein oder zerbrechlich.

»Ja«, sagte sie. »Ich bin Roxane Fortier.«



Fünf Minuten später saßen sie, unter einer Markise vor dem Nieselregen geschützt, vor dem Weinhaus *Huth*, das buchstäbliches Berliner Urgestein war: das einzige Gebäude am Potsdamer Platz, das den zweiten Weltkrieg überstanden hatte, heute architekturhistorischer Kern des modernen Gebäudeensembles, ein Stück altes Berlin, das wie in die futuristisch anmutende neue Nachbarschaft hineingewachsen wirkte.

Auf der Terrasse wurde bei diesem Wetter nicht serviert. Roxane Fortier wollte trotzdem draußen sitzen; was sie zu bereden hätten, sei gewiss nicht für fremde Ohren bestimmt. Bei Paul, der an der Grenze zum Misanthropen entlang

balancierte, rannte sie damit offene Türen ein. Sara fand sich mit ihrer Rolle als fünftes Rad am Wagen ab und fügte sich. Sie erbot sich, von drinnen wenigstens für jeden eine Tasse Kaffee zu holen. Roxane Fortier bestand darauf, sie beide einzuladen und zu bedienen. Es sei das Mindeste, was sie heute tun könne, meinte sie, und ihr Blick ruhte dabei um Verzeihung bittend auf Paul.

Es hätte vieles zu fragen, vieles zu sagen gegeben. Trotzdem saßen sie einander über eine Minute lang schweigend gegenüber, Sara und Paul auf der einen Seite des Tisches, Roxane auf der anderen. Zu hören war nur das Raunen und Rauschen des Verkehrs, am Tisch das leise Klimpern und Klirren

der Löffel in den Kaffeetassen. Wie auf ein geheimes Zeichen hin legten sie die Löffel fast gleichzeitig ab und nahmen den Henkel ihrer Tassen zwischen Daumen und Zeigefinger. Diese zufällige zeitliche Übereinstimmung, derer sich alle drei zugleich bewusst wurden, löste die Spannung ein wenig und brachte sie zu einem leisen Lächeln.

Sara war versucht, als Erste das Wort zu ergreifen. Sie wollte wissen, wollte Fragen stellen, sie wollte nicht warten, bis ein anderer fragte oder die Antworten ungefragt kamen. Solche Antworten waren nie vollständig, sie waren immer nur das, was der andere von sich aus preisgeben wollte. Fragen konnten, wenn man sich darauf verstand,

einem Menschen auch all das entlocken, was er eigentlich nicht sagen wollte – und das so, dass er es nicht einmal wirklich aussprechen musste.

Aber Sara beherrschte sich. Sie wusste, die Eröffnung dieses Gesprächs stand allein Paul oder Roxane Fortier zu.

Damit machte er sich also auch schon bemerkbar, der erste Haken, den dieser »Fall« hatte. Ihr Verhältnis zu Paul verbat Sara eine solche eigenmächtige Einmischung.

Um sich wenigstens mit irgendetwas zu beschäftigen, fasste sie ihre Tasse mit den Fingerspitzen beider Hände und trank von dem Kaffee, der inzwischen etwas abgekühlt war und so bitter schmeckte, wie sie Kaffee am liebsten

mochte.

Lange funktionierte diese Beschäftigungstherapie nicht. Das anhaltende Schweigen zerrte allzu heftig an ihrem dünnen Geduldsfaden. Doch Paul bewahrte sie im letzten Augenblick davor, ihre eben aufgestellte eigene Regel zu brechen, indem er die erste Frage stellte.

Sie klang so merkwürdig, wie es die ganze Situation war.

»Sie behaupten also, meine Mutter zu sein?« Er schnaubte. »Ich dachte, Sie seien tot.«

»Das dachten wir auch von dir«, erwiderte die Frau und biss sich kurz auf die Unterlippe. »Ich darf doch du sagen, oder?«

Paul machte eine linkische Geste, die bedeutete, dass es ihm egal sei; andere Dinge, Rätsel und ihre Lösungen, waren jetzt um so vieles wichtiger als Etikette. Er nahm einen Schluck von seinem Kaffee, verzog das Gesicht, schaufelte Zucker nach.

»Wir?«, stellte er dann die Frage, die Sara längst auf der Zunge lag. Sie musste die Lippen fest aufeinanderpressen, um sie nicht selbst zu stellen. »Wer ist ›wir‹?«

»Dein ... Vater und ich.«

Sara bemerkte ihr kurzes Zögern; damit anzufangen wusste sie nichts. Paul nahm es entweder nicht wahr, oder er maß ihm keine Bedeutung bei. Nichts konnte für ihn im Augenblick

bedeutsamer sein als das, was diese Frau ihm soeben eröffnete. Schließlich hatte er von klein auf geglaubt, keinen Vater mehr zu haben.

»Er lebt auch noch?« Pauls Hand zitterte und mit ihr die Tasse, die er halb zum Mund geführt hatte. Sara wollte sie ihm abnehmen, damit er sich den Kaffee nicht in den Schoß kippte. Er machte einen unwirschen Laut, trank einen Schluck, stellte die Tasse wieder ab, bedächtig, für Saras Begriffe geradezu entnervend langsam. Natürlich wusste sie, was es mit dieser umständlichen Prozedur auf sich hatte. Paul versuchte damit Zeit zu gewinnen, ob nun bewusst oder unbewusst; Zeit, die er brauchte, um seine Wahl aus den zig Fragen zu

treffen, die in ihm regelrecht hochkochen mussten.

Unterdessen antwortete Fortier auf die Frage von eben, die im Grunde gar keine gewesen war, sondern nur Staunen und fassungsloses Feststellen.

»Ja, er lebt auch ... noch.« Wieder so ein Zögern, und wieder registrierte Sara es. Sie legte es in Gedanken ab wie das Teil eines Puzzles, das ihr in seiner Gesamtheit ein Bild dieser Frau zeigen sollte, zusammengesetzt aus all den kleinen Gesten und Auszügen ihres Gebarens, die Sara beobachtete. Natürlich tat sie das, weil sie dieser Frau gegenüber immer noch misstrauisch war; schließlich hatte Roxane Fortier bisher nichts gesagt, was ihre ungeheure

Behauptung bewiesen hätte. Sie tat es allerdings auch, weil sie gar nicht anders konnte. Weil sie es mit jedem Menschen tat. Weil es für sie beinahe wie ein Sport war – oder wie eine Obsession, wie ihr Exmann gemeint hatte –, solche im Kopf zusammengesetzten Bilder mit den wirklichen Menschen zu vergleichen. Um sich dann über ihre Treffsicherheit zu freuen oder um ihr Urteilsvermögen zu prüfen und zu justieren, wenn sie daneben lag. Was immer seltener der Fall war.

Ihr bisheriges Bild von Roxane Fortier wies noch große Lücken auf. Was davon zu erkennen war, fiel nicht zu Fortiers Vorteil aus. Andererseits

mochte eine gewisse Animosität Pauls »Mutter« gegenüber mit hineinspielen; ein Gefühl, das Sara nicht leugnen konnte, das sie aber auch nicht weiter ergründen wollte. Weil sie schon eine Ahnung hatte, worauf sie dabei stoßen würde ...

»Aber ...« Pauls Lippen zuckten, sein Blick wurde leer und füllte sich mit etwas anderem, mit einem fast anklagenden und auch flehenden Ausdruck, als mache er es dieser Frau einerseits zum Vorwurf, seine Welt aus den Fugen geraten zu lassen, und als bitte er sie andererseits, damit aufzuhören und, mehr noch, alles, was sie ihm enthüllte, umzukehren – kurzum, seine Eltern wieder tot sein zu lassen.

Fortier begegnete seinem Blick nur mit Leere in ihren eigenen Augen. Alles, was sich von seiner Miene, seinen Worten hätte anrühren lassen, hatte sich aus ihren Augen zurückgezogen, versteckt vielleicht, um eben nicht berührt werden zu können.

»Das Feuer«, sagte Paul. Er schluckte, das Sprechen schien ihm nicht leicht zu fallen. Er trank einen Schluck Kaffee, seiner Mimik nach zu urteilen mit Todesverachtung. »Was war mit diesem Feuer?«

Eine ihrer dünnen schwarzen Brauen wanderte um einen halben Zentimeter die blasse Stirn hinauf.

»Feuer?«, fragte sie, ein bisschen argwöhnisch, wie Sara fand. »Welches

Feuer?«

»Das Feuer, in dem ihr ums Leben gekommen seid!« Paul klang jetzt kaum noch wie Paul, seine Zunge schien schwer zu werden. Als hätte er nicht Kaffee, sondern etwas Hochprozentiges getrunken.

»Wer hat dir von diesem Feuer erzählt?«

Irgendetwas an dieser Frage, der Art, wie Fortier sie stellte, alarmierte Sara. Und mehr als dieser Alarm war da nicht; sie hatte keine Ahnung, *was* an Fortiers Ton sie warnte und wovor.

Paul hob die Schultern. Die Geste schien ihn richtig Kraft zu kosten, über Gebühr anzustrengen.

»Niemand«, antwortete er, jetzt

beinahe lallend. Sein Gesicht wirkte müde, schlaff. Die Lider drohten ihm zuzufallen.

Saras Beunruhigung wuchs.

»Ich weiß es einfach«, fuhr Paul mühsam fort. »Weil ich *dabei* war.«

»Interessant«, meinte Fortier, mehr zu sich selbst als an Paul gerichtet.

Er öffnete den Mund, wollte die eine, die große Frage stellen, die ihn bewegen musste, wie kosmische Kraft die Sterne des Universums bewegte. Es war ganz seltsam: So wie Paul in der Lage war, aufzufangen, was von anderen ausging, schien auch er etwas auszustrahlen. Sara hatte jedenfalls das Gefühl, als denke und empfinde sie mit ihm, in einem Maß, das reines Mitgefühl weit übertraf. Was

Paul fragen wollte, hätte auch Sara fragen wollen, aber diese Frage war zu groß, zu gewaltig, um sich in Worte fassen zu lassen.

Als Paul nichts sagte, versuchte Sara es.

Es ging nicht.

Und das nicht, weil ihr die richtigen Worte fehlten.

Es *ging* einfach nicht.

Alles in Sara gefror. Oder *war* eigentlich schon gefroren, denn nichts in ihr regte sich mehr.

»Du wurdest entführt«, antwortete Roxane Fortier, ohne gefragt worden zu sein. »Von einer Frau, die sich Katharina Lassing nannte.«

Paul glotzte sie an, sein Gesicht starr

vor Schrecken, eine Maske nur noch, die Angst ausdrückte vor dieser Frau, die so viel über ihn zu wissen schien – über ihn, der er sich an den meisten Tagen am liebsten vor der Welt verkroch.

Saras Miene wollte Staunen andeuten. Katharina Lassing, diesen Namen hatte sie schon gehört, es fiel ihr auch ein, wann und wo ... Aber ihr Gesicht hätte ebenso gut aus Beton gegossen sein können; so fühlte es sich jedenfalls an. Nein, das stimmte nicht – sie fühlte ihr Gesicht *gar nicht* mehr.

»Und ich«, erklärte Fortier weiter und stand dabei schon auf, »bin hier, um dich nach all den Jahren dorthin zurückzuholen, wo du hingehörst. Wo du gebraucht wirst.«

Sara wollte ebenfalls aufstehen. Doch ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr, schien ihr nicht einmal mehr zu gehören. Er rührte sich nicht, um keinen Deut.

Was war nur los, was geschah mit ihr?

Sie spürte, wie die Angst in ihr aufloderte gleich einer Stichflamme und alles in ihr lichterloh in Brand setzte. Panik in ihrer reinsten Form – und kein Ventil, keine Möglichkeit, ihr Luft zu machen, sie auszuleben, abzubauen, loszuwerden.

Weil Sara absolut nichts *tun* konnte.

Roxane Fortier stand jetzt neben Paul, was Sara nur deshalb sehen konnte, weil sie zufällig zu Paul geschaut hatte, bevor sie offenbar buchstäblich versteinert

war. Und es war noch nicht vorbei. Es ging weiter, tief in ihr.

Ihr Herz schlug nur noch unter größter Anstrengung, das Blut in ihren Adern war zäh geworden, als drohe es zu gelieren. Schweiß trat ihr heiß auf die Stirn und lief ihr dann erkaltend die Schläfen hinunter, sammelte sich in ihren Augenbrauen, löste sich daraus und fiel ihr auf die hohen Wangen. Wie eine Abart der chinesischen Tropffolter.

Fortier ergriff Paul am Oberarm, zog ihn vom Stuhl hoch. Paul wollte sich wehren, sich zumindest widersetzen, nur fehlte auch ihm die Kraft dazu.

Wenigstens war er nicht ganz versteift, so wie Sara. Wie besoffen stand er da, die Knie leicht gebeugt, als wiege der

Körper darüber so viel, dass er kaum noch zu tragen war. Seine Augen wirkten blind, sie blickten in Saras Richtung, ohne sie zu sehen.

Dafür sah Fortier sie an. In ihrem Blick glaubte Sara so etwas wie eine Entschuldigung zu lesen; kein Bedauern, nur eine Bitte um Verzeihung für etwas, das unumgänglich gewesen war.

Sara wollte ihre Lippen auseinanderzwingen, konzentrierte alles, was sie in sich fand und zusammenraffen konnte, nur darauf. Vergebens. Auch die Zunge ließ sich nicht bewegen, kein bisschen. Sie lag ihr im Mund wie die eines toten Tieres in der Schautheke eines Metzgers. Ihr Blick allerdings wanderte wenigstens andeutungsweise

zu den Kaffeetassen auf dem Tisch hin.

Fortier nickte nicht. Trotzdem ging etwas von ihr aus, das Saras Vermutung bestätigte. Die Frau -wie sie auch heißen und wer sie wirklich sein mochte, und vielleicht log sie ja auch gar nicht, sondern sagte nur nicht die ganze Wahrheit – hatte ihnen etwas in den Kaffee getan.

»Für Sie«, Fortier zerrte an Pauls Arm und drehte sich um, die Augen noch auf Sara gerichtet, »habe ich leider keine Verwendung.«

Was heißt das?

Sara kannte die Antwort auf die Frage, die stumm durch ihren Kopf hallte. Fortier hatte Paul eine andere, eine kleinere Dosis des Gifts

verabreicht. Während er »nur« schwerfällig und willenlos wurde, potenzierte sich die Wirkung in ihrem Fall; sie würde dermaßen schwerfällig und willenlos werden, dass ...

»Komm. Ich bring dich heim.«

Roxane Fortier drehte sich mit Paul ganz um und führte ihn wie einen Volltrunkenen davon, zu einem Auto, das nicht weit entfernt am Bordstein parkte. Passanten wurden Zeuge, wie sie Paul auf den Beifahrersitz bugsiierte. Niemand griff ein. Weil jeder dem Augenschein traute, weil niemand wusste, was hier wirklich vorging. Dass hier nicht geholfen, sondern jemand entführt wurde.

Und dass nur ein paar Schritte weiter,

an diesem Tisch unter der Markise,
jemand starb.

Ihr Körper schien schon tot. Sara kam
sich wie gefangen darin vor, lebendig
begraben in ihrem eigenen steifen,
erkaltenden Fleisch. Aber auch dieses
Gefühl verging.

WIEN, UNTER DER UNIVERSITÄT

Inzwischen *war* Fio enttäuscht. Wenn
auch ohne recht zu wissen, warum
eigentlich. Weil ihr nicht klar war, *was*
genau sie erwartet hatte. Woran sie unter
Professor Döberins Aufsicht arbeiten

würden. Sie hatte dabei nicht an etwas wirklich Spektakuläres gedacht, etwas Ungeheuerliches, nein. Aber doch an etwas *Neues*, das man »droben« nicht durfte, weil ein Wust von Gesetzen und Grundsätzen die Genforschung auch heute noch so behinderte, dass ihre Möglichkeiten nicht wirklich auszuschöpfen waren. Mehr noch, es war verpönt, manche Dinge auch nur zu denken.

Was sie hier jedoch taten, unter Döberins Augen, das war andernorts schon zimal getan worden, nicht nur im Roslin-Institut, der »Wiege« des ersten und unterdessen längst toten Klonschafs, sondern praktisch überall auf der Welt. Sie extrahierten den Kern lebender wie

auch toter Zellen, setzten sie in Eizellen ein, legten Kulturen an; sie operierten an Mäusen, Ratten und Amphibien, als setzten sie abnorme Puzzlespiele zusammen ... Nichts wirklich Besonderes, nichts weiter als handwerkliche Tätigkeiten, die man in anderen Labors den Assistenten überließ.

Am faszinierendsten fand Fio noch das bloße Handling der DNS, dieses zwei Meter lange Molekül, das doch Platz fand in einem Zellkern, so winzig, dass er für das menschliche Auge unsichtbar war. Eine ihrer »Übungen«, bestand darin, DNS-Moleküle in einem Reagenzglas – die sie als unauffällige wasserklare Flüssigkeit füllten – zu

zerbrechen; das geschah durch simples Umrühren. Dann forderte Döberin sie auf, einzelne Teile zu extrahieren und nach Möglichkeit wieder zusammenzusetzen. Zu diesem Geduldsspiel bedurfte es mehr als nur einer ruhigen Hand, und Fio hatte nun doch Mühe, ihre Erregung zu unterdrücken und wahres Fingerspitzengefühl zu beweisen.

Wobei Döberin, das fiel ihr gerade jetzt auf, genau das zu interessieren schien: ihre Finger, die Ruhe, mit der sie zu Werke gingen, die Geschicklichkeit ...

Diese Feststellung, eigentlich nur ein Gedanke, wollte in Fio etwas auslösen, einen Prozess in Gang setzen, der erste

Gedanke sein in einer ganzen Kette, die an ein Ziel geführt hätte. Aber es schien, als finde dieser eine Gedanke keine anderen Kompatiblen, und so zog er sich wieder zurück.

Jetzt war Peter Mratschek an der Reihe, und Fio kam nicht umhin, ihm zuzugestehen, dass er sich besser anstellte als sie. Und dass sie mit dieser Beobachtung nicht allein dastand, bewies ihr ein Blick in Döberins Gesicht, in dem sich zwischen all den tiefen Furchen, die es durchpflügten, ein ganz stilles Lächeln formte. Und in seine dunklen, fast schwarzen Augen kam Licht.

Ein Gedanke von vorhin meldete sich in Fio zurück und suchte noch einmal

Anschluss ...

Sie ließ den Blick schweifen, weil etwas an Döberins zufriedener Miene sie störte.

Auch das Labor in den Katakomben unter der Universität und Wien kam ihr nun, da sie ein paar Mal hier gewesen war, nicht mehr aufregend vor; der allererste Eindruck, den sie davon gewonnen hatte, war längst verflogen, eigentlich schon in dem Moment, da Döberin alle Lampen eingeschaltet hatte. Wie ein Schatten in der Ecke des Zimmers, zwischen Schrank und Wand, der sich im Dunkeln zu bewegen schien – und bei Licht nicht einmal mehr da war.

Döberins unterirdisches Labor war

einfach nur alt. Alles darin war zwar noch funktionsfähig, aber überholt. Wie zusammengetragen aus all den Dingen, die man in anderen, »richtigen« Labors ausrangiert und zum Sperrmüll gestellt hatte. Nur die allerwenigsten Apparate und Gerätschaften hätte Fio mit Wohlwollen als Antiquitäten ihrer Art bezeichnet.

Sie spürte, dass ihr Wohlwollen nachließ – und etwas anderes an seine Stelle trat. Neugier. *Andere* Neugier als jene, die sie Döberins Einladung hatte folgen lassen; nicht länger Neugier darauf, *was* er tat, sondern *warum* er es tat. Das war es jetzt, was Fio wissen wollte. Denn welcher Grund auch hinter all dieser Geheimniskrämerei stecken

mochte, es ging ganz offensichtlich nicht darum, der Genetik oder einem ihrer Zweige auf die Sprünge zu helfen.

Was aber bewegte einen Mann wie Döberin, einen Wissenschaftler seines Formats, *dann* dazu, zwei seiner Studenten auszuwählen und sie in diese »Hexenküche« zu führen, um sie einfach nur *spielen* zu lassen?

Was will er von uns ...?

Dass sein Blick auf ihr ruhte, bemerkte Fio erst, als Döberin sich plötzlich nicht mehr rührte, als selbst seine linke Hand aufhörte, die kleine Tonfigur zwischen seinen Fingern hindurchwandern zu lassen.

»Signorina Gallo?«, hörte sie ihn fragen. »Ist Ihnen nicht gut?«

»Doch«, beeilte sie sich zu sagen und versuchte sich in ein Lächeln zu flüchten. »Ich war nur in Gedanken ... Verzeihung.«

Das war nicht einmal gelogen. Denn der in ihrem Kopf umherschwebende Gedanke hatte einen und dann andere gefunden, an die er anknüpfen konnte, und gemeinsam ergaben sie eine Überlegung, die Fio erschreckte oder zumindest verwunderte.

Hatte sie Döberins Beweggrund gefunden? *Brauchte* er sie, im wahrsten Sinn des Wortes?

Aber selbst wenn es so war, wie sie jetzt zumindest annahm, beantwortete das lediglich die Frage, was er von ihnen wollte – und nicht die nach dem

Warum dahinter.

Als der »Unterricht« vorbei war und sie in die Universität zurückkehrten, überlegte Fio, ob sie Mratschek ganz unverfänglich darauf ansprechen sollte.

»Na, ich bin ja mal gespannt, was das alles wird«, meinte sie leichthin, wie sie fand.

In das widerhallende Geräusch ihrer Schritte hinein sagte Peter Mratschek: »Den Nobelpreis werden wir nicht gewinnen mit dem, was wir da tun.«

Fio lachte, überzeugend, wie sie glaubte. »Nein, das sicher nicht.«

Mratschek ließ ihr auf der Treppe den Vortritt.

»Ich glaube allerdings auch nicht, dass es darum geht«, sagte er dann.

Fio beglückwünschte sich im Stillen. Sie hatte ihn im Nu dort, wo sie ihn haben wollte. Denn nun konnte sie ihn fragen: »Was glaubst du denn, worum es geht?«

Seine Antwort stimmte überein mit der, die Fio schon in Erwägung gezogen hatte. Sie schien auf der richtigen Spur zu sein.

Vielleicht war Mratschek ihr sogar eine Idee voraus. Sie fragte: »Und was glaubst du, *wozu* er uns braucht? Es muss doch um mehr gehen als um solche ...«, sie wies mit einer Kopfbewegung in die Richtung, aus der sie kamen, »... Kinkerlitzchen. Meinst du nicht?«

Darauf schien Mratschek keine Antwort zu wissen.

Und wenn er eine wusste oder auch nur eine Vermutung hegte, so sprach er sie nicht aus. Als gelte es, sich einen Vorsprung zu sichern vor Fio.

Vor der »Konkurrenz« ...

BERLIN, POTSDAMER PLATZ

Im gleichen Maße, wie sie sich die Seele aus dem Leib kotzte, kehrte das Leben in Sara zurück. Der Tisch schwamm von ihrem Erbrochenen, der saure Geruch stieg ihr in die Nase, und sie hatte das Gefühl, ihre Speiseröhre und Mundhöhle würden verätzt.

Und sie schmeckte den fremden Finger, der sich tief in ihren Rachen gebohrt hatte und sie nicht aufhören ließ zu speien. Inzwischen musste ihr alles aus dem Gesicht gefallen sein, was sie in den vergangenen drei Tagen gegessen hatte ...

Dann, als nur noch beißende Galle hochkam, verschwand der Finger aus ihrem Mund, und der Druck des Armes, der sie umklammerte, löste sich ein wenig. Aber gleich darauf setzte ihr die Hand, deren Zeigefinger eben noch in ihrem Hals gesteckt hatte, etwas an die Lippen. Glas, ein Fläschchen. Was immer sich darin befand, wurde ihr jetzt in den Mund gekippt.

Sie war zu schwach, zu ausgelaugt,

um an Widerstand auch nur zu denken.

Es war nicht viel, was ihr da auf die Zunge geträufelt wurde. Der Geschmack jedoch war explosiv. Er füllte ihren Mund schlagartig aus. Und er schmeckte wie nichts, was Sara je geschmeckt hatte, weil es, das wusste sie in diesem Augenblick, als würde ihr die Erkenntnis mit der fremdartigen Tinktur eingeflößt, keine Namen gab für die Ingredienzien; keine jedenfalls, die sie oder ein anderer normaler Mensch gekannt hätte.

Normal ...

Normal war auf einen Schlag nichts mehr in ihrem Leben, das eben noch an einem seidenen Faden gehangen hatte. Eigentlich war dieser Faden schon

gerissen gewesen – und er wäre es geblieben, hätte der Fremde ihn nicht gerade wieder zusammengeknotet. Wie, womit und warum auch immer.

Nein, normal war nichts mehr ...

Das Radieren abrupt bremsender Reifen auf feuchtem Asphalt hatte sich in Saras Ohr mit dem sich entfernenden Motorengeräusch des Autos der Entführerin vermischt. Dann war sie taub geworden, buchstäblich. Ihr Gehör hatte sich abgeschaltet, war abgestorben, wie schon fast alles andere in ihr.

Was in den Sekunden danach geschehen war, daran hatte Sara keine Erinnerung. Sie konnte sich allenfalls zusammenreimen, was passiert sein musste: Der Fahrer des anderen Wagens

musste ihre Situation erkannt haben, hatte gestoppt, war ausgestiegen und hatte sie zum Kotzen gebracht, um ihr danach etwas zu verabreichen, das ihren Zustand allmählich verbesserte.

Ein Arzt vielleicht, Glück im Unglück, Rettung aus höchster Not ...

Hoffnung gesellte sich zu der Angst um das eigene Leben, die sie immer noch beherrschte. War es denn wirklich vorbei?

Sie wollte ein Gefühl der Erleichterung in sich heraufbeschwören, wollte sich freuen, gerade noch einmal Glück gehabt zu haben.

Es gelang ihr nicht.

Die eine Gefahr, die unmittelbare für ihr Leben, mochte vielleicht

ausgestanden sein. Nur war diese Gefahr nicht die einzige. Hinter jeder einzelnen offenen Frage, die es gab, mochte sich eine weitere Gefahr verbergen.

Was hatte dieses Weib ihr da eingeflößt, wie wirkte es – wie wirkte es nach?

Was war es, das ihr jetzt jemand zu schlucken gegeben hatte?

Wer hatte es ihr gegeben?

Wo ist Paul ...?

Immer noch nicht fähig, sich gezielt zu bewegen, versuchte Sara, wenigstens eine dieser Fragen zu formulieren. Mehr als ein unartikulierte »Was ...?« wurde jedoch nicht daraus.

Der Fremde, ihr Lebensretter, antwortete trotzdem darauf, doch Sara

verstand ihn nicht. Ihr Gehör hatte sich noch nicht wieder ganz eingeschaltet. Sie schnappte etwas auf, das klang wie »Panazee«, ein Wort, das ihr bekannt vorkam; ihre Suche nach seiner Bedeutung verlief allerdings in dem Sand, der immer noch im Getriebe ihres Denkens knirschte.

Sie bewegte sich. Das erschreckte sie, weil sie es nicht aus eigener Kraft tat. Der Mann – dass es ein Mann war, hatte ihr die Stimme verraten – schleifte sie fort vom Tisch, mit sich über den Gehsteig, zu seinem Wagen.

Ledergeruch schlug Sara entgegen, als er die Beifahrertür öffnete, umständlich und mühsam, weil sie mit ihrem ganzen Gewicht in seinem Arm

hing. Irgendwie gelang es ihm, sie auf dem Sitz zu platzieren; sanft geschah es nicht, es tat weh, wie er mit ihr umging. Trotzdem begrüßte sie den Schmerz, weil er ein weiteres Zeichen dafür war, dass wieder Leben in sie kam.

»Wo ... wohin ...?«, fragte sie, als er sich hinters Steuer fallen ließ. Acht Kilometer joggen strengte sie nicht so an wie das Hervorpressen dieses einen Wortes.

Sicher würde er sie ins nächste Krankenhaus bringen.

Aber er murmelte bloß etwas von einer Beerdigung.

FRIEDHOF LICHTERFELDE

Die Beerdigung von Katharina Lassing war eine in jeder Hinsicht traurige Angelegenheit: Es war kalt, die Luft nebelfeucht, der Frühling schien mit ihr gestorben zu sein. Und zu behaupten, die Beisetzung fände im engsten Familienkreis statt, hätte die Tatsachen glorifiziert – Theo war alles, was Katharina Lassing an Familie besaß, allenfalls ließ sich Lorenz Hajek noch dazu zählen. Theo hatte ihn am Tag des Todes seiner Mutter telefonisch in Barcelona erreicht, eingetroffen war er bis heute nicht.

Abgesehen von ihm selbst war nicht mehr als eine Hand voll von Theos

Bekannten und Kollegen auf den unheimlich verwinkelten, dicht bewachsenen Friedhof gekommen, sowie natürlich sein einziger Freund Yash und, was ihn ein bisschen wunderte, auch Bine.

Eigene Freunde oder auch nur Bekannte hatte seine Mutter nicht gehabt. Zwar fanden sich in der kleinen Trauerschar drei, vier Gesichter, die Theo fremd waren. Es handelte sich wohl um Bewunderer und vielleicht Sammler von Katharinas Werken, mit denen sie zu Lebzeiten jedweden Kontakt gemieden hatte und die nun wenigstens die Gelegenheit nutzen wollte, ihr ein erstes und unwiderruflich letztes Mal ihre Aufwartung zu machen.

Die Worte des Trauerredners, den das Bestattungsinstitut organisiert hatte – Katharina war, so wie ihr Sohn, konfessionslos gewesen –, flossen an Theo vorüber; ohnehin war ihm nicht klar, was dieser Mann über Katharina zu sagen hatte. Theo hatte kaum Auskünfte zu ihrer Person gegeben, und andere, die der Mann im Vorfeld der Beisetzung befragen konnte, gab es nicht. Das war wohl Teil der Profession eines solchen Redners – auch dann etwas sagen zu können, wenn es eigentlich nichts zu sagen gab.

Die Beerdigung seiner Mutter war nicht die erste, an der Theo teilnahm. Vor knapp einem Jahr war ein Kollege an Leukämie gestorben. Drei- oder

viertmal war er bei der Beisetzung von Menschen zugegen gewesen, die er im OP nicht hatte retten können; entweder hatte Yash ihn dazu gedrängt, oder Professor Strohmayer hatte ihn gebeten, im Namen der Klinik hinzugehen. Aber all diese Trauerfeiern waren anders gewesen. Ihr Geschehen war an Theo vorbeigezogen, er war wirklich nur *dabei* gewesen. Diese hingegen *erlebte* er.

Er roch die erdige Feuchte des Grabes zu seinen Füßen, das nasse Gras. Er spürte die Kälte, die ihm nicht nur unter die Kleidung, sondern tiefer noch und unter die Haut kroch. Er sah jedes einzelne Gesicht um sich herum, nahm es wirklich wahr, ohne mit den Gedanken

ständig woanders zu sein. Er hörte das Tropfen des feinen Regens auf den Blättern der alten Bäume ringsum und auf den kiesbestreuten Wegen und auch den dumpfen Laut, mit dem seine Hand voll Erde auf dem Deckel von Katharinas Sarg landete – ein Laut, der sich nicht nur anhörte, als steige er aus dem Grab zu ihm herauf, sondern als erklinge er auch über ihm, lauter noch als in Wirklichkeit, dröhnend und endgültig. Ganz so, als läge er selbst dort unten ...

Irgendwann war es vorbei. Und da Theo keinen anschließenden Leichenschmaus angesetzt hatte – er wollte die Leute, die zum größten Teil doch nur aus Höflichkeit ihm gegenüber

gekommen waren, nicht noch länger aufhalten -, verabschiedete man sich am Grab voneinander.

Bine hatte es mit einem sachten Kuss auf die Wange und einem kleinen Lächeln getan. Und während er der Reihe nach die Hände der anderen Trauergäste schüttelte, sickerte Theo die sichere Erkenntnis, dass ihre Beziehung wirklich zu Ende war, so ins Gehirn, wie ihm der kalte Nieselregen im Nacken unter den Hemdkragen lief. Die Art und Weise, wie Bine leise gesagt hatte, es tue ihr leid, hatte ihm klar gemacht, dass sie damit nicht allein den Tod seiner Mutter gemeint hatte.

Eine Frau trat zu ihm. Sie war eine von den drei oder vier Trauergästen, die

Theo gar nicht kannte, eine schöne Frau, das schwarze Haar bis auf ein paar Strähnen unter einem dunklen Seidenkopftuch verborgen, die Augen trotz des trüben Wetters hinter einer großen Sonnenbrille versteckt; vielleicht wollte sie nicht erkannt werden, vielleicht waren die Bewunderer von Katharinas Kunst auf ihre Weise nicht minder exzentrisch als die Künstlerin selbst.

Die Frau reichte ihm die Hand, die in einem dünnen Handschuh steckte und deren Druck von überraschender Kraft war. Ebenso überrascht wurde Theo von ihrer kurzen Umarmung, ehe sie, ohne ein Wort gesprochen zu haben, weiterging und im Nebel verschwand

wie eine Schauspielerin hinter den Kulissen.

Professor Strohmayr und Yash gesellten sich kurz zu Theo, wechselten ein paar Worte mit ihm. Er hörte sie kaum, nickte zwei-, dreimal, dann gingen die beiden.

Theo blieb noch ein paar Minuten, die ihm reichten, die wichtigsten, erinnerungswertesten Stationen des Lebens mit seiner Mutter abzuschreiten, bis hin zum Ende dieses Lebens, das für Theo mit einem großen Fragezeichen versehen war. Er war immer noch überzeugt, dass Katharina nicht mit Absicht in den Tod gegangen war.

Die Polizei hatte seine Anzeige bezüglich der weggeätzten Tätowierung

aufgenommen und am Tatort Spuren gesichert. Mehr war nicht geschehen; jedenfalls hatte Theo noch nichts von irgendwelchen Ermittlungsergebnissen gehört.

Auf eine Schaufel gestützt, ein paar Schritte entfernt und in der hohlen Hand eine Zigarette rauchend, wartete der Totengräber darauf, an die Arbeit gehen zu können. Theo atmete durch, nickte zum Abschied ins Grab hinab, warf dann dem erstaunlich jungen Mann im ausgewaschenen Overall einen Blick zu und wandte sich ab.

Die Hände in den Taschen seiner schwarzen Hose, schlenderte er mehr, als dass er ging, in Richtung Eingang. Irgendwo links von ihm, im Wipfel eines

der alten Bäume, krächzte eine Krähe, eine zweite antwortete ihr von rechts.

Theo hatte längst beschlossen, die Sache nicht ruhen zu lassen. Heute noch würde er bei der Polizei anrufen und fragen, wie weit die Untersuchungen im Fall seiner Mutter gediehen waren. Und wenn die offiziellen Ermittler nicht willens oder in der Lage waren, ihm bei der Aufklärung von Katharinas Tod zu helfen, würde er eben anderswo Hilfe suchen.

»Herr ... Lassing?«

Die Frau, die er gerade passiert hatte, sprach ihn zögerlich an. Sie hatte an einem Grab am Rand des Weges gestanden, den Kopf gesenkt, als kenne sie den dort ruhenden Toten und blicke

zu ihm hinunter.

Theo blieb stehen und drehte sich zu ihr um. Die Frau hatte nicht etwa das Grab eines Verwandten oder Freundes aufgesucht, sondern offensichtlich auf ihn gewartet. Er kannte sie – was zu viel gesagt war; tatsächlich erkannte er sie nur, die Frau mit dem dunklen Seidenkopftuch und der Sonnenbrille, die ihm am Grab seiner Mutter kondoliert hatte.

»Ja?« Er ging einen Schritt auf sie zu, sie kam ihm einen entgegen.

»Auf ein Wort?«, fragte sie, und auch diese Frage klang zaghaft.

Theo hob die Schultern. »Gern, wenn ich Ihnen behilflich sein kann.«

Er konnte sich nicht vorstellen,

worüber sie mit ihm sprechen wollte, doch wenn er die Frau nicht falsch eingeschätzt hatte und sie wirklich eine Verehrerin von Katharina Lassings Kunst war, dann lag der Schluss nahe, dass es in dem von ihr angestrebten Gespräch eben darum gehen sollte. Vielleicht hoffte sie darauf, die Erste sein zu dürfen, die einen Blick auf den Nachlass der Künstlerin werfen durfte.

Diese Vorstellung machte ihm die Frau sogleich ein wenig unsympathisch. Dann rief er seine vorausgaloppierenden Gedanken zurück und verbat sich derlei Mutmaßungen. Vorverurteilungen waren schließlich nicht seine Art; er orientierte sich an Fakten und bildete sich seine Meinung auf deren solider Grundlage.

»Ich würde Sie gern unter vier Augen sprechen, Theo.« Ein erschrockener Laut, ein um Verzeihung bittendes Lächeln. »Darf ich Sie Theo nennen?«

Eigentlich war er kein Freund von Vertraulichkeiten. Zu seiner eigenen Überraschung nickte er jedoch. »Warum nicht?« Dann wies er mit einer Hand in die Runde. »Ich denke, wir sind so allein wie zwei lebende Menschen nur allein sein können, finden Sie nicht?«

Er grinste schief, fand seine Worte selbst eine Spur zu flapsig angesichts der Tatsache, dass er gerade erst seine Mutter zu Grabe getragen hatte.

Immerhin schien sein für gewöhnlich distanziertes Verhältnis zum Tod wieder durchzuschlagen; ein Gefühl, das Theo

als beruhigend empfand.

»Mir ist es hier etwas zu feucht und zu kühl. Vielleicht könnten wir ...?« Sie ließ den Rest unausgesprochen und deutete mit einer Geste zum Ausgang, der hinter Sträuchern und Bäumen versteckt lag.

»Na schön, es gibt hier in der Nähe sicher ein Café oder ein trockenes Plätzchen.«

Sie winkte ab. »Wir können uns auch kurz in mein Auto setzen. Ich will Ihnen nicht zu viel von Ihrer Zeit stehlen.«

»Wie Sie möchten«, erwiderte Theo, »dann ...« Jetzt war er es, der mitten im Satz stockte.

Sein Blick hatte sich von dem blassen Gesicht der Frau gelöst, einem Reflex

folgend, weil er ein Stück hinter ihr eine Bewegung ausgemacht hatte. Zwei Personen waren dort zwischen den Gräbern aufgetaucht, eine rothaarige junge Frau in legerer Kleidung und ein Mann, den Theo nicht nur erkannte, sondern *wirklich* kannte.

»Hajek?«

Die Augen der jungen Frau in Hajeks Begleitung weiteten sich so sehr, dass Theo es selbst über die Entfernung hinweg sehen konnte.

»Paul?«, rief sie konsterniert, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet.

Die Fremde, die Theo um eine Unterredung gebeten hatte, drehte sich unterdessen um, folgte seinem Blick, schaute über den Rand ihrer dunklen

Brille hinweg. Schlagartig duckte sie sich ein klein wenig, zog den Kopf um eine Winzigkeit ein. Sie wirkte plötzlich angespannt und darüberhinaus schlichtweg verändert. Als stünde auf einmal eine ganz andere Person vor ihm, wie bei einer guten Schauspielerin, die übergangslos von einer Rolle in die andere wechselt.

Dass ihre Hand während der Bewegung unter ihrem Ledermantel verschwunden war, registrierte Theo erst, als sie wieder zum Vorschein kam – und nicht mehr leer war. Er erschrak.

Die Frau hatte eine Pistole. Ihr Zeigefinger krümmte sich um den Abzug. Sie schoss auf Lorenz Hajek.



Der Mann war schnell gefahren. Worauf er sich allerdings nicht sehr gut verstand. Ein ums andere Mal presste Sara sich in den Sitz hinein, als könne sie sich darin verstecken. Ihre Füße suchten nach einem Bremspedal, das es im Fußraum des Beifahrersitzes nicht gab.

Sara wollte dem Mann am Steuer hundert oder tausend Fragen stellen. Hervor brachte sie keine einzige. Während sich all ihre anderen Körperfunktionen nach und nach wieder einstellten, versagte die Stimme ihr hartnäckig den Dienst. So konnte sie nur stumm mit ansehen, wie der Mann – seinerseits Inbegriff der Unauffälligkeit,

weder groß noch klein, weder kräftig noch schmal, dazu ein Allerwelts Gesicht – durch Berlin raste, Kurs auf den Bezirk Steglitz-Zehlendorf nahm und dann auf Lichterfelde, den dortigen Friedhof. Ebenso stumm folgte sie ihm aus dem Wagen aufs Friedhofsgelände, ohne dass er sie dazu aufgefordert hatte. Andererseits hatte er ihr auch nicht bedeutet, im Auto sitzen zu bleiben. Beides vermutlich einzig aus der Eile heraus, in der er war. Möglicherweise hatte er ihre Anwesenheit auch schon vergessen. Mit seinen Gedanken jedenfalls war er ganz woanders, weit voraus, wie Sara vermutete.

Über schmale Pfade, die sich zwischen dicht umwachsenen

Grabmälern hindurchschlängelten, erreichten sie ein frisches, noch offenes Grab. Ein junger Mann in einem Overall machte sich gerade daran, es zuzuschaufeln.

Der Mann, der ihr das Leben gerettet hatte, für Sara aber immer noch ein namenloser Fremder war, fluchte leise. Sein Blick ging hektisch in die Runde, dann lief er in die Richtung, in welcher der Ausgang lag.

Sara folgte ihm wiederum. Und dann, als sie zwischen Sträuchern hindurch auf einen etwas breiteren Weg traten, sah sie ihn, und ihre Augen wurden groß.

»Paul?«

Er war es nicht. Er sah ihm nur verdammt ähnlich, zumal über die

Distanz von einem Dutzend Schritten.

Die Frau, die bei ihm stand, erkannte Sara hingegen zweifelsfrei, trotz des Kopftuchs und der Sonnenbrille, die sie jetzt trug: Dieses verfluchte Weib hatte vor kaum einer Stunde versucht, sie umzubringen! Bevor sie mit Paul verschwunden war.

Und nun sah sie diese Frau also wieder, im Beisein eines Mannes, der Paul Finn zum Verwechseln ähnlich war.

Sara kam nicht dazu, sich einen Reim auf diese verrückte Konstellation zu machen. Plötzlich fühlte sie sich von ungeheurer Enge umschlossen, die sie einschnürte und drosselte. Als zöge sich die Luft selbst um sie herum zu.

Roxane Fortier hatte sich zu ihnen

umgedreht und eine Pistole gezogen.

Der fürchterliche Druck, der auf Sara lastete, löste sich schlagartig, und er tat es mit einem leisen Plopp. Wie um verlorene Zeit aufzuholen, erwachte ihr Körper nun vollends und zu explosionsartiger Bewegung. Sie dachte nicht mehr, agierte nur. Warf sich zur Seite, rempelte den Mann an, stieß ihn aus der Schussbahn.

Im selben Bruchteil einer Sekunde sirrte etwas so dicht an Sara vorbei, dass sie zu spüren glaubte, wie es sengend heiß an ihrem Ohr zupfte.

Ein zweites Plopp, Fortier schoss ein weiteres Mal, wieder in ihre Richtung, diesmal gezielt auf Sara, wie ihr vorkam. Und jetzt fühlte sie sich erneut

wie gelähmt.

Da spürte sie eine Hand an ihrem Fußknöchel, einen Ruck, der ihr das Gleichgewicht raubte. Einen Augenblick lang meinte sie in grotesker Haltung zu schweben, dann schlug sie rücklings mit solcher Wucht auf den Boden, dass es ihr die Luft aus den Lungenflügeln quetschte.

Zugleich jagte eine Kugel wie eine wahnsinnig wütende Hornisse über ihr Gesicht hinweg und schlug mit einem dumpfen *Tock* nicht weit hinter ihr in einen Baum.

Vielleicht hätte der Schuss sie trotz des verzweiferten Rettungsversuchs ihres fremden Kompagnons getroffen, wäre der Mann, der wie Paul Finn

sah, Fortier nicht in den Arm gefallen.

Jetzt trat er ihr, unübersehbar eher zufällig als mit Absicht, die Beine weg und brachte sie zu Fall. Doch anstatt sich auf sie zu stürzen und ihr die Waffe abzurufen, kam der Mann in ihrer beider Richtung gerannt.

Sara rappelte sich auf und erwartete, gleich Zeuge zu werden, wie Roxane Fortier ihm in den Rücken schießen, wie er die Arme spreizen und vornüber der Länge nach hinschlagen und mit dem Gesicht durch den Kies pflügen würde.

Doch nichts dergleichen geschah.

Der Mann, den sie für Paul gehalten hatte, gelangte bei ihnen an. Sein Blick tastete sie wie auch den fremden Mann

an ihrer Seite ab, untersuchte sie schnell und geübt auf Verletzungen hin. Das dauerte keine Sekunde, und als er nicht fündig wurde, entspannte sich seine von Sorge und Angst geprägte Miene ein kleines bisschen.

Jetzt erst ertönte das dritte Plopp.

Aber da hatte der Mann, mit dem Sara hergekommen war, sie und Pauls Doppelgänger bereits mit einem Stoß ins Gebüsch am Wegesrand befördert und sich mit einem Hechtsprung selbst in Sicherheit gebracht.

Tock!

Theo fiel ungeschickt hin und biss sich durch den heftigen Aufprall auf die Zunge, schmeckte Blut im Mund. Dicht vor ihm schlug etwas in den Boden ein, feuchtes Erdreich spritzte ihm ins Gesicht. Noch im selben Moment fegte dicht über seinem Kopf etwa wie eine wütende Hand durch das Gezweig des Strauchs, der ihm leidlich Deckung bot, und riss ein paar Zweige ab ...

Deckung ...?

Warum brauchte er Deckung? Was war hier los, wo war er da hineingeraten?

Seine Gedanken wollten zurückspringen, eine halbe Minute nur, hin zu dem Augenblick, da er Hajek entdeckt hatte. Doch etwas anderes in

ihm ließ diesen Sprung nicht zu, trieb ihn stattdessen an, exakt in dem irrwitzigen Tempo, in dem die Ereignisse sich überschlugen.

»Weg!«, rief eine Frauenstimme; Theo glaubte, dass es die der jungen Frau war, die Hajek vor dem ersten Schuss dieser offenbar Wahnsinnigen gerettet hatte.

Da war sie auch schon neben ihm. Bäuchlings kriechend setzte sie sich in Bewegung. Er selbst wusste nicht, was man in einer *solchen* (irrsinnigen!) Situation tat. Die Gedanken in seinem Schädel waren wie Fische in einem Aquarium, keiner ließ sich einfangen und festhalten. Dann bemächtigte sich offenbar das Unterbewusstsein seines

Körpers und ließ ihn dem Beispiel der Frau folgen. In tiefster Gangart, wie man das im Soldatenjargon wohl nannte, hielt Theo auf eine Buchsbaumhecke zu.

Abermals hörte er jenes Geräusch, das ein bisschen klang wie ein unterdrücktes Niesen, dann fraß sich etwas Pfeifendes, rasend Schnelles ins Gebüsch, links von ihm, wo er Hajek vermutete.

»Haut ab!«

Hajeks Stimme kam nicht ganz von der Stelle, wo die letzte Kugel hingegangen war.

Es hätte seiner Aufforderung gar nicht bedurft. Fast synchron mit der jungen Frau tauchte Theo, immer noch fest gegen den Boden gepresst, in das

Buschwerk ein. Dürre Zweige verhakten sich in seinem Mantel, seinen Hosenbeinen, als wollten sie ihn wie mit knöchernen Fingern festhalten. Stoff riss. Neben ihm fluchte die Frau, Theo fiel mit ein. Ein Blick zur Seite. Ihr Gesicht war schweißnass, genau wie sein eigenes, und sicher klopfte auch ihr das Herz in der Brust wie die Faust eines Verzweifelten gegen das Holz einer Tür.

Da haben wir ja etwas gemeinsam, dachte Theo mit einem allerletzten Rest seines ruhigen Verstandes. *Panik ...*

Sie war ihrer beider Triebfeder, diese tief greifende Angst ums nackte Leben, die für nichts anderes mehr Raum ließ und den Körper rücksichtslos voranpeitschte.

Theo kam auf der anderen Seite der Hecke als Erster zum Vorschein. In gebückter Haltung half er der Frau, mit der Gefahr und Not ihn zusammengespannt hatten. Dabei sah er sich gehetzt um. Wegen des nasskalten Wetters waren nicht viele Besucher auf dem Friedhof. Theos Blick wanderte über einen Ausschnitt des Gräberfelds, über leere Wege. Kurz erwog er, nach Hajek zu rufen. Dann ließ er es bleiben, aus Angst, sich zu verraten. Ebenso verwarf er den Gedanken, die Polizei zu rufen. Erst einmal mussten sie sich in Sicherheit bringen.

Immer noch geduckt im Schatten der Sträucher hockend, zeigte Theo dorthin, wo sich hinter Bäumen eine dreifach

mannshohe Ziegelmauer hinzog.

»In die Richtung!«, zischte er der jungen Frau zu. »Mein Auto steht gleich neben dem Tor. Kommen Sie!«

Gebückt liefen sie los und verschwanden in einem Spalier aus Grabsteinen. Ihre Schritte knirschten auf dem regennassen Kies. Mit jedem Atemzug sog Theo den teils süßen, teils fauligen Geruch von Blumen ein. Aus dem Augenwinkel nahm er eine alte Frau mit schmutzigen Händen und hochgekrempelten Ärmeln wahr, die ihnen kopfschüttelnd und vor sich hin murmelnd nachsah.

Immer wieder warf Theo suchende Blicke hierhin und dorthin. Nirgends rührte sich etwas Verdächtiges. Die

Panik, das Kochen und Brodeln in seinem Denken und seinen Adern, wollte sich allerdings noch nicht legen. Irgendetwas in ihm – ein zweiter, anderer Theo, wie ihm vorkam – blieb auf der Hut.

Er atmete mehrmals tief ein und aus, und es wurde ein wenig besser. Wenn auch wirklich nur *ein wenig*.

Immerhin beruhigten sich seine Gedanken so weit, dass er zumindest einen klaren fassen konnte: Allem Anschein nach schoss die verrückte Fremde nicht mehr auf sie.

Da geriet dieser ruhiger werdende Fluss in ihm aber auch schon ins Stocken und schoss dann, wie in Wildwasser verwandelt, weiter: Auf *sie* wurde

offenbar nicht mehr geschossen. Und auf Hajek? Wo *war* Hajek überhaupt?

Theo blickte sich von neuem um, wagte sich eine Spur höher aus dem Schutz der Grabmäler, rechnete schon damit, dass irgendwo in allernächster Nähe eine Kugel Funken sprühend gegen Stein schlagen würde.

Nichts geschah.

Wenn Hajek floh wie sie, würde er dann nicht auch instinktiv versuchen, den Friedhof zu verlassen, so wie sie es taten oder wenigstens vorhatten? Und müsste er Hajek dann nicht sehen von seinem Standort aus, wo er doch schon bis auf ein paar Schritte ans Tor herangekommen war?

Das konnte eigentlich nur eines

bedeuten. Die Vorstellung würgte Theo wie eine Hand, die sich um seinen Hals legte und schlagartig zudrückte – während sie ihn zugleich in eiskaltes Wasser tauchte.

Sie hat ihn erwischt ...

Er hatte Hajek nicht wirklich nahegestanden. Aber der Gedanke an seinen möglichen Tod berührte Theo fast stärker als der tatsächliche Tod seiner Mutter.

Dafür schämte er sich, ein *Scheißgefühl* war das. Er schob es auf die Situation. Immerhin hätte *er* hier ebenso gut ums Leben kommen können.

Und das darf einem doch wohl nahegehen, oder?

Zumal es, vielleicht, noch gar nicht

ausgestanden war.

Er ging wieder in die Knie. Die junge Frau sah ihn aus blauen Augen an, fragend oder auffordernd -um das zu unterscheiden, reichte seine Menschenkenntnis nicht.

»Verschwinden wir erst mal«, schlug er vor und kam sich dabei ein bisschen feige vor. Was, wenn Hajek nicht tot war, wenn er verletzt irgendwo lag ...?

Um ihre Menschenkenntnis schien es besser bestellt zu sein. Sie musste ihm ansehen, womit seine Gedanken und Gefühle rangen.

»Wir können jetzt nichts anderes tun«, sagte sie. »Wenn wir in Sicherheit sind, sehen wir weiter. Okay?«

»Okay.«

Er wies in Richtung des grauen Torbogens und nickte ihr zu.

Sie gab das Startkommando. »Los.«

Nach scheinbar endlos langen Sekunden, in denen Theo sich unentwegt wie im Visier einer Schusswaffe fühlte, erreichten sie die offen stehende schmiedeeiserne Pforte und schlüpfen hindurch. Als Theo wirklich wieder halbwegs klar denken konnte, saßen sie bereits in seinem SUV, er am Steuer, sie auf dem Beifahrersitz. Keuchend rangen sie nach Luft.

»Was jetzt?«, fragte die Frau laut schnaufend und wischte sich mit beiden Händen Schweiß und Regen vom blassen Gesicht.

Mit der Rechten drehte Theo den

Zündschlüssel, in der Linken hielt er bereits sein Handy.

»Ich rufe die Polizei an«, antwortete er.

Doch bevor sein Finger die Taste berührte, rief jemand bei ihm an. Das kleine Gerät noch nicht ganz am Ohr, meldete er sich mit einem knappen »Ja?«.

Sara konnte hören, leise zwar, aber deutlich, wie sich der Anrufer meldete. Sie erkannte die Stimme des Fremden, dem sie nun schon zweimal ihr Leben verdankte.

»Es ist noch nicht vorbei«, sagte er.
»Hör gut zu und tu genau, was ich sage.«

Immerhin, inzwischen hatten sie sich einander vorgestellt. Klarheit hatte das jedoch nicht geschaffen. Im Gegenteil, sein Name war für Sara wie eine Faust in den Magen gewesen.

»Lassing? Wie in Katharina Lassing?«, fragte sie.

Er warf ihr einen kurzen Blick zu, dann sah er wieder auf die Straße. Sie waren inzwischen zweimal abgebogen, und Sara wusste jetzt schon nicht mehr, wo sie waren. Das Interesse daran rangierte momentan ziemlich weit unten auf ihrer Liste von Dingen, die sie wissen wollte.

»Ja. Sie war meine Mutter«, erwiderte er. »Warum?«

Sie antwortete nicht, sondern fragte

weiter: »War?«

»Meine Mutter ist ... verstorben. Vor drei Tagen. Warum möchten Sie das wissen? Kannten Sie meine Mutter?«
Sein Ton war plötzlich schneidend.

Sie sagte noch immer nichts.
Rechnete stattdessen im Kopf zurück.
Versuchte, eins und eins
zusammenzuzählen, und kam einfach
nicht auf zwei.

Sara seufzte stumm. Es schien ihr, als hätte sie eine Schachtel mit tausend bunten Steinchen vor sich, die sich auf eine ganz bestimmte Weise zu einem Bild ordnen ließen. Bloß wusste sie noch nicht einmal, mit welchem dieser Steinchen sie anfangen sollte.

Trotzdem, all diese einzelnen

Informationen – ob sie nun Fakt waren oder nicht – hingen zweifelsfrei zusammen, irgendwie.

Das ist doch schon mal ein Anfang

...

»Kannten Sie meine Mutter?« Theo Lassing wiederholte seine Frage, noch eindringlicher diesmal. Er beugte sich sogar ein klein wenig zu ihr herüber, und sein Blick ruhte nicht nur länger auf ihr, er hielt sie so fest, dass Sara es zu spüren glaubte, Händen gleich, die sich um ihr Gesicht legten und sie zwangen, ihrerseits ihn anzuschauen.

Seine unheimliche Ähnlichkeit mit Paul ließ Sara schaudern. Der Unterschied zwischen den beiden bestand eigentlich allein darin – das

konnte sie nun sehen, da sie neben *dem anderen* saß -, dass er besser rasiert, besser frisiert und besser gekleidet war.

Sie schloss kurz die Lider, und es klappte – der Bann des Augenblicks brach, und sie konnte ihm antworten.

»Nein, ich kannte sie nicht. Ich habe lediglich ihren Namen gehört, zweimal in den vergangenen Tagen, und ...« Sie räusperte sich, spürte, wie ihr Gesicht sich ganz kurz zu einer Grimasse verzog, woraufhin sie zum Seitenfenster hinaus in den Nieselregen sah.

»Was ich Ihnen jetzt erzählen werde, klingt völlig verrückt«, setzte sie noch einmal an.

»An verrückte Dinge gewöhne ich mich allmählich«, sagte er. »Nur zu.«

Sara räusperte sich. Dann setzte sie mit Worten zusammen, was sie bislang wusste oder zumindest zu wissen glaubte. Die Vorgeschichte, wie sie Paul kennengelernt hatte, ließ sie weg. Sie begann mit dem Abend, an dem sie mit ihm geschlafen hatte – allerdings verriet sie auch das nicht. Sie hatte Pauls Wohnung eben verlassen, basta. Und dann ...

»... wollte ich gerade die Tür hinter mir zumachen, als drinnen das Telefon klingelte. Paul ging nicht ran, er hat einen festen Schlaf, der Glückliche ...« Sie biss sich auf die Zunge. *Du dumme Kuh!*

Lassing reagierte nicht, weder mit einer Frage noch mit einem anzüglichen

Blick. Entweder hatte er das kleine Geheimnis hinter diesen Worten nicht entdeckt, oder er war einfach taktvoll.

»Und dann?«, wollte er wissen.

»Dann schaltete sich der Anrufbeantworter ein, und ich konnte hören, wer da aufs Band sprach. Eine Frau, die sich als Katharina Lassing vorstellte.«

Diese Eröffnung veranlasste Theo immerhin zu einem erstaunten Blick.

»Meine Mutter hat diesen ... Paul Finn angerufen? Warum? Was wollte sie von ihm?«

»Das weiß ich nicht.«

»Das wissen Sie nicht?« Seine Hände krampften sich ums Lenkrad. »Sie müssen doch gehört haben, was sie

gesagt hat!«

»Das habe ich eben nicht. Ich bin gegangen. Ich kannte keine Katharina Lassing. Ich dachte, dass sei nur wieder jemand, der Paul, den ›Hellseher‹, um Hilfe bitten wollte. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viele Leute seine Nummer herausgefunden und angerufen haben, weil sie ihn für ...«, sie hob die Hände, »... weiß Gott wen oder was halten.«

»Wann war das?«, hakte Lassing ein.

»Vor knapp vier Tagen. Am Abend des siebten«, antwortete sie, ein bisschen kleinlaut. Diese Rechnung hatte sie eben schon angestellt.

»Und meine Mutter starb am Morgen des achten Aprils.« Er schluckte, sah sie

an. »Dann hat sie Paul also in der Nacht ihres ... Todes angerufen.«

Sara registrierte sein kurzes Zögern, ging aber erst einmal darüber hinweg.

»Ja«, sagte sie.

Als er sie mit einem Blick und einer Geste zum Weiterreden auffordern wollte, hob sie die Hand; er verstand und schaute wieder nach vorn, während sie fortfuhr.

»Paul meldete sich bei mir, nachdem eine andere Frau Kontakt zu ihm aufgenommen hatte. Eine gewisse Roxane Fortier – die Frau, die uns auf dem Friedhof ...« Sie formte Zeigefinger und Daumen zu einer ›Pistole‹. Wieder wollte Lassing einhaken, doch sie kam ihm zuvor: »Dazu komme ich gleich.

Lassen Sie mich der Reihe nach erzählen – sonst blicke ich selbst nicht mehr durch.«

Als ob sie *überhaupt* durchblicken würde ...

»Diese Roxane Fortier behauptete, sie sei Pauls leibliche Mutter. Und eine Frau namens Katharina Lassing hätte ihn entführt, als er noch ein kleines Kind war.«

Jetzt konnte Theo nicht mehr an sich halten. »Was?«, schrie er. »Aber ... das ist doch völliger Unsinn!« Er klappte den Mund zu, atmete tief durch. »Na schön. Der Reihe nach ... ja, gut. Also ... spätestens da musste Paul Ihnen gegenüber doch den Namen meiner Mutter erwähnt und Ihnen von ihrem

Anruf erzählt haben. Oder?«

»Nein, der Name Katharina Lassing fiel erst, als wir uns mit der fremden Frau trafen. Und die Verbindungen werden auch mir erst langsam klar.«

Das war gelogen, zumindest aber übertrieben. *Klar* war nämlich gar nichts. Im Gegenteil, mit jedem Stückchen Information, das hinzukam, trübte sich das Ganze noch mehr ein.

»Sie haben sich also mit dieser ... Fortier getroffen. Was ist dann passiert?«

»Ja, das war heute Mittag. Wir setzten uns vor ein Café und ...« Sara musste sich zwingen, nicht hilflos die Hände zu heben. Sie wollte sich keine Blöße geben, wollte sich selbst nicht

eingestehen, wie sehr dies alles sie überforderte oder wenigstens ihr Begriffsvermögen überstieg. Sie sortierte ihre Gedanken, versuchte, so etwas wie Ordnung in die Fakten zu bringen – ob sie nun stimmten oder nicht, stand auf einem anderen Blatt und tat derzeit nichts zur Sache.

Tief durchatmen, so wie er eben, Augen zu (im übertragenen Sinne) und durch ...

»Okay. Paul wuchs in dem Glauben auf, er sei Vollwaise. Er sagte, er könne sich sogar daran erinnern, wie seine Eltern starben. Und nun taucht da also diese Frau auf, diese Roxane Fortier, und sagt ihm, er sei ihr Sohn, und auch sein Vater lebe noch. Und dass er von

einer Katharina Lassing gekidnappt worden sei.«

»Aber das ergibt doch alles keinen Sinn!«, fuhr Theo dazwischen. »Warum sollte meine Mutter ein Kind entführen?«

»Vielleicht stimmt es ja gar nicht. Jetzt jedenfalls hat diese Fortier ihn entführt.«

»Was?«

»Roxane Fortier hat Paul entführt. Das scheint der ganze Sinn und Zweck dieses Treffens gewesen zu sein. Sie muss uns etwas in den Kaffee getan haben, mir deutlich mehr als Paul. Er ließ sich wehrlos von ihr abführen – und ich wäre fast ...« Sie schluckte. »Ich wäre jetzt tot, wenn dieser ... Hajek nicht zur Stelle gewesen wäre und mich

gerettet hätte.« Wie er das angestellt hatte, wusste sie noch immer nicht. Ebenso wenig, warum er gerade in diesem Augenblick aufgetaucht war. Aber wenigstens das war eine Frage, die sie erst einmal zurückstellen konnte.

»Und dann sind Sie also mit Hajek zum Friedhof gekommen. Warum wollte er dorthin?«

»Er wird wohl gewusst oder zumindest geahnt haben, welches Ziel die Frau hatte.«

Sie sah, wie Lassing fröstelte. Sein Gesicht, das allmählich wieder eine normale Farbe angenommen hatte, erbleichte aufs Neue.

»Sie wollte zu mir«, erkannte er.

Sara rechnete schon damit, dass er

jetzt ausrasten würde, und sie hätte es sogar verstanden. Nur tat er es nicht. Ruhe schien förmlich in ihn zu fließen, als sei er in der Lage, einen entsprechenden Hahn in sich aufzudrehen. Vernunft kühlte seine hitzigen Gedanken, die sich doch eigentlich überschlagen mussten hinter seiner Stirn.

In diesem einen Augenblick unterschied er sich von Paul durch mehr als nur Frisur und Kleidung -in diesem Augenblick wurde Theo Lassing zu einem völlig anderen Menschen. Sara hatte ihn zwar gerade erst kennengelernt – und es konnte im Grunde gar keine Rede davon sein, dass sie ihn wirklich *kannte* -, aber sie hatte dennoch den

sicheren Eindruck, jetzt den eigentlichen, ursprünglichen Theo Lassing vor sich zu haben.

»Also?«, fragte sie, als er nichts sagte. »Was halten Sie davon? Können Sie sich einen Reim auf all das machen?«

»Nein.« Selbst seine Stimme klang auf einmal anders, nüchterner und eine Spur dunkler als eben noch, da Panik und Fassungslosigkeit sie gefärbt hatten. »Ich kann mir noch kein Urteil erlauben. Schließlich kenne ich bisher nur Ihre Seite der Geschichte. Das reicht mir nicht, um zu weiterführenden Schlüssen zu kommen.«

»Sie kennen doch auch Ihre eigene Seite der Geschichte. Wie passt denn die

dazu?«

»Meine ›eigene‹ Seite der Geschichte gibt nicht viel her.« Er überlegte kurz, verzog dabei den Mund auf eine Weise, die Sara bekannt vorkam.

Von Paul ...?

Verzog nicht auch er den Mund so, wenn er nach den richtigen Worten suchte?

Diesen Gedanken verfolgte sie lieber nicht weiter. Sie fürchtete, was sie am Ende dieser Überlegung finden würde, könnte zu unheimlich oder ungeheuerlich sein ...

»Dass ich nicht glaube, meine Mutter habe Selbstmord begangen, dürfte Sie angesichts dessen, was Sie mir erzählt haben, nicht sonderlich überraschen,

oder?« Er wartete ihre Antwort nicht ab.
»Jetzt zweifle ich natürlich noch stärker
daran.«

»Sie glauben, Ihre Mutter wurde
ermordet?«

»Ich glaube nicht, dass sie
Selbstmord begangen hat«, wiederholte
er betont. »Was darüber hinausgeht, will
ich herausfinden.«

»Und wie?«

»Indem ich mir noch eine Seite der
Geschichte anhöre.«

»Und wessen Seite?«, fragte sie,
kannte die Antwort allerdings schon.

»Hajeks Seite«, bestätigte er ihre
Annahme.

»Wer ist dieser Hajek eigentlich?«
Theo Lassing schien überlegen zu

müssen, als hätte er sich darüber noch nie Gedanken gemacht.

»Er ist ... war ... ist ein Freund meiner Mutter.«

»Nur ein Bekannter oder ... na ja, ein Freund eben?« Endlich konnte sie jemandem Fragen stellen, musste nicht sich selbst fragen, ohne eine Antwort zu finden. Sara fühlte sich wieder in ihrem Metier und damit gleich wohler.

Lassings Blick schien sie zu fragen, was sie das bitteschön angehe, doch er antwortete: »Ein Freund. Aber kein *solcher* Freund. Glaube ich. Er war einfach da, immer schon.«

»Er wohnte bei Ihrer Mutter?«

»Nein, meine Mutter und ich wohnten allein.«

»Und Ihr Vater ...?«

»Tot. Schon lange. Ich kann mich nicht ... ich kann mich kaum an ihn erinnern.«

»Tut mir leid, ich wollte nicht ...«

Er winkte ab, sein Vater schien ihn im Moment nicht zu interessieren.

»Hajek ...«, er schüttelte leise den Kopf, als fielen ihm jetzt erst Dinge ein, über die er sich schon längst hätte wundern sollen, »er besuchte uns oft monatelang nicht. Und dann war er auf einmal wieder da, blieb ein paar Tage oder auch mal eine Woche. Länger eigentlich nie.«

»Was macht Hajek denn beruflich?«

»Er ...« Wieder hielt er überlegend inne. »Er ist der Agent meiner Mutter.«

»Der Agent Ihrer Mutter?«

»Meine Mutter war Künstlerin. Und Hajek wickelte Ihre Geschäfte ab. Sie selbst ... sie ging nicht mehr aus dem Haus. Schon lange nicht mehr.« Seine Augen waren nach vorn gerichtet, schienen jedoch mehr zu sehen als nur die Straße vor ihnen, sie schienen zurückzublicken in die Vergangenheit, um dort nach Dingen zu suchen, die *heute* wichtig sein könnten. Aber er fand entweder nichts, oder er behielt es für sich.

»Und das ist alles?«, fragte Sara.

Er antwortete nicht sofort, schien noch einmal in seinem Gedächtnis zu kramen. Dann hob er die Schultern. »Das ist alles, was ich weiß.«

»Woher kannte Ihre Mutter ihn?« So leicht gab sie sich nicht geschlagen.

»Kannte sie ihn schon, als Ihr Vater noch lebte?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie haben nie danach gefragt?«

»Nein. Sonst wüsste ich es ja.

Oder?«

Gut, sie gab sich geschlagen. Vorerst. Nur schweigen konnte sie nicht. »Ein ziemlich geheimnisvoller Mann, finden Sie nicht?«

Lassing sagte nichts. Aber die Art und Weise, wie er nichts sagte, legte nahe, dass er das jetzt – und offenbar zum ersten Mal – tatsächlich auch fand.

»Das erklärt aber alles nicht, warum er am Potsdamer Platz war und mir das

Leben rettete«, spann Sara den Faden weiter.

»Darüber sollten Sie doch vor allem froh sein, anstatt sich darüber zu wundern«, meinte Lassing.

»Das eine schließt das andere ja nicht aus.«

Er stieg in ihre Überlegungen mit ein.
»Man kann wohl nicht davon ausgehen, dass er zufällig vorbeigekommen ist.«

»Nein. Das hieße also, er hat entweder Paul oder diese Fortier beobachtet und verfolgt.«

»Was weiter hieße, dass er einen von ihnen oder auch beide gekannt haben muss.«

»Na, sehen Sie, das geht doch schon mal in die richtige Richtung.« Sara

brachte ein Lächeln zustande. »An Ihnen ist ein Detektiv verloren gegangen.«

»Ich bitte Sie.«

Es klang etwas verächtlich, wie er das sagte, fand Sara jedenfalls, und ihr Lächeln verging.

»Und er kannte *Sie*«, fuhr sie nüchtern fort, »und Sie sehen Paul ähnlich wie ein ... na ja, Bruder, würde ich sagen. Das macht Hajek zum Bindeglied zwischen Ihrer Geschichte und meiner beziehungsweise Pauls.«

»Ich hatte nie einen Bruder, wenn Sie darauf hinauswollen.«

Das hatte sie tatsächlich gewollt, und sie fühlte sich seltsamerweise ertappt.

»Wenigstens daran müsste ich mich doch erinnern, oder?«, setzte er nach.

»Vielleicht weiß Hajek mehr darüber«, meinte sie.

»Darum müssen wir uns anhören, was er uns zu sagen hat«, fing Lassing den Ball auf; Sara nahm sehr wohl zur Kenntnis, dass er ›uns‹ sagte. Irgendwie beruhigte sie das daraus resultierende Gefühl, mit im Boot zu sitzen und nicht auf halber Strecke über Bord geworfen zu werden.

Wie auf ein Stichwort hin klingelte Theos Handy. Er sah aufs Display, nickte Sara zu; der Anrufer vorhin, der sie auf diese Odyssee geschickt hatte, war offenbar Hajek gewesen. Dass Lassing sich darauf eingelassen hatte, ohne auf eine nähere Erklärung zu bestehen, nahm Sara jetzt noch wunder.

So hätte sie ihn nicht eingeschätzt. In seinem Fall war auf ihre Menschenkenntnis, die sie so verfeinert wähnte, offenbar nicht viel Verlass. Und gerade deshalb schien sie nicht wirklich mit ihm warm werden zu können.

Aber sie kannten sich ja auch erst seit, nun, einer halben Stunde etwa. Was übertrieben war -tatsächlich waren sie einander vor etwa einer halben Stunde lediglich zum ersten Mal *begegnet*. Jemanden kennenzulernen, dazu bedurfte es mehr als einer kurzen Autofahrt kreuz und quer durch Steglitz-Zehlendorf, während der man sich eine hanebüchene Story erzählte.

Das Handy am Ohr, sagte Lassing nichts, hörte lediglich zu. Dann wandte

er sich kurz an Sara.

»Werden wir verfolgt?«

Sie schaute nach hinten. Zwei, drei Autos fuhren hinter ihnen, so weit sie es sehen konnte.

»Biegen Sie ab«, sagte sie.

Theo nahm die nächste rechts. Zu beiden Seiten standen Wohnhäuser. Hinter ihnen fuhren drei Autos an der Abzweigung vorbei.

»Nein«, antwortete sie auf Lassings Frage.

Er gab es so weiter. Hörte wieder zu.

»Na schön«, sagte er, »meinetwegen. Aber dann will ich hören, was das alles zu bedeuten hat.«

Eine kurze Pause.

»Nein, Hajek, ich glaube, du weißt

alles darüber.«

Lassing unterbrach die Verbindung, steckte das Handy ein.

Sara sah ihn von der Seite her fragend an. Er spürte ihren Blick entweder, oder ihm war einfach klar, dass sie wissen wollte, was als Nächstes geschehen würde.

»Er will sich mit uns treffen«, sagte er und verriet ihr, wo.

Zehn Minuten später waren sie in der Nähe des Steglitzer Rathauses. Lassing fand einen Parkplatz, und zu Fuß machten sie sich auf den Weg zum U-Bahnhof. Weder Sara noch Theo konnten sich des Zwanges entledigen, immer wieder über die Schulter nach hinten und in die Runde zu blicken. Beide gingen

sie ein ganz kleines bisschen geduckt, die Köpfe kaum merklich eingezogen, als würde das sie retten, sollte wieder auf sie geschossen werden.

Sara musste an Paul denken, daran, wie er sie aus der Kneipe in Kreuzberg gescheucht und auf der Heimfahrt immer wieder in den Rückspiegel geblickt hatte. Paranoia hatte sie ihm da in Gedanken bescheinigt.

Ist das wirklich erst vier Tage her ...?

In diesem Augenblick kam es ihr nicht einfach nur so vor, als sei weit mehr Zeit vergangen, sondern es schien ihr wie etwas, das jemand anderes ihr bloß erzählt hatte.

Sie liefen die Rolltreppe hinab,

Entschuldigungen murmelnd an vier, fünf Leuten vorbei, und dann rasch tiefer hinein in die Station, als könnte sie ihnen wie eine Festung Schutz bieten.

Raunen und Murmeln, ein stetes Rauschen und der Country-Song eines Straßenmusikanten erfüllten die Luft, dazu der Geruch von ungezählten Menschen und kaltem Rauch.

Sara fuhr nicht gern U-Bahn. Oder, genauer gesagt, sie *wartete* nicht gern auf die U-Bahn ...

Wie auch Lassing blickte sie suchend über die Köpfe der Leute hinweg, ohne Hajek zu entdecken. Ein Zug lief ein, das Gedränge lichtete sich etwas. Immer noch keine Spur von Hajek.

»Sind Sie sicher, dass er uns hier

treffen wollte?«, fragte Sara.

Lassings Mobiltelefon meldete sich erneut. Diesmal hörte er schweigend zu, schaltete es ab und steckte es ein, ohne ein Wort gesagt zu haben.

»Ich fass es nicht«, murmelte er dann.

»Was ist?«

»Kommen Sie mit.«

Sara folgte ihm durch die Menge der Wartenden zur Herrentoilette, deren Tür er nach einem letzten Blick ringsum öffnete. Der stechende Geruch von Reinigungsmitteln und Urin quoll ihnen entgegen. Sie traten ein, gingen an den Waschbecken vorbei und bogen um die Ecke, hinter der sich rechts die Kabinen und links die Pissoirs aneinanderreichten.

Ein Mann zog den Reißverschluss

seiner Hose hoch, schob sich an ihnen vorbei, Sara mit einem vielsagenden Blick musternd, wusch sich die Hände und verließ die Toilette. Die Tür klappte hinter ihm ins Schloss. Dann hörten sie, wie ein Schlüssel darin gedreht wurde. Das Geräusch hallte von den gekachelten Wänden wider. Gleichzeitig drehten sie sich um, gingen einen Schritt nach vorn.

Und Lorenz Hajek kam um die Ecke.

In der Hand eine Pistole, in deren Mündung sie blickten.

Wies die Pistole nur zufällig in ihre Richtung? Oder hielt Hajek sie bewusst

auf sie gerichtet?

Aus irgendeinem Grund waren es diese beiden Fragen, die Theo zuallererst durch den Kopf gingen. Obwohl es sehr viel wichtigere gab. Die etwa, warum ein Mann wie Lorenz Hajek überhaupt eine Pistole mit sich herumtrug ...

Warum diese Frau auf sie geschossen hatte.

Was hinter Katharinas Tod steckte.

Wer den Leichnam seiner Mutter geschändet hatte.

Wer Paul Finn war.

Und ...

... *und wer ich bin*, kam es Theo überraschend in den Sinn, eine Frage, die er sich bewusst noch nie gestellt

hatte, die jetzt erst wie ein Korken an die Wasseroberfläche aus dem Gewühl seiner Gedanken emporschoss.

Hajek ließ die Pistole in seiner Manteltasche verschwinden.

»Was soll das hier?« Theo machte eine fahrige, alles umfassende Handbewegung.

»Später«, erwiderte Hajek in einem Ton, der Theo deutlich machte, dass weiteres Nachhaken ihn nicht umstimmen würde. »Erst muss ich dich in Sicherheit bringen. Oder euch.«

Der Blick, der Sara Schaffer traf, hatte etwas Missbilligendes; Hajek schien nicht erbaut darüber, sie hier zu sehen. Sie hielt dem Blick stand.

»Du musst ... was?«

Hajek bedeutete ihnen mit einem bloßen Wink, ihm zu folgen. Sie gingen ihm nach. Theo stieg ein irres Lachen aus dem Hals auf, das er nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Die Sache wurde immer verrückter.

Sie verließen die Toilette, nicht durch die Tür zum Bahnsteig, sondern durch eine Art Abstellkammer, in der Putzutensilien aufbewahrt wurden. Die Tür öffnete Hajek mit so etwas wie einem Spezialdietrich, wie Theo ihn allenfalls im Besitz von Dieben der ersten Garnitur vermutet hätte. Trotzdem wunderte er sich kaum darüber. Zu vieles war geschehen, womit er nie gerechnet hätte.

Durch einen sich an den Putzraum

anschließenden Gang erreichten sie schließlich doch den Bahnsteig, nur an einer ganz anderen Stelle.

Theo fiel auf, dass Hajek die Hand nicht aus der Manteltasche nahm, in der seine Pistole steckte.

Hajek und eine Pistole ...

Das passte so gar nicht zusammen. Oder vielmehr, es hatte *bisher* nicht zusammengepasst.

Nur, wie kam er jetzt darauf? Er kannte Hajek doch gar nicht wirklich, das war ihm bewusst geworden, als er Sara Schaffer von ihm erzählt hatte. Allerdings hatte er ihr nicht *alles* erzählt. Weil er kein Mensch war, der anderen alles erzählte.

Womöglich hatte er Hajek deshalb

nie wirklich gemocht, weil er nicht genug über ihn wusste, um ihn mögen zu können.

Er musste Hajek jedoch zugestehen, dass dieser sich wirklich Mühe gegeben hatte, seine Gunst zu erringen. Ohne je versucht zu haben, ihm den Vater zu ersetzen oder auch nur den väterlichen Onkel zu geben. Er hatte ihm lediglich ein guter Freund sein wollen. Aber Theo hatte ihn nicht zum Freund gewollt. Vielleicht hatte er einfach mit dem Instinkt eines Kindes gemerkt, dass Hajek sich verstellte, dass sich hinter der Maske aus Jovialität und Gutmütigkeit etwas anderes verbarg.

Ein Zug fuhr ein, Luft und Lärm vor sich herschiebend.

»Rein mit euch«, sagte Hajek, nachdem er sie an die Bahnsteigkante gedrängt hatte und die Türen aufgingen. Hajek selbst stieg zuletzt ein. Sein Blick wieselte hierhin und dorthin. Die Türen schlossen sich, und Hajek schien sich etwas zu entspannen. Die Hand ließ er in der Tasche.

Theo rückte nahe an ihn heran.

»Wer ist diese Frau, die hinter uns her ist?«, fragte er, diesmal in einem Ton, der deutlich machte, dass er keine Ausflüchte und Vertröstungen mehr dulden würde. »Was wird hier gespielt?«

Während er sich auffällig unauffällig im reichlich vollen Zug umschaute, der inzwischen wieder fuhr, sagte Hajek:

»Es sind die falschen Leute auf euch aufmerksam geworden.« Seine Mundwinkel zuckten kurz, ohne sich ganz zu einem Lächeln zu heben. »Oder die richtigen, wie man's nimmt.«

Theo schnaubte. »Das ist keine Antwort.«

Jetzt sah Hajek ihn an. »Es ist eine elend lange Geschichte, und die kann ich nicht hier und jetzt erzählen.«

»Ich will sie aber hier und jetzt hören«, beharrte Theo.

Etwas Müdes schlich sich in Hajeks Züge, eine Spur von Resignation vielleicht. Im gleichen Maße spürte Theo, wie die Spannung in ihm selbst zunahm. Er hatte das Gefühl, an einer Schwelle zu einem Raum zu stehen, in

dem alle Antworten lagerten. Und Hajek war im Begriff, ihm die Tür zu öffnen; seine Hand lag sozusagen schon auf der Klinke.

Hajek öffnete den Mund, schöpfte Atem.

Würde er ihm die »elend lange Geschichte« erzählen oder wenigstens damit anfangen?

Theo sollte es nicht erfahren.

Hajeks Gesicht verschloss sich unvermittelt wieder, er sah an Theo vorbei. Und schien einzufrieren. Er erstarrte nicht nur, sondern wurde obendrein noch blass, und von seinen fast blutleeren Lippen rann ein unhörbarer Fluch.

Eine verzerrte Stimme kündigte die

nächste Haltestelle an. Der Zug wurde langsamer.

Theo wollte in die Richtung schauen, in die auch Hajek geblickt hatte, aber da versetzte der ihm und Sara schon einen Stoß, der sie zur Tür trieb, die sich im selben Augenblick öffnete. Sie stürzten beinahe auf den Bahnsteig hinaus. Einzig die Menge der wartenden und nachdrängenden Passagiere verhinderte, dass sie hinfielen.

Theo vernahm Hajeks Stimme dicht an seinem Ohr.

»Da lang«, zischte er und drängte ihn nach links, wo in einiger Entfernung Tageslicht durch den Zugang in den unterirdischen Bahnhof fiel. »Schnell!«

»Verdammt, was ist denn los?«,

fragte Theo, lief jedoch schon in Richtung des Ausgangs, wie Hajek es verlangt hatte.

»Sie hat uns gefunden, weiß der Teufel, wie. Dieses elende Weibsstück hat eine Nase wie ein Tier. Wir müssen uns beeilen!«

Theo drehte den Kopf, er hielt Ausschau nach dem Kopftuch der Frau vom Friedhof.

»Mach zu!«

Jetzt war es Sara, die ihm einen Stoß gab, und er fragte nichts mehr, sah sich nicht länger um, lief nur, so schnell es möglich war, ohne jemanden über den Haufen zu rennen.

Auf Letzteres legte Hajek keinen Wert. Wer ihm im Weg stand, den

rempelte er kurzerhand an. Theo und Sara folgten ihm wie durch ein Spalier.

Mitten auf der Treppe blieb er stehen wie vor einer unüberwindlichen Hürde.

Das stimmte auch, in gewisser Hinsicht.

»Zurück!«, rief Hajek. »Schnell!«

Theo hatte die Stufen mit einem Satz genommen und prallte gegen Hajek, wartete darauf, dass Sara gegen ihn lief. Was nicht geschah. Offenbar hatte sie es geschafft, rechtzeitig zu stoppen; vielleicht hatte sie auch vor ihm und Hajek gesehen, wer dort oben auf sie wartete – mit offenem Ledermantel, wehenden Schößen, Kopftuch, Sonnenbrille und einer Pistole in der Hand.

Dann hoben sich zwei Hände in einer spiegelbildhaften Bewegung.

Noch einmal schien die Zeit stehen zu bleiben und die Wirklichkeit zu einem einzelnen Bild zu gefrieren: Zwei Menschen standen einander gegenüber, am oberen und unteren Ende einer Treppe, dazwischen schreckensstarre Gestalten, zwischen den Mündungen zweier Pistolen gefangen, die eine in der Faust einer Frau, die andere in der eines Mannes.

Ein Augenblick vollkommener Stille, in dem endlos Gelegenheit zu sein schien

für Gedanken aller Art. Dennoch brachte Theo nicht mal einen zustande.

Dann barst die Stille unter zwei Donnerschlägen.

Roxane Fortiers Hand wie auch die von Lorenz Hajek schienen zu explodieren, Feuer zu speien.

Die Schüsse überlagerten einander – beinahe.

Hajek hatte seinen verrissen. Weil Fortier um einen Sekundenbruchteil schneller gewesen war.

Seine Kugel sprengte ein kopf großes Loch in die Fliesen des Treppenaufgangs.

Fortiers Kugel stieß Hajek nach hinten. Seine Hand krallte sich in Theos Mantel. Hajeks Gewicht und der Wucht

des Sturzes hatte Theo nichts entgegensetzen. Die beiden Männer überschlugen sich mehrfach und rollten so die Stufen hinunter.

Gleichzeitig geriet auch der Rest der Welt um sie herum wieder in Bewegung, und er drehte sich rasend schnell. Der U-Bahnhof verwandelte sich in einen Hexenkessel, in dem Panik kochte: Menschen schrien, rannten, aufgescheuchten Hühnern gleich, ziellos umher. Die Masse versuchte, über die Treppen nach oben zu fliehen, und verstopfte den Ausgang. Die Nachdrängenden machten wie auf ein unhörbares Kommando hin kehrt und hasteten den Bahnsteig hinunter, um sich dort in Sicherheit zu bringen. Etliche

stürzten, die wenigsten halfen ihnen auf, die meisten rannten an ihnen vorbei oder stampften über sie hinweg.

Theo kam sich vor wie herausgelöst aus dieser wahnsinnigen Wirklichkeit. Er fühlte sich wie auf einer Insel, an deren Gestade es allein ihn und Lorenz Hajek gespült hatte – an das Ufer eines Sees aus Blut, der unter Hajek langsam auseinanderlief.

Theo blickte sich hektisch um, die Treppe hinauf, in die Runde.

Nichts ...

Die Frau war verschwunden.

So wie Hajek verschwunden zu sein schien, als Theo wieder nach unten sah.

Eine Spur aus großen (viel zu großen!) roten Klecksen führte von der

Stelle fort, an der er eben noch gelegen hatte. Theos Blick folgte dieser Spur und fand Hajek an einer Säule lehnend, halb verborgen, Schutz suchend. Er eilte zu ihm, ging auf die Knie nieder. Hajeks Gesicht war schmerzverzerrt, sein Blick wurde trüb.

Theo selbst tat vom Treppensturz jeder Knochen weh. Der Schmerz war allerdings erträglich, zumal angesichts dessen, was hier auf dem Spiel stand: Menschenleben. Und auf deren Rettung verstand er sich. Für gewöhnlich geschah das zwar unter ganz anderen Umständen, aber die blanke Tatsache, dass es eben darum ging, veranlasste den Arzt in ihm, sich zurückzumelden. Endlich verspürte er wieder zumindest

einen Hauch jener Eiseskälte und Ruhe, die ihn zu Beginn einer Operation überkamen.

Rasch, routiniert und dabei so vorsichtig wie möglich schälte er Hajek aus dem Mantel, der sich an der Schulter mit Blut vollgesogen hatte. Noch war nicht zu sehen, wo genau die Kugel eingedrungen war, geschweige denn, welchen Schaden sie angerichtet hatte. Gut sah es nicht aus.

Theos Hirn schien sich in eine dunkle Wolke zu verwandeln, aus der Fragen über Fragen wie die schweren Tropfen eines Platzregens niederprasselten. Aber Hajek war nicht in dem Zustand, ihm auch nur eine davon zu beantworten.

Er befreite ihn aus dem Jackett, das

auf Brust- und Schulterhöhe vor Blut nahezu triefte. Das ehemals weiße Hemd darunter war zur Hälfte rot. Theo zerriss den Stoff, legte Brust und Schulter frei – und dann war ihm, als sei die Verbindung zwischen seinem Gehirn und den Händen auf einmal gekappt, so als würden einer Marionette die Fäden durchgeschnitten.

Sein Blick blieb an Hajeks Oberarm haften, an dem, was er dort sah, was Hajek trug: dieselbe gleichermaßen schlichte und markante Tätowierung wie Katharina.

Dann spürte er, wie Hajeks Blick sich auf ihn richtete, er sah, wie seine Lippen sich bewegten, wie er wenigstens dieses Geheimnis für ihn

lüften wollte.

Er kam nicht mehr dazu. Seine Miene verformte sich noch einmal, drückte Staunen aus, das ihm im Gesicht erstarrte.

In Hajeks Stirn war ein Loch erschienen. Hinter ihm klatschten Blut und Hirnmasse gegen die Säule.

Tot lag er da.

So tot, wie Theo gleich neben ihm liegen würde.

Als die Schüsse fielen, war Sara von irgendjemandem zu Boden gerissen worden, nicht in heroischer Absicht,

sondern weil sie im Weg gestanden hatte. Die nächsten Sekunden hatte sie damit verbracht, trampelnden Füßen zu entgehen. Dabei hatte sie sich ein paar Meter von der Treppe entfernt, und als sie es endlich schaffte, wieder hochzukommen, sah sie Theo Lassing ein Stück entfernt hinter einer Säule verschwinden, wo er neben jemanden niederkniete.

Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, sich darauf einen Reim zu machen.

Was jetzt ...?

Natürlich dachte sie als Erstes daran, die Polizei zu rufen, endlich das zu tun, was sie von Anfang an hätten tun sollen. In der jetzigen Situation jedoch würde das schon irgendjemand für sie

erledigen. Höchstwahrscheinlich war die Polizei längst alarmiert. Das hieß für Sara, sie konnte sich etwas anderem zuwenden.

Schon war sie unterwegs in Lassings Richtung – als sie den Kurs plötzlich änderte. Weil sie Roxane Fortier ausgemacht hatte, die denselben Weg eingeschlagen hatte.

Jetzt war es Sara, die sich rücksichtslos durch die wimmelnde Menge drängelte. Sekunde um Sekunde ging ihr verloren, die Masse der Leute um sie herum schien immer dichter zu werden, anstatt sich endlich zu lichten.

Kaum vorstellbar, dass seit den Schüssen auf der Treppe lediglich Sekunden vergangen waren.

Die letzten zwei Meter überwand Sara im Sprung, mit vorgestreckten Fäusten, einen Schrei ausstoßend.

Zu spät ...

Der Schuss krachte. Aus dem Augenwinkel sah Sara, wie sich die Säule hinter Hajeks Kopf rot und grau färbte.

Den zweiten Schuss gelang es ihr abzulenken.

Sara prallte gegen Fortier, stieß sie zur Seite, brachte sie ins Straucheln und zu Fall. Die Kugel ging irgendwohin. Sara verspürte den Stich einer eiskalten Nadel mitten ins Herz, als sie über die Angst- und Panikrufe einen einzelnen Schrei auffing, der unverkennbar Schmerz ausdrückte.

Drei, vier Leute schoben sich zwischen Sara und Fortier. Sie wollte ihr hinterherstürzen, als jemand sie am Arm packte.

Lassing zog sie mit blutverschmierter Hand fort.

»Lassen Sie mich los, ich ...«

»Spielen Sie nicht die Heldin, die Frau hat eine *Waffe*.«

Es war, als hätte es seiner Worte bedurft, ihr die wahre Bedeutung dieser Tatsache bewusst zu machen.

Sie konnte *sterben*. In dieser Sekunde, in der nächsten. Tot sein, nicht mehr auf der Welt. Einfach so, von einem Augenblick zum anderen.

Hätte Sara nicht schon alles ausgekotzt, was in ihr gewesen war,

hätte sie es vielleicht jetzt getan, unter der Wucht, mit der die Erkenntnis der eigenen und plötzlich ganz nahe liegenden Sterblichkeit sie traf.

Im Laufen blickte sie nach hinten. Genau in diesem Augenblick tat sich kurz eine Lücke in der Menge auf.

Wie ein Todesengel mit schwarzen Flügeln stand Roxane Fortier da, fast knochenfarben das Gesicht, in das die Sonnenbrille zwei dunkle Augenhöhlen zu stanzen schien.

Sie schoss nicht, aus irgendeinem Grund. Aber sie setzte sich in Bewegung, und das mit einer sichtbaren Zielstrebigkeit, die Sara neue Angstschauer über den Rücken trieb.

Dann schloss sich die Lücke wieder,

ein Vorhang aus Menschenleibern legte sich zwischen sie, und Sara rannte, nun ihrerseits Theo Lassing mit sich zerrend. Zwei, drei Schritte musste sie ihn hinter sich herziehen, ehe er endlich selbst wirklich zu laufen, um sein Leben zu rennen begann.

Ein Geschoss pfiff wie ein abartig großes Insekt direkt über ihrer beider Köpfe hinweg und in einen der Tunnels hinein, wo es auf etwas traf und Funken schlug.

»Da rein!«, rief Sara Lassing durch den panisch fliehenden Menschenpulk zu.

Er blickte kurz nach vorn, folgte der Richtung ihres deutenden Fingers.

»Sind Sie verrückt?«, entfuhr es ihm.

Wie sie musste auch er hören, dass sich ein Zug aus dem Tunnel näherte, in den sie zeigte.

»Schnell, Mann!«

Noch ein Schuss, wieder Funken, die ganz kurz Licht auf etwas warfen.

Die Rettung? Vielleicht.

In jedem Fall unsere einzige Chance

...

Das schien auch Lassing so zu sehen.

Gleichzeitig sprangen sie. Hinein ins Dunkle, das vor ihnen gähnte wie das Maul eines monströsen Tieres und sie aufnahm und verschlang, bevor es selbst vom Licht des einfahrenden Zuges gefressen wurde.

Ein Aufschrei ging durch die Menge derjenigen, die gesehen hatten, wie Theo Lassing und Sara Schaffer vor den nahenden Zug sprangen und dann verschwunden waren, wie ausradiert aus dieser Welt.

Das können sie nicht überlebt haben

...

Dennoch, die Chance bestand, mochte sie auch winzig sein. Das räumte Roxane Fortier ein. Jedenfalls konnte sie sich nicht vorstellen, dass die beiden bewusst den Freitod gewählt hatten, um ihrer Ermordung zu entgehen.

Sie musste sichergehen. Dass sie *wirklich* tot waren. Dass sie selbst ihre Arbeit getan, ihre Pflicht erfüllt hatte.

Die Eiseskälte allerdings, dieses

Gefühl, das alles einfro, was nichts mit ihrer Aufgabe zu tun hatte, und nur funktionieren ließ, was zu deren Erfüllung gebraucht wurde, schmolz dahin. Tatsächliche Wärme schien in sie zurückzukehren, ein Gefühl, das sie zu einer anderen Person machte.

Ob es wirklich so war, wusste sie nicht. Sie hatte sich dieses Bild irgendwann erschaffen, um sich zu veranschaulichen, wie sie die Rollen wechseln konnte. Und im Lauf der Zeit hatte sie es dermaßen verinnerlicht, dass es zumindest so zu sein schien.

Ihr genügte es jedenfalls. Und der sich nun ankündigende Wechsel von dieser Rolle zurück in die andere dämpfte ihre Enttäuschung darüber, sich

keine Gewissheit verschaffen zu können, die Jagd einstellen zu müssen.

Die Uhr, die in Roxane Fortier tickte, war abgelaufen. Jetzt musste sie sich zurückziehen, wollte sie noch davonkommen. Dieses besondere Zeitgefühl war Teil ihres Talents und eine Voraussetzung, die sie für ihren Beruf mitgebracht hatte. Sie wusste, ab wann ihre eigene Sicherheit auf dem Spiel stand, und sie handelte nach diesem inneren Wissen, immer. Hätte sie das nicht rigoros getan, säße sie längst hinter Gittern – oder nicht einmal mehr das ...

Davon abgesehen hatte sie Paul im Auto zurücklassen müssen. Sie hatte eine ziemlich konkrete Ahnung davon, wie

lange er schlafen würde – und dass dies nun nicht mehr lange so bleiben würde. Wollte sie nicht riskieren, dass auch er ihr noch entkam, musste sie zu ihm zurückkehren.

Roxane Fortier machte sich aus dem Staub. Schlängelte sich zwischen den panischen Menschen hindurch, von denen nur wenige wirklich Augenzeugen gewesen waren; die meisten wussten nicht, dass *sie* die Auslöserin dieses Chaos war, dass vor allem sie geschossen hatte. Diese Tatsache erlaubte ihr, in der Menge unterzutauchen, sie als Deckung zu nutzen, indem sie einfach so tat, als gehöre sie dazu. Und ihr naturgegebener Instinkt ließ sie wie von selbst die

Erfassungsbereiche der Überwachungskameras umgehen; eine Gabe, die nicht erklärbar war, die sie einfach besaß und irgendwann erkannt und sich zunutze gemacht hatte.

Ein letzter Blick im Vorbeigehen noch auf den toten Dunleigh, der Versuchung widerstehen, auf seinen Leichnam zu spucken, und dann war Roxane Fortier verschwunden.

Wieder im Wagen, wieder bei Paul, fuhr sie los, weiträumig um den Ort des jüngsten Geschehens herum und aus der Stadt, auf die Autobahn Richtung Süden.

Hinter ihr begann Paul sich auf dem Rücksitz zu regen. Sie hatte ihm vorsichtshalber Hände und Füße gefesselt und ihn geknebelt. Bei nächster

Gelegenheit würde sie ihn weiterschlafen lassen.

Sie musste nun ganz besonders auf ihn achten. Weil er jetzt eben genügen musste, nachdem der andere entwischt war. Paul musste genügen, um den Menschen glücklich zu machen, den Roxane selbst nie hatte glücklich machen können. Obwohl sie es weiß Gott versucht hatte – weil sie es sich *gewünscht* hatte wie nichts anderes auf der Welt, weil sie in ihm gefunden hatte, was ihr genommen worden war, was ihr im Leben fehlte, was sie vermisste.

Doch schien er blind gewesen zu sein für das, was sie für ihn sein wollte, was sie ihm zu sein anbot – Tochter und Geliebte. Er hatte sie nur immer als das

gesehen, was sie außer einem Mädchen und einer Frau noch war.

Ein Werkzeug ...

Das war sie auch jetzt noch, und er benutzte sie als solches, kein Zweifel. Aber vielleicht lag darin nun ihre Chance, den Dingen noch eine letzte Wendung zu geben und sie in die Richtung zu lenken, die sie schon seit Langem angestrebt hatte.

Immerhin, sie brachte ihm nun – endlich und doch noch! – das größte Opfer, das eine Frau bringen konnte.

Sie überließ ihm ihren eigenen Sohn. In dem viel von *seinem* war ...

UNTER BERLIN, SEKUNDEN SPÄTER

Das kaum nennenswerte Licht, das von der vergitterten Glühlampe an der Decke in den finsternen Ozean unter der Stadt sickerte, blieb hinter den beiden zurück. Sie hetzten der nächsten Insel aus vager Helligkeit entgegen.

Sara rannte vor ihm, stolperte. Fing sich.

Theo stolperte an derselben Stelle, stürzte. Sein Mantel riss irgendwo mit einem hässlichen Ratschen, das in der dumpfen Enge des Ganges unnatürlich laut klang. Er rappelte sich auf.

Weiter!, peitschte er sich voran. Ohne sich zu fragen, warum und wohin. Weil er die Antworten darauf gar nicht wissen

wollte, mehr noch, sie fürchtete. Vorerst versuchte er einfach nur Trost und Kraft daraus zu schöpfen, dem drohenden Tod entgangen zu sein.

Vorerst ...

Der Gedanke brachte neue Angst mit sich.

Ohne Sara Schaffers Hilfe hätte er es nicht geschafft, wäre er in der U-Bahn-Station ums Leben gekommen.

Erschossen worden – wie viele andere?

Wie ... wie viele andere?

Hastig verscheuchte Theo die unliebsamen Gedanken wie lästige Fliegen. Doch wie lästige Fliegen nun einmal waren, ließen sie sich nicht wirklich verscheuchen ...

Er selbst hätte die Tür in der

Tunnelwand vielleicht gar nicht gesehen, nicht rechtzeitig jedenfalls, geschweige denn die Chance gewittert, dass sie dahinter in relative Sicherheit gelangen könnten. Aber selbst wenn er diese Tür entdeckt hätte, wäre er nie und nimmer so verrückt gewesen, mit einem Sprung vor einem einfahrenden Zug übers Gleis zu setzen, in den Tunnel hinein und auf den Sims am Fuß der gegenüberliegenden Wand, wo sie sich praktisch mit den bloßen Fingernägeln am Beton festgekrallt hatten, während der Fahrtwind des Zuges von hinten an ihnen gezerrt und sie mit sich und in den Tod hatte reißen wollen, ehe sie endlich dazu gekommen waren, die Tür zu öffnen. Es war ein unsagbares Glück

gewesen, dass sie tatsächlich offen war.

All das hätte Theo ohne Sara nicht getan, es sich niemals getraut.

Stattdessen wäre er weiter durch die Station geflohen, im Pulk mit Dutzenden anderer Menschen, von derselben nackten Angst ums Leben getrieben wie sie.

Diese Angst trieb ihn immer noch an. Genau genommen holte sie ihn nun, da ihnen keine unmittelbare Gefahr drohte, erst richtig ein, wie ein Verfolger, der ihm im Nacken saß.

Die Stimme eines Toten geisterte ihm durch den Kopf.

Dieses elende Weibsstück hat eine Nase wie ein Tier ..., hörte er Hajek sagen.

War ›dieses elende Weibsstück‹ mit der ›Nase wie ein Tier‹ hinter ihnen her, immer noch? Hatte diese Roxane Fortier gewagt, was sie gewagt hatten?

Nein, das hätte sie nicht gekonnt, nicht geschafft. Der aus dem Tunnel kommende Zug hatte schon Sara und ihn beinahe erfasst. Wäre sie ihnen unmittelbar hinterhergesprungen, hätte der Zug sie überfahren.

Kein unangenehmer Gedanke, und einen Moment lang gab Theo sich seinem Genuss hin. Dann holte ihn die Realität wieder ein – und er lauschte nach Schritten, die sie einzuholen drohten, nach einem Keuchen, irgendwo hinter ihnen.

Er glaubte, nichts von beidem und

auch nichts Derartiges zu hören. Sicher war er nicht. Weil es nicht still war. Von irgendwoher, vielleicht durch Gullys oder weiß der Teufel wie, drangen Geräusche von oben bis zu ihnen herunter: Sirenen, Rufe ... dazu ihr eigenes Atmen, und jeder Schritt, buchstäblich jede ihrer Bewegungen erzeugte Laute, die hier unten überlaut klangen und aus dem Dunkel zu kommen schienen – wie von jemand anders verursacht, der mal näher kam und dann wieder zurückfiel.

Wie von selbst drehte sich Theos Kopf. Sein gehetzter Blick ging zurück, hielt Ausschau nach der Verfolgerin (wer sagte eigentlich, dass sie allein war?). Aber da waren nichts als

Dunkelheit und Schatten – in denen sich durchaus alles Mögliche verbergen konnte.

Die Augen brannten ihm, tränkten vom Schweiß, der ihm von der Stirn rann. Seine ganze Haut schien davon zu kleben, kalt und klamm.

Die bloße Möglichkeit, Fortier könne ihnen noch auf den Fersen sein, trieb ihn hinter Sara Schaffer her, die vor ihm durch die Gänge rannte, immer auf das nächste Licht zu, in der Hoffnung, eines davon möge ihnen einen Weg aus diesem Labyrinth hinaus offenbaren.

Theo hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Er rang so heftig nach Luft, dass es mit bloßer Anstrengung nicht erklärbar war. Unter dem

fadenscheinigen Mäntelchen von Gefasstheit, das er sich zur Selbsttäuschung umgelegt hatte, steckte Panik, die ihm alles im Leibe zuschnürte. Dazu kam der quälende, bizarre Eindruck, sich der gehetzten Schritte zum Trotz nicht vom Fleck zu bewegen. Vielmehr war ihm, als zögen die Wände an ihm vorbei, aus Ziegeln hier, aus balkengestütztem Erdreich da, aus aufgeschichteten Bruchsteinen dort. Der Boden unter seinen Füßen war uneben genug, um ihn immer wieder straucheln zu lassen, überall feucht, stellenweise fingertief unter Wasser stehend, das ihm längst in die Schuhe gelaufen war.

Und immer wieder und überall:

Angst.

Alte Angst vielleicht, jahrhundertealt, die Angst von Menschen, die lange vor ihnen aus Furcht um ihr Leben durch diese Tunnel geflohen sein mochten. Denn etwas anderes konnte dieses Kreuz-und-Quer nicht sein.

Fluchttunnel. Aus dem Mittelalter. Oder Überbleibsel der jüngeren Vergangenheit Berlins.

Die elektrischen Lampen an einigen Gangkreuzungen wunderten ihn. Vielleicht veranstaltete man Führungen hier unten durch dieses Tunnelnetz, das die Stadt, wie von riesigen Maulwürfen gegraben, regelrecht zu unterhöhlen schien.

Hastig gedachte Überlegungen, der

durchschaubare Versuch seines Gehirns, Ordnung in das Chaos zu bringen. Ihn abzulenken von dem, was passiert war – und noch passieren konnte.

Sein Fuß trat auf etwas Weiches, das, als er sein ganzes Gewicht darauf verlagerte, knackend wie ein trockener Keks und mit einem gleich wieder verstummenden Quicken nachgab.

Theo spürte Übelkeit vom Magen her in seine Kehle hochschießen.

So wie die Knochen der Ratte unter seinem Schuh schien auch sein Leben um ihn herum zu zerbrechen. Nichts war mehr so, wie es gewesen war, und was sich da veränderte, schien ihm noch lange nicht abgeschlossen.

»Da lang!«, hörte er Sara rufen. Es

klang, als dringe ihre Stimme direkt aus den Wänden links und rechts von ihm, die sich so dicht gegenüberstanden, dass er sie im Laufen mit den Schultern streifte.

Sara rannte in den nächsten abzweigenden Gang hinein.

Theo erreichte die Stelle, warf aus irgendeinem Grund einen Blick zur anderen Seite und rief nun seinerseits: »Nein, dahin!«

Sara hielt inne, drehte sich um, kam zurück.

Theo zeigte in die andere Richtung des sich kreuzenden Ganges. Ganz am Ende, wo das Licht kaum noch hinreichte, waren schwach die Stufen einer Treppe zu erahnen.

»Okay«, sagte Sara auf seinen fragenden Blick hin. Sie hatten kein Ziel, nur die Absicht, aus diesem Irrgarten hinauszukommen, an der nächstbesten Stelle, und Theo hatte sie womöglich entdeckt. Er lief voraus.

Die Stufen der schmalen Wendeltreppe waren von unterschiedlicher Höhe, der Weg hinauf mehr Stolpern als Steigen. Sie erreichten einen Absatz, Sara dicht hinter Theo.

Die Tür, die ihnen den weiteren Weg verwehrte, sah er nicht, er konnte sie bloß ertasten. Der Riegel, der sie versperrte, metallene und rostig, ließ sich nur mit größter Kraft bewegen. Endlich schwang die Tür träge und knarrend auf.

Theo trat hindurch und blieb stehen,

so abrupt, dass Sara von hinten gegen ihn stieß.

»Was ist?«, fragte sie.

»Ich weiß, wo wir sind«, antwortete er und blickte nach links und rechts.

»Ach ja?«

»Ja.« Er nickte. Ein Lachen, für das es keinen wirklichen Grund gab, stieg in seiner Kehle auf. Er schluckte es hinunter.

Sie waren einem Labyrinth entkommen und in einem anderen gelandet. In einem allerdings, das Theo kannte – und in dem er sich auskannte.

»Das ist unsere Gruft.«

Weder in den Tunnels unter der Stadt noch in den Gängen unter dem Krankenhaus hatte ihr Handy ein Netz gefunden. Jetzt, als sie der ›Gruft‹ entkommen war, wollte Sara abermals nach ihrem Telefon greifen, als Theo Lassing sie schon quer über den Gang und in einen Raum zog, der offensichtlich als Schwesternzimmer diente: ein Tisch, eine kleine Eckbank, ein paar Stühle, eine Küchenseite, darauf Kaffeemaschine und Mikrowellenherd, dazu ein Telefon und hinter der Tür ein laufender Fernseher.

Vom Pflegepersonal hielt sich im Augenblick niemand hier auf. Zum Glück nicht; denn so ramponiert, wie sie und Lassing inzwischen aussahen, hätten sie

andere Leute zutiefst erschreckt.

Es war schon ein verdammt Zufall, der sie ausgerechnet im Sankt Vinzenz hatte landen lassen. Aber der Zufall spielte im wahren Leben tatsächlich eine große Rolle. Sara konnte kaum die Fälle zählen, in denen ihr der Zufall zu Hilfe gekommen war und die sie anders nie erfolgreich zum Abschluss gebracht hätte. Der Zufall hatte sie auch mit Paul zusammengeführt; den Mann, den sie vor drei Jahren geheiratet hatte, hatte sie rein zufällig drei Monate vorher kennengelernt, und jetzt ...

Ob es ein glücklicher Zufall war, der sie ins Sankt-Vinzenz-Krankenhaus geführt hatte, bezweifelte Sara inzwischen. Mussten sie nicht davon

ausgehen, dass Roxane Fortier wusste, wer Theo Lassing war, wenn sie wirklich in dem Maße hinter allem steckte? Und musste sie dann nicht auch wissen, was Sara gerade erst erfahren hatte, nämlich dass Lassing Arzt im Sankt Vinzenz war? Würde sie nicht hier nach ihm suchen oder gar auf ihn warten?

Sara atmete tief durch, und es gelang ihr, sich zu beruhigen, ein klein wenig zumindest. Ihre Befürchtung war doch zu weit hergeholt.

Hoffentlich ...

»Ich rufe die Polizei an«, hörte sie Lassing sagen.

»Ja, gut.«

Er nahm den Hörer des Telefons ab,

ein alter Apparat mit Wählscheibe, wartete auf ein Amt.

Sara ließ unterdessen den Blick auf den Fernsehapparat hinter der Tür schweifen, an dessen Bildschirm er förmlich kleben blieb.

Eine Sekunde später stand sie neben Lassing und drückte die Telefongabel nieder, bevor er ein Wort hatte sagen können.

»Was ...?«

Sara sagte nichts, fasste ihn am Arm, zog ihn mit sich, zeigte auf den Fernseher.

»Mein Gott!«, entfuhr es ihm im nächsten Augenblick. »Die ... die suchen uns!«

»TV Berlin« zeigte Bilder aus einem U-Bahnhof, in dem es zu einer Schießerei gekommen war. Zu einer *spektakulären* Schießerei, wie der Offsprecher nicht müde wurde zu betonen. Ein gefundenes Fressen für das Lokalfernsehen.

Es war nicht die Kürze der Zeit, binnen derer der Sender über das Geschehen berichtete, dem sie gerade erst entronnen waren, die Theo so schockierte – es waren zwei grobkörnige, aber doch deutlich erkennbare Bilder, die immer wieder eingeblendet wurden, aufgenommen offenbar mit einem Fotohandy von einem Augenzeugen.

Beide Bilder zeigten ihn, Theo Lassing – und sie ließen ihn aussehen wie den Mörder des Mannes, der mit zerschossenem Kopf zu seinen Füßen lag.

Er hatte in seiner Verwirrung Hajeks Pistole in die Hand genommen. Jetzt erinnerte er sich, wie schwer sie ihm vorgekommen war, viel schwerer als er sich eine Pistole vorgestellt hatte. Dann hatte er sie fallen lassen, weil sie ihn angeekelt hatte.

Das Foto im Fernseher zeigte ihn jedoch in der Sekunde zuvor, mit der Waffe in der Hand und verstörtem, gehetzt wirkendem Gesicht. Seine Miene war auf dem zweiten Bild noch die gleiche; nur hielt er jetzt Sara Schaffer

am Arm fest, und auch sie war gut zu erkennen. Auf jeden Fall würde jemand, der sie kannte, sie auf diesem Foto *wiedererkennen*.

Wie auch ihn.

»Warum mussten Sie die Scheißpistole anfassen?« Sara machte ganz den Eindruck, als wolle sie ihn ohrfeigen.

Theo schüttelte den Kopf, hob die Hände, die Schultern. »Ich weiß es nicht, ich war in Panik – mein Gott, da wurde ein Mensch erschossen, vor meinen Augen, ich ...«

»Die werden Sie für den Mörder halten, für den Killer, der da Amok gelaufen ist.« Sara wies vorwurfsvoll auf den Bildschirm.

»Ja«, erwiderte Theo, mühsam um Fassung ringend, »aber das wird sich doch aufklären, es gibt schließlich Zeugen ...«

»Wissen Sie, wie lange das dauern wird? Wie lange man uns festhalten und verhören wird, wenn man uns erwischt?«

»Wenn man uns ›erwischt‹?« Theo sah sie verständnislos an. »Was reden Sie denn da? Und«, er schüttelte den Kopf, »ist es nicht egal, wie lange das dauert? Haben Sie vielleicht etwas Wichtigeres vor?«

»Ja. Ich will Paul finden.«

»Sie wollen ...« Er brach ab. Jetzt lachte er. Hart, kurz, ohne jegliche Belustigung.

»Ich will Paul finden, und im Augenblick ist die Spur noch warm.« Sie hielt inne, und Theo hatte das Gefühl, dass sie ihr kurzes Schweigen ganz genau bemaß. »Und Sie? Wollen Sie nicht wissen, worum es hier geht?« Noch eine Pause, ebenso effektiv gesetzt, dann die betonte Frage: »Wer Sie sind?«

Theo war, als krieche ihm ein Käfer aus Eis unter der Haut, die Wirbelsäule hinauf und wieder hinunter. Es war unheimlich, das gestand er, der Rationalist, sich ein: Sie stellte ihm genau dieselbe Frage, die er sich zuvor gestellt hatte. Er erinnerte sich auch, wann und wo er sie sich gestellt hatte: als Hajek ihnen mit einer Pistole

gegenübergetreten war und Theo sich Antworten von ihm erhofft hatte, ohne sie zu bekommen.

Wer bin ich ...?

Hajek war tot. Er würde ihm weder diese noch eine seiner zahlreichen anderen Fragen beantworten.

Wer konnte es sonst?

Niemand ...

Niemand, den Theo kannte. Er musste jemanden suchen und finden, der ihm Antworten lieferte. Und einen solchen Jemand – *und die Wahrheit!* – konnte er nur finden, wenn er nach Paul Finn suchte.

Irgendetwas erfasste Theo nicht einfach, es *packte* ihn wie mit richtigen Händen. Etwas, das er noch nie erfahren,

noch nie erlebt hatte. Etwas Fremdes, Neues – das ihm erschreckenderweise gar nicht einmal unangenehm war. Es war wie ein Fieber, stärker noch und ganz anders als die Adrenalinstöße, die ihn seit den Ereignissen auf dem Friedhof antrieben, ihn auf den Beinen hielten, ihn funktionieren ließen.

Oder fühlt es sich so an, wenn man durchdreht, wenn man verrückt, wenn man wirklich wahnsinnig wird?

Er zwang sich, diese Frage zu ignorieren. Wie ein Fremder, ein *anderer* kam er sich vor, als er zu Sara Schaffer sagte: »Kommen Sie, verschwinden wir erst einmal von hier. Dann überlegen wir uns ...«

Da ging die Tür auf.

Und Theos Handy klingelte.

»Sorry, uns ist drüben wieder einmal der Kaffee ausgegangen, meine Damen. Möchte bloß ein Tässchen schnorren ...«

Theo trat vor und dem Hereinkommenden in den Weg. Der kalte Pflock, der sich ihm vor Schreck gerade ins Herz gebohrt hatte, löste sich auf.

»Yash.«

Sein Freund und Kollege sah ihn groß an, in der einen Hand einen leeren Kaffeebecher, in der anderen sein

Handy, das er beiläufig in der Tasche seines weißen Kittels verschwinden ließ; Theos Telefon verstummte.

»Du? Na, das ist ja ein Ding. Ich wollte dich gerade anrufen ...«

Yash Kapoor musterte Theo von oben bis unten, dann fuhr sein Blick von Theos verdreckten Schuhen über den schlammverkrusteten, zerrissenen Mantel, streifte die blutverschmierten Hände und schweifte wieder in die Höhe, um ihm in die Augen zu schauen – was ihm sichtlich schwerfiel. Immer wieder wollte sein Blick abirren, über Theos Gestalt tasten, wie um sich zu vergewissern, ob er es wirklich war.

»Was ist denn mit dir passiert?«, fragte er fassungslos.

Theo wollte zu einer Antwort ansetzen, wusste jedoch weder, wie er beginnen sollte, noch wo.

Hinter ihm reagierte Sara geistesgegenwärtig, stellte sich vor den Fernseher und schaltete ihn aus.

»Jemand hat auf uns geschossen«, sagte Theo endlich. Damit hatte es ja eigentlich angefangen – sah man davon ab, dass Paul Finn, der ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war, entführt wurde; dass Sara Schaffer beinahe vergiftet worden wäre; dass Hajek ihr das Leben gerettet hatte – und jetzt selber tot war

...

Zum zweiten Mal in seinem Leben war Theo zum Heulen zumute. Doch dann verbrannten die aufsteigenden

Tränen im Feuer jenes Fiebers, das ihn gepackt hatte und ihn regelrecht durchzuschütteln schien, wie um ihn zur Besinnung zu bringen.

»Jemand hat auf euch geschossen?«

Yashs Stimme erreichte Theo wie ein fernes Echo.

»Hajek ist tot.«

»Hajek ist tot?«

»Yash.« Theo trat vor den Inder hin, packte ihn so an den Schultern, wie er selbst sich von dem gepackt fühlte, was da in ihm war. »Hilf uns. Bring uns hier raus. Es darf uns niemand sehen. Wir müssen uns verstecken, erst einmal jedenfalls. Wir sind in Gefahr, verstehst du? In Lebensgefahr!«

Yash mochte sein einziger Freund

sein, aber er war auch ein echter Freund, der beste, den man sich wünschen konnte. Das bewies er jetzt. Er stellte keine Fragen, handelte einfach nur. Sondierte den Weg, lenkte Menschen ab, führte sie aus dem Sankt Vinzenz, ohne dass jemand sie entdeckte oder gar erkannte. Fünf Minuten später saßen sie auf dem Krankenhausparkplatz in Yashs Auto. Theo überlegte immer noch, wie er dem Freund darlegen sollte, was passiert war; dass ihm nichts einfiel, lag vor allem auch daran, dass er es selbst nicht begriff. Nicht einmal in Gedanken schaffte er es, das Durcheinander der Ereignisse zu sortieren.

»Vielleicht habe ich etwas, das euch weiterhilft.« Yashs Blick streifte Sara,

die auf dem Rücksitz saß, etwas geduckt, so, wie sie vorhin – *vorhin erst!* – zum U-Bahnhof gelaufen waren.

»Du?«, fragte Theo.

»Ich wollte dich gerade anrufen, schon vergessen?«

»Und weswegen?«

»Deswegen.«

Yashs Hand griff in die Brusttasche seines Kittels, holte etwas heraus und hielt es in die Höhe.

Eine Arzneischachtel, wie Theo erkannte. Ein Medikament, dessen Name ihm nichts sagte, außer dass es sich offenbar um ein Mittel gegen eine Hautkrankheit handelte.

»Und was ist das?«, fragte er.

»Erinnerst du dich noch an den

Motorradfahrer, den wir neulich so schön zusammengeflickt haben?«

Theo nickte abwesend. Was sollte das jetzt?

»Toller Schachspieler. Hab ihn ab und zu besucht, um eine Partie mit ihm zu spielen, vorhin auch wieder. Der gute Mann leidet übel an Neurodermatose.«

Der scheinbare Gedankensprung brachte Theo spürbar aus dem Gleichgewicht.

»Ja, und ...?« Er schnaufte. »Yash, ich kann dir vielleicht nicht erklären, *warum* wir in der Scheiße stecken, aber glaub mir – wir stecken *ganz tief* drin. Also ...«

Yash ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Unser Motorradfahrer nimmt dieses Mittel.« Er wedelte mit der Packung in seiner Hand. »Ich habe es auf seinem Nachttisch gesehen – und das.«

Er reichte Theo die Schachtel und wies dabei auf den Herstellernamen des Medikaments.

ProMed.

Den Namen kannte Theo nicht; einerseits war es fast unmöglich, sich über alle pharmazeutischen Unternehmen auf dem Laufenden zu halten, und andererseits hatte er es in der Unfallchirurgie nicht mit Hauterkrankungen zu tun.

Es war auch nicht der Name, den Yash ihm zeigen wollte – sondern das Logo, in welches der Name *ProMed*

eingebunden war.

Dieses Logo bestand aus einer Raute, die mit einer Spitze auf einem Querstrich saß.

Theo wusste auch jetzt nicht, wofür dieses Symbol stand. Nur dass er es schon gesehen hatte und nie vergessen würde, das wusste er. Er sah es im Geiste wieder vor sich, ganz deutlich, in bläulichem Ton auf blasser Haut: die Tätowierung seiner toten Mutter und des toten Lorenz Hajek.

In gewisser Weise ergab das Zeichen also einen Sinn, ging es Theo durch den Kopf.

Ein Stempel für die Todgeweihten ...

Auf der Fahrt zu Yash Kapoors Wohnung hatten sie der Versuchung widerstanden, das Autoradio einzuschalten, und dort angekommen, ließen sie auch den Fernseher aus.

Sara bezwang ihre Neugier darauf, wie die Medien das blutige Geschehen im U-Bahnhof darstellten. Gut, die Gefahr, dass man Theo und sie für die Verantwortlichen hielt, war gering; mittlerweile würde man die Aufnahmen der Überwachungskameras gesichtet haben. Es gab schließlich genug von den Dingen. Und daraus dürfte sich die Rolle, die sie gespielt hatten, zumindest so weit erklären, dass ihre Unschuld deutlich wurde. Trotzdem würde man sie suchen – schon deshalb, weil sie

verschwunden waren. Außerdem dürfte irgendjemand inzwischen auf den Trichter gekommen sein, dass sie nicht zufällig in die Sache geraten waren. Man würde also Fragen an sie haben – *viele* Fragen. Die zu beantworten Zeit in Anspruch nehmen würde.

Zeit, die sie nicht hatten.

Zeit, die vor allem *Paul* nicht hatte.

Sara hatte Angst. Angst davor, zu lange festgehalten zu werden. Und um Paul. Wo war er? Was passierte mit ihm, was hatte diese Frau mit ihm vor? Steckte sie allein hinter seiner Entführung oder ...

Sie wollte nicht weiter darüber nachdenken. Nicht nur, weil jeder Gedanke, der in diese Richtung irrte,

nichts als bloße Vermutung wäre. Sie wollte nicht wissen, was mit Paul geschah – und zwar so lange nicht, bis sie in der Lage war, etwas für ihn zu tun, ihm zu helfen, ihn zu retten ...

»Da ist es«, sagte Lassing, der neben ihr am Steuer saß. Er stellte den Wagen vor einem sieben- oder achtstöckigen, schmucklosen, eigentlich hässlichen Haus ab.

Sein Kollege hatte ihnen seinen Wagen und den Schlüssel zu seiner Wohnung überlassen; zu Lassing oder Sara nach Hause trauten sie sich nicht. Gewiss hatte sie jemand auf den Bildern erkannt und die Polizei auf ihre Spur gebracht. Und die wüsste dann natürlich auch, wo sie wohnten, und würde sie

dort erwarten.

Immerhin, wir benehmen uns wie Kriminelle ...

»Ich hoffe, wir finden etwas«, sagte Sara, als sie im Aufzug in den sechsten Stock hinauffuhren. Es schien ewig zu dauern.

»Warten wir es ab.« Lassing schien der Typ zu sein, der weder auf Hoffnungen setzte noch Spekulationen anstellte.

Sara nahm darauf keine Rücksicht. Sie musste einfach reden, die Gedanken in ihrem Kopf über die Lippen kommen lassen, damit ihr nicht buchstäblich schwindlig wurde.

»Ist Ihnen inzwischen eingefallen, ob Sie den Namen *ProMed* nicht vielleicht

doch kennen? Im Zusammenhang mit Ihrer Mutter und Lorenz Hajek?«

»Sie meinen einen anderen Zusammenhang als den, dass meine Mutter und ihr Freund sich das Logo eines Pharma-Unternehmens eintätowieren ließen? Nein, tut mir leid.« Er sah sie scheinbar kühl an, allein seine Augen verrieten, dass es hinter dieser Fassade anders aussah – er war innerlich um keinen Deut weniger aufgewühlt und gespannt als sie.

Eher noch mehr ...

Seine Worte brachten sie auf eine Idee, so vage wie derzeit noch alle anderen. »Wer sagt denn, dass sie sich dieses ... Zeichen tätowieren *ließen*?«

Wieder waren es nur seine Augen, in

denen sich die Reaktion hinter der geduldigen Miene zeigte.

»Wollen Sie damit andeuten, dass jemand ihnen ...« Er sprach den Satz nicht zu Ende – vielleicht, weil ihm die Vorstellung zu ungeheuerlich schien. Oder zu unsinnig.

»Bloß so ein Gedanke. In diesem Fall scheint ja *nichts* unmöglich zu sein.«

Die aufgleitende Fahrstuhltür enthob Theo einer weiteren Erwiderung.

Yash Kapoors Wohnung war klein, winzig eigentlich – selbst der PC und der daran angeschlossene Drucker wirkten hineingestopft.

Als der Rechner hochgefahren war, rief Sara www.google.de auf. Ins Suchfeld gab sie ProMed ein. Dann

drückte sie die Enter-Taste.

Lassing schaute ihr über die Schulter, eine Hand auf die Tischkante, die andere auf die Stuhllehne gestützt. Ein Hauch seines Aftershaves stieg ihr in die Nase. Es roch gut. Sehr gut sogar.

»Eins Komma zwei Millionen«, las Lassing die Ergebniszahl des ersten Versuchs vom Bildschirm ab.

»Ein bisschen viel, um sich da durchzuwühlen«, meinte Sara. Sie ging ins Suchfeld zurück: *ProMed Pharma*. Enter.

»Immer noch über dreihunderttausend«, seufzte sie.

»Probieren Sie ›ProMed Pharma Wien«, schlug Lassing vor. In Wien war das Unternehmen laut

Packungsaufdruck ansässig.

Die Tasten klickten.

»Fünftausend. Schon besser«, sagte er.

»Aber immer noch zu viel.«

Sara filterte die Ergebnisse weiter aus. Schließlich landete sie bei etwas über hundert Ergebnissen.

»Versuchen wir unser Glück erst mal bei Wikipedia.« Sie klickte auf den entsprechenden Link.

ProMed

ProMed war ein kleines pharmazeutisches Unternehmen, dessen Sitz in Wien lag. Gegründet wurde die Firma in den Fünfzigerjahren des 20.

Jahrhunderts. ProMed brachte eine Reihe in medizinischen Kreisen aufsehenerregender Medikamente auf den Markt. Nach ein paar Jahren verringerte sich der Ausstoß von ProMed. Große Konkurrenzunternehmen entwickelten, basierend auf ProMed-Erzeugnissen, neue und kostengünstigere Produkte und überholten den kleinen Mitbewerber. In den Siebzigerjahren verschwand ProMed sang- und klanglos vom Markt.

»Magere Ausbeute«, fand Lassing, der wie Sara den kurzen Text stumm gelesen

hatte.

Ihr Urteil fiel noch härter aus.

»Enttäuschend.«

»Wenn die Firma vor rund dreißig Jahren pleite gegangen ist«, überlegte sie, »wo kommt dann diese Schachtel her?« Sie tippte auf die Arzneipackung, die neben der Tastatur lag.

»Restbestände«, meinte Lassing knapp.

Der weiß auf alles eine Antwort ...

Sara gab nicht nach.

»Aber dass es gar keine echten Hinweise gibt ... das sieht doch gerade so aus, als hätte jemand einige Mühe darauf verwendet, jede Spur zu verwischen. Finden Sie nicht?«

»Ich möchte da nicht zu viel

hineininterpretieren«, erwiderte Lassing, um ihren Spekulationen einen Riegel vorzuschieben.

Seine verdammte Rationalität macht mich noch wahnsinnig ...

»Versuchen wir noch mal anzurufen«, sagte Sara. Die Telefonnummer hatte auf dem Beipackzettel gestanden. Auf der Fahrt hierher hatte sie es schon probiert, in Wien hatte jedoch niemand abgenommen.

Lassing zuckte mit den Schultern.
»Was bleibt uns anderes übrig?«

Er nahm die Packung, zog den Zettel heraus, schnappte sich das Telefon und wählte. Sara schaltete den Lautsprecher des Apparats ein.

Es klingelte. Dreimal. Viermal ...

Sara wollte schon enttäuscht das Gesicht verziehen, als am anderen Ende abgenommen wurde.

»Ja, bitte?«

Eine Männerstimme, namenlos.

»Guten Tag«, meldete sich Lassing.

»Bin ich mit der Firma ProMed verbunden?«

»ProMed?«, fragte der Mann sich vergewissernd. Dann schwieg er. Nur sein Atmen war zu hören.

»Ja, ProMed. Bin ich falsch verbunden?«

»Mit wem spreche ich?«, wollte die Männerstimme aus dem Lautsprecher wissen.

»Mein Name ist Lassing.«

»Lassing?«, wiederholte der andere

hörbar überrascht.

»Ja, Doktor Theo Lassing. Aus Berlin.«

»Lassing ... Theo Lassing ... Ein Doktor, ja?«

»Ja, das sagte ich doch schon«, antwortete Lassing leicht gereizt.

Sara bedeutete ihm, die Ruhe zu bewahren. Das Gefühl, auf der richtigen Spur zu sein, hatte sie noch nicht verlassen. Vielleicht war es auch nichts weiter als die Hoffnung, dass ihre *einzige* Spur sich nicht in Luft auflösen möge.

»Woher haben Sie diese Nummer?«, wollte der Mann wissen.

Lassing beantwortete die Frage, hörte sich jetzt wieder etwas geduldiger an.

Die Verwunderung des Mannes klang echt. »Ich wusste gar nicht, dass das Zeug noch im Umlauf ist. So ein ... Zufall.«

»Was meinen Sie damit?«, setzte Lassing nach.

Der Mann ging nicht darauf ein.
»Worum geht es?«, erkundigte er sich.
»Was wollen Sie von mir?«

Sara konnte sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass der Mann am Telefon Zeit gewinnen wollte. Wofür auch immer ...

»Gehören Sie denn zu ProMed?«, fragte Lassing. »Haben Sie etwas mit der Firma zu tun?«

»Nehmen wir es einmal an ...«

Lassing warf Sara einen Blick zu.

Darin war eine Frage zu lesen. Sara verstand sie, überlegte kurz, dann nickte sie. *Feuer frei!*, bedeutete sie ihm.

»Na schön.« Er räusperte sich, dann schoss er los: »Wir suchen einen Mann namens Paul Finn. Und eine gewisse Roxane Fortier ...«

Der Mann in Wien unterbrach ihn überraschend und hastig. »Am Telefon will ich darüber nicht sprechen.« Ein kurzes Zögern, dann: »Aber ich kann Ihnen vielleicht helfen.«

»Und wie?«, wollte Lassing wissen.

»Wäre es Ihnen möglich, mich persönlich aufzusuchen?«

Lassing sah Sara erneut an. Sie nickte wieder.

»Einverstanden«, sprach er ins

Telefon. »Und wo finde ich Sie, Herr ...?«

»Oh, verzeihen Sie, wie unhöflich. Ich habe mich ja gar nicht vorgestellt.«
Der Mann räusperte sich. »Mein Name ist Nathan Wolff.«

UNTER WIEN, KURZ VOR MITTERNACHT

Es war eigenartig – der unheimliche Zauber dieser unterirdischen Welt kam und ging wie Ebbe und Flut. Ein weiteres Mal empfand Fio sie als fremdartig, unter einem tonnenschweren Himmel aus Stein ächzend, eine Gestalt

gewordene Bedrohung, ein Reich, in dem man dem Tod näher war als dem Leben.

Ein klein wenig erinnerten diese Gänge sie an die Korridore im Sankt-Anna-Stift, wenn sie als Mädchen schlafwandelnd irgendwo gelandet war und unversehens aufwachte, im Dunkeln, im Kalten. Manchmal hatte sie dann den Gesang oder die Gebete der Schwestern gehört, als wispere es ihr aus den Wänden entgegen. Darin hatte sie oft Trost gefunden, wenn die Angst nach ihr hatte greifen wollen. Sie hatte dieser sonderbaren Magie nie auf den Grund gehen wollen, weil ihre Wirkung dann womöglich verflogen wäre. Aber jetzt rief sie sich diese Erlebnisse ins

Gedächtnis, dachte ganz fest daran, und tatsächlich half die Magie auch jetzt noch, ein bisschen wenigstens. Das Alleinsein als solches jedoch war und blieb schlimm – ihre Seele fühlte sich nackt, und sie fror aus sich heraus, auf eine Weise, gegen die jede äußere Wärme machtlos sein musste. Es gab hier niemanden, der sie auffangen, in dessen Arme sie laufen konnte. Zum ersten Mal *wünschte* Fio sich mit allem, was in ihr war, zurück nach Hause, zu den Schwestern und der Mutter Oberin. Und einen Herzschlag lang *glaubte* sie, dieser Wunsch könnte genügen und sie brauchte bloß die Augen aufzuschlagen und wäre wieder, wo sie hergekommen war und hingehörte, im Stift.

Dass sie die Augen tatsächlich geschlossen hatte, wurde ihr erst bewusst, als sie die Lider wieder öffnete – und sah, wo sie sich befand: immer noch zwischen den Mauern dieses Labyrinths, das selbst ein Daidalos nicht undurchdringlicher hätte ersinnen können.

Diesmal war Fio tiefer hineingedrungen und hatte die wenigen Stellen, die sie schon kannte, links liegen lassen. Sie war auf der Suche nach den Dingen, die Döberin noch hier versteckt haben mochte, nein, versteckt haben *musste*.

Das Licht ihrer Taschenlampe huschte wie ein Geist vor ihr her. Die Angst, sich zu verlaufen und nicht mehr

zurückzufinden, hatte sie bereits hinter sich gelassen – weil sie sich schon verlaufen *hatte*. Also konnte sie nun ruhig weitergehen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als einen weiteren Ausgang aus diesem Labyrinth zu suchen. Dass es einen, mehrere sogar, geben musste, stand für sie fest. Niemand erbaute eine solche Anlage und sah dabei lediglich einen Weg zurück ans Tageslicht vor.

Was sie bei ihrem ersten Besuch noch für einen nicht mehr genutzten Bereich der Wiener Kanalisation gehalten hatte, war für Fio inzwischen zu etwas Eigenständigem, extra Gebautem geworden. Wie in einer Burg kam sie sich vor, in einem vor Jahrhunderten

gemauerten Komplex aus Gängen, Treppen und Räumen. Hier und da roch es nach Moder, ab und zu hörte sie Wasser rauschen oder tröpfeln; unterm Strich war dies allerdings nicht viel mehr als ein altes Haus – ein sehr altes, vielleicht sogar endlos großes Haus, und eines ohne Fenster, weil es eben wie eine im Boden versunkene Festung unter der Erde lag.

Sogar Möbel gab es.

Alt und staubig, vieles zerfallen, seit Jahren oder Jahrzehnten nicht mehr genutzt. Dennoch, sie waren untrügliche Zeichen dafür, dass in diesem ›Haus‹ tatsächlich einmal Menschen gelebt hatten.

Oder lebten sie *noch* hier, in

irgendwelchen Räumen, die Fio bis jetzt nur nicht entdeckt hatte?

Genau in diesem Moment hörte sie Schritte durchs Gemäuer hallen.

Schnelle, entschlossene Schritte, die Schritte eines Menschen, eines Mannes, der vor sich hin murmelte; steinerne Wände, Decken und Boden verliehen ihm hundert Stimmen, von denen jede einen anderen Klang besaß, etwas lauter die eine, kaum mehr als ein Flüstern die andere.

Die lauteste rief nun einen Namen.

»Döberin!«

Der Ruf rollte durch alle Gänge und Räume, als suche er selbst den Gerufenen.

Kurz strich das Licht einer anderen

Taschenlampe durchs Dunkel, haarscharf an Fio vorbei. Rasch löschte sie ihre eigene Lampe und blieb stehen.

Irgendwo – nicht weit entfernt? – wurde eine Tür geöffnet, nein, sie wurde aufgerissen. Sie schlug gegen eine Wand und dann wieder zu, krachte vernehmlich ins Schloss.

Sekunden später hörte Fio wieder Stimmen. Zwei Stimmen jetzt, die Stimmen zweier Männer. Die eine musste dem Mann gehören, der eben nach Döberin gerufen hatte, die andere wohl Döberin selbst. Das Echo verfremdete sie, aber Fio hatte ihren Professor oft genug reden gehört, um ihn auch unter diesen Umständen mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen.

Zumal sich die Stimme des anderen durch ihren unüberhörbaren Wiener Akzent von der des Professors unterschied.

»... übergeschnappt?«, schnitt die Stimme mit dem wienerischen Tonfall durch die Finsternis, die Fio nun einhüllte wie ein schwarzes Tuch, das sie auf der Haut zu spüren glaubte.

»Im Fernsehen ... gar kein Interesse daran ...«

Döberin sagte etwas darauf, das im Widerhall der Worte des anderen unterging: »... dir geht es nur um ihn ... und um dich ...«

Wieder warf Döberin etwas ein, das Fios Ohr entging.

Die Erregung des Wienerers steigerte

sich. »... aber ich ... *ich* ...«

Die Worte schienen im Dunkel zwischen den Wänden hin und her zu springen.

»... reg dich doch nicht auf ...«, sagte Döberin.

»... warne dich ...«

»Ach ... wovor ... du mich warnen?«

»... publik machen ... aufliegen ...«

Ein Lachen, Worte von Döberin, die sich auf dem Weg zu Fio verloren.

»... Polizei ... Presse ... anonym ... denkst du denn?«

Wieder ein Lachen, hörbar gezwungener diesmal.

»... dann ist Schluss ... ist es vorbei ... ein für alle Mal ... so kurz vor dem Ziel, alter Freund ...« Der Wiener keifte

jetzt nachgerade.

»... nicht nur für mich ...« Döberins
Ton klang beschwichtigend,
beschwörend.

»... den da ... Freakshow ...«

»... wenn du das tust ... dann ...«

Stille, sekundenlang. Sie lastete wie
etwas Schweres in der Schwärze, das
Fio schaudern ließ.

Was weiter gesprochen wurde,
konnte sie nicht hören. Der Ton der
beiden Männer mäßigte sich -oder
wurde er *gefährlich* leise?

Fio wusste nicht, was sie da mit
angehört hatte. Sie wusste lediglich,
dass es nicht für ihre Ohren bestimmt
gewesen war. Und wenn Döberin oder
der andere Mann herausfanden, dass sie

gelauscht hatte, ungewollt und unabhängig davon, dass sie ja nicht begriff, worum es in dem Gespräch überhaupt ging ...

Der Gedanke stockte hinter ihrer Stirn. Sie wollte sich nicht ausmalen, was dann mit ihr geschehen könnte.

Natürlich war es schwer vorstellbar, dass Döberin ihr wirklich etwas zuleide tun könnte.

Oder nicht ...?

Wie gut kannte sie ihn denn, was wusste sie über ihn – und darüber, was ihn antrieb, was ihn veranlasst hatte, sie und Peter Mratschek zu sich zu holen?

Nichts ...

Immer noch *gar* nichts.

Sie stand zwar nicht mit leeren

Händen da. Nur hatte sie keine Ahnung, wie das, was sie in Händen hielt, zusammenzusetzen war, um wenigstens andeutungsweise einen Sinn zu ergeben.

Also blieb ihr nichts anderes zu tun, als zu warten und zu bangen und zu hoffen – worauf auch immer ...

Eine Minute oder eine Ewigkeit verging, bis Fio hörte, wie eine Tür geöffnet wurde. Dann Schritte im Dunkeln, die auf sie zuzukommen schienen, dazu das Licht einer Taschenlampe, das sie wiederum knapp verfehlte. Sie drückte sich in eine Mauernische, zitterte so heftig, dass sie fürchtete, es müsse zu hören sein, betete stumm, bitte, bitte nicht entdeckt zu werden. Die Schritte kamen näher.

Verstummen. Wieder huschte Lichtschein hierhin und dorthin. Die Schritte kamen noch näher – und jemand ging an ihrem Versteck vorbei. Dann wurden die Schritte leiser und verklungen endlich ganz.

Fio fühlte sich wie von Schüttelfrost gebeutelt. Ihre Haut klebte vor Schweiß, das Herz schien ihr in der Brust explodieren zu wollen. Und doch war die Versuchung, ihr Wunsch, diesem Mann heimlich zu folgen, fast übermächtig. Wer er auch sein mochte, er kannte gewiss einen Weg aus diesem riesigen Labyrinth unter Wien; er bewegte sich hier wie jemand, der genau wusste, wo er hinwollte, und alle Wege kannte.

Fio ließ die Gelegenheit ungenutzt verstreichen. Sie blieb, weil etwas anderes sie mehr interessierte als die Möglichkeit, wieder nach oben zu gelangen.

Döberin ...

Sie wusste jetzt, in etwa wenigstens, wo er zu finden war, wo er sich versteckte oder zumindest aufhielt.

Und die Tür zu seinen Räumen musste noch offen sein. Denn Fio hatte nicht gehört, wie sie sich hinter dem fremden Mann geschlossen hatte, im Gegensatz zu vorher, da sie hinter ihm laut ins Schloss gekracht war.

Sie schlich in die Richtung, aus der die Stimmen gekommen waren, vorbei auch jetzt an etlichen Türen, von denen

die meisten verschlossen waren.

Dann, nach einer ganzen Weile, in der sie sich wie in Zeitlupe bewegt hatte, nach jedem Schritt stehen geblieben war und in die Dunkelheit gelauscht hatte, kam sie zu der einen offenen Tür. Licht fiel durch einen Spalt auf den Gang hinaus, es flackerte, war rötlich, lief wie frische Farbe über Wand und Boden. Im Näherkommen roch Fio brennendes Holz.

Bevor sie Gelegenheit hatte, durch den Türspalt in den Raum dahinter zu spähen, blieb sie noch einmal stehen. Mit angehaltenem Atem horchte sie um die Ecke herum, sozusagen. Und sie meinte, jemanden ganz leise atmen zu hören, das fast nicht wahrnehmbare

Rascheln seiner Kleidung, das beinahe lautlose Knacken eines Gelenks oder zweier Wirbel, all das, was in seiner Gesamtheit die Anwesenheit eines Menschen verraten konnte, den man nicht sah.

Fio sah ihn im nächsten Augenblick, als sie endlich an die Tür trat und um deren Rahmen herum in den Raum spähte.

Döberin stand mit dem Rücken zu ihr. Ein Stein fiel ihr vom Herzen; sie hatte Angst gehabt, durch den Türspalt zu blicken und Döberin dabei genau ins Gesicht, in die Augen zu sehen.

Doch er stand nur da, bewegte sich nicht und machte nicht den Eindruck, dass er sich gleich oder in den nächsten

Sekunden umdrehen würde. Nur die Finger seiner linken Hand rührten sich, ließen die kleine Figur wandern; vielleicht taten sie das sogar, wenn Döberin schlief, überlegte Fio, und etwas an dieser Vorstellung ließ sie frösteln.

Das Licht im Raum, das von einem Kaminfeuer ausstrahlte, beleuchtete das Innere nicht wirklich, berührte vieles nur und ließ Fio es erahnen. Darunter, neben Möbeln wie aus einem herrschaftlichen Salon, auch das Bild, vor dem Döberin stand. Sie konnte lediglich erkennen, dass es groß war und kein Gemälde. Was es zeigte, war nicht zu sehen, nicht von der Tür aus, nicht in diesem Licht, das zu einem großen Teil aus Schatten

bestand.

Als dann doch Bewegung in Döberins starre Gestalt kam, geschah dies so unvermittelt, dass Fio erschrak. Hastig schlug sie sich die Hand vor den Mund, aus Angst, ihrer Kehle könnte ein Schrei entweichen.

Döberin ließ das Tonfigürchen nun doch in der Hosentasche verschwinden. Weil er die linke, die gesunde Hand brauchte. Er hob sie, berührte das Bild. Er tat irgendetwas, seine Finger schienen über die Wand zu krabbeln – und dann staunte Fio. Denn das Mauerwerk vor Döberin bewegte sich auf einmal.

Knirschend schien ein etwa türgroßer Ausschnitt der Wand vor Döberin

zurückzuweichen. Dann rumpelte er zur Seite, so weit, dass Döberin durch die entstandene Öffnung treten konnte.

Für diese eine Sekunde leckte der Feuerschein hinter ihm her. Nicht lange genug und nicht weit genug jedoch, um Fio zu zeigen, was sich dort befand.

Wieder machte Döberin eine Bewegung, doch Fio sah nicht, was er genau tat. Doch was immer es auch war, es veranlasste die Mauer hinter ihm, sich wieder zu schließen.

Sie wusste hinterher nicht, wie lange sie still in der Tür verharrt hatte, bis sie die Traute aufbrachte, sich wieder zu bewegen. Dann aber fand sie sich unversehens vor dem Bild wieder, das Döberin auf irgendeine Weise Einlass

gewährt hatte in das, was hinter dieser Wand lag.

Blanke Neugier, ein Wesenszug, der ihr immer schon eigen gewesen war, diktierte ihr weiteres Handeln und schaltete jeden vernünftigen Gedanken aus.

Fio stellte sich so, dass sie keinen Schatten auf das Bild warf. Sie hatte sich nicht geirrt, es war kein Gemälde. Es war – ihre Fingerspitzen strichen ganz sacht darüber, die Unebenheiten der einzelnen Steinchen und die Fugen dazwischen eher erahnend, als sie wirklich zu fühlen – ein Mosaik. Aus vielen tausend kleinen, unterschiedlich geformten und gefärbten Steinsplittern. Zwei Meter in der Breite, gut einer in

der Höhe. Ein Kunstwerk, obwohl die Darstellung des Motivs eher schlicht war, eine bühnenhafte Zeichnung im mykenischen Stil, für heutige Sehgewohnheiten ungelenk wirkende Figuren, sie und alles andere im Bild mit wenigen Linien charakterisiert.

An dieser Einfachheit lag es wohl, dass Fio die Szene so mühelos erkannte. Sie entstammte der griechischen Mythologie, aus der ersten Tragödie des Aischylos, und sie zeigte einen Abkömmling der Titanen, Prometheus – wie er den Menschen das Feuer brachte.

Es war merkwürdig: Trotz der Schlichtheit des Mosaiks wirkte gerade die stilisierte Flamme unheimlich plastisch und echt auf Fio. Ihre Hand

berührte die Steinchen, und für einen Augenblick glaubte sie wirklich, sie könne hineingreifen in das Bild und Prometheus beim Tragen des Feuers helfen.

TEIL III

WILLST DU MIT DEN KINDERHÄNDEN
IN DES SCHICKSALS SPEICHEN GREIFEN?
SEINES DONNERWAGENS LAUF
HÄLT KEIN STERBLICH WESEN AUF.

FRANZ GRILLPARZER: *AHNFRAU*

12. APRIL

IN WIEN, VOR MITTERNACHT

Die goldene Spitze des Federhalters wanderte über das Papier, das im gelben Lampenschein wie altes Pergament aussah.

... heute gestehe ich es ein: Es war ein Fehler, ein großer Fehler, ihn damals in die Loge zu holen, zu locken. Alles wäre anders gekommen, besser gewesen und geworden ohne ihn. Seinet- und seiner Brut wegen, musste die Loge

vergehen.

Die Feder hielt kurz inne, setzte einen dicken Tintenstrich unter das Wort »Brut«. Dann nahm sie ihre Wanderung übers Papier wieder auf.

Seinetwegen musste ich die Jahre seither so zubringen, dieses Leben führen. Und jetzt, da alles endlich vorbei sein und wieder gut werden könnte? Stellt er sich mir in den Weg. Weil er nichts gelernt, weil sich nichts geändert hat. Weil es ihm egal ist, was aus mir wird. Es ist ihm auch egal, was aus ihm selbst wird. Nur der Junge zählt für ihn. Weil er glaubt, etwas gutmachen zu müssen.

*Er rennt irgendeiner unsinnigen
Hoffnung auf Absolution hinterher.*

Wieder setzte die Goldfeder kurz ab.
Dann schrieb sie: *Rutger ist ein Idiot.*
Und der Mann lachte bitter. Lustig fand
er schon lange nichts mehr.

*Hätte Rutger etwas verbrochen,
wovon er freigesprochen werden
müsste, worum hätten dann erst wir
anderen und all diejenigen, die vor
uns kamen, wohl zu bitten? Welche
Hölle würde uns erwarten? Eine, die
schon zu Lebzeiten zu fürchten wäre.
Aber davor habe ich mich nie
gefürchtet, und auch kein anderer,
keiner jedenfalls, von dem ich oder*

sonst jemand wüsste, und nicht so sehr, dass er es sich hätte anmerken lassen.

Die grünen Augen lasen den langen Satz noch einmal nach. Doch, ja, *er* verstand ihn. Und außer ihm musste ihn vielleicht niemand verstehen. Weil ihn womöglich nie ein anderer zu lesen bekäme.

Erst glaubte ich wirklich, er sei zur Vernunft gekommen. Als ich ihm von meinem Verdacht erzählte und er sich bestätigte, war ich überzeugt, wir seien gemeinsam auf dem richtigen Weg, auf einem Weg in eine bessere Zukunft, besser für alle. In Wahrheit aber ist Rutger

lediglich bereit, über die Leichen anderer zu gehen, wenn er dafür den Jungen retten kann.

»Retten.« Verächtlich flüsterte der Mund, den das Licht der Lampe aus dem Dunkeln schälte. Der Mann strich den letzten Halbsatz durch. Der Junge *war* nicht zu retten.

Weiß der Teufel, was in Rutger vorgeht. Ich begreife es nicht. Hoffentlich habe ich ihn zur Raison gebracht. Wenn ich mit allem, was ich weiß und in der Hand habe, zur Polizei oder auch nur an die Öffentlichkeit ginge, wäre es natürlich auch für mich vorbei, doch

was habe ich noch zu verlieren? Ich habe ja ohnehin schon nichts mehr! Aber Rutger? Der würde alles verlieren, was er noch hat, und es wäre das Aus für alles, was er noch will. Ich glaube, das hat er begriffen. Und für den Fall, dass er es nicht begriffen hat ...

Die andere Hand drehte einen flachen Schlüssel auf der Schreibtischplatte, ergriff ihn und steckte ihn in die Tasche.

... werde ich Vorsorge treffen ...

Stundenlang war das Kratzen der Feder auf dem Papier das einzige Geräusch gewesen. Jetzt kam ein anderes hinzu, von draußen, von unten.

Max hörte es zuerst. Seine Ohren waren besser als die eines jeden Wachhunds. Moritz war es, der für seinen schweigsamen Bruder Laut gab.

Wolff schaute zu seinen Katzen hin, nickte ihnen zu wie zum Dank, und einen Augenblick lang hatte er fast den Eindruck, sie erwiderten die Geste. Dann schraubte er den alten Füllfederhalter – der zwar nicht schon Urbanus, aber doch etlichen von Wolffs Vorgängern wie Vorvätern gute Dienste geleistet hatte – gewissenhaft zu und legte ihn in den Falz zwischen den Seiten der Kladde, in der er die Geschichte fortgeschrieben hatte.

Es kam Besuch. Dem musste er einen angemessenen Empfang bereiten.



IN WIEN, VOR MITTERNACHT

Hätte Theo noch Zweifel daran gehabt, dass es ProMed de facto nicht mehr gab, wären diese Zweifel nun ausgeräumt gewesen, da er vor dem Geschäftssitz des einstigen pharmazeutischen Unternehmens stand, auf dessen Fassade der Firmenname sich kaum noch entziffern ließ, weil er ausgebleicht und der Putz an vielen Stellen abgebröckelt war. Die Abrissbirne wäre für dieses Haus – wie auch für viele in der Nachbarschaft – so etwas wie Sterbehilfe gewesen.

Schmalbrüstig ragte es, eingeklemmt zwischen Artgenossen, in die Höhe, und es lag die Vermutung nahe, dass all diese Häuser allein deshalb noch aufrecht standen, weil sie so einander stützten. Immerhin, der frühere ProMed-Bau hatte den Häusern links und rechts zumindest etwas voraus – all seine Fenster schienen noch intakt zu sein; in den Scheiben links und rechts von ihm klafften dagegen schwarze Sterne, wo Steine das Glas zerschlagen hatte.

Farben schien es in dieser Gegend nicht zu geben. Alles wirkte entweder grau in irgendeiner Schattierung oder buchstäblich farblos, undefinierbar. Theo hätte gern geglaubt, dieser Eindruck würde von der Nacht

begünstigt, nur wollte es ihm nicht recht gelingen.

Es erstaunte ihn, wie anders diese Stadt im Vergleich zu Berlin und wohl auch zu jeder anderen war, wie anders sie roch, schmeckte, sich anfühlte, ihn aufnahm, sich um ihn legte. Theo kam sich vor wie in der Kleidung eines Fremden. Und er staunte darüber, dass es ihm überhaupt auffiel, dass er so dachte, es wahrnahm ... Als hätte er schon jetzt etwas gefunden, was ihm immer gefehlt hatte, ohne dass es ihm bewusst gewesen wäre.

Paul Finn indes hatte er noch nicht gefunden. Aber er wollte es, inzwischen wollte er es so sehr wie Sara. Wenn auch, er schämte sich nicht, dies

einzugestehen, aus einem anderen Grund, einem durchaus egoistischen: Paul Finn war für Theo der Schlüssel zu seiner eigenen Vergangenheit, von der er bis dato gar nicht gewusst, nicht einmal geahnt hatte, dass sie hinter einer verschlossenen Tür verborgen lag.

Wer war Paul Finn? Wenn es ihm gelang, diese Frage zu beantworten, würde er auch die Antwort auf die finden, wer er selbst wirklich war.

Nahe lag natürlich der Gedanke, dass sie Brüder waren. Ihre Ähnlichkeit zueinander sprach Bände, und ihrer beider Leben waren offenbar auch auf sonst eine Weise miteinander verknüpft.

Das hätte bedeutet, dass sie dieselben Eltern haben mussten oder wenigstens

einen gemeinsamen Elternteil. An diesem Punkt der Überlegung war die Wahrscheinlichkeit eines gemeinsamen Vaters größer. Sein wie auch Pauls Vater war tot. Das *war* eine Gemeinsamkeit. Dieser Abzweig des Grundgedankens ließ sich so fortspinnen, dass Paul die Folge eines Seitensprungs ihres Vaters war.

Konnte er seinem Vater so etwas zutrauen? Theoretisch ja, er kannte ihn schließlich so gut wie gar nicht, konnte sich kaum an ihn erinnern. Und das, woran er sich erinnerte, kam ihm manchmal vor, als hätte er es sich im Lauf der Zeit in Gedanken zurechtgebastelt, um sich vorzumachen, er könnte sich wenigstens ein bisschen

an ihn erinnern. Die Frage musste eher lauten: Wollte er seinem Vater zutrauen, seine Mutter betrogen zu haben?

Nein, das will ich nicht ...

Langsam ging er über die Straße, weiter auf das heruntergekommene Gebäude zu. Seine Augen tasteten förmlich über die Fassade. Mit dem Fuß stieß er gegen eine leere Flasche, die mit überlautem Geräusch davonrollte. Theo blieb stehen, horchte und sah sich um. Nichts rührte sich, nirgendwo. Es fiel leicht, sich in dieser Umgebung vorzustellen, man sei der einzige Mensch auf der Welt.

Er zwang seine Gedanken zurück auf die Schiene, von der sie gerade heruntergesprungen waren.

Angenommen, Paul ist doch mein Halbbruder ...

Irgendeinen Ausgangspunkt brauchte er schließlich für seine Überlegungen. Und das war nun einmal der naheliegendste. Nur, wie er es auch drehte und wendete, ein nicht zu klärender Umstand blieb bestehen: Paul konnte sich genau wie er selbst an den Brand erinnern, bei dem ihr Vater ums Leben gekommen war.

Wie ging das an? Das müsste doch bedeuten, dass sie alle im selben Haus gelebt hatten. Und daran wiederum besaß Theo gar keine Erinnerung; es hatte kein anderes Kind bei ihnen gewohnt, er war das einzige gewesen. Es gab auch keine anderen Kinder,

weder Freunde noch Verwandte, die zu Besuch gekommen waren – so weit Theo sich eben erinnern konnte ...

Und das war nicht nur nicht *sehr* weit – jeder Versuch, sich wirklich erinnern zu wollen, im Gedächtnis förmlich zu wühlen, bereitete ihm beinahe Schmerzen, ihm wurde schwindlig, auch jetzt wieder. Er musste die Hand ausstrecken und an der Hausmauer Halt suchen, ein paar Mal tief durchatmen. Dann wurde es besser. Ruhe gab sein Kopf allerdings nicht.

War es möglich, dass seine Mutter zwei Kinder hatte – und das uneheliche, Paul, weggeben hatte? Oder hatte sie Paul bekommen, bevor sie Theos Vater kennengelernt und geheiratet hatte?

Möglich ...

Doch eine befriedigende Erklärung stellte auch diese Konstellation nicht dar.

Abgesehen davon, blieb noch eine ganze Reihe anderer Fragen offen: Warum hatte Katharina Lassing am Vorabend ihres Todes bei Paul Finn angerufen – nach all den Jahren ohne Kontakt gerade jetzt? Und wer war Roxane Fortier, die behauptet hatte, Pauls Mutter zu sein, die ihn jetzt entführt, Hajek ermordet und Jagd auf ihn und Sara gemacht hatte? Wieso trugen seine Mutter und ihr ... Freund ein Symbol als Tätowierung, das sich im Logo eines inzwischen offensichtlich vom Markt verschwundenen

Pharmaunternehmens wiederfand?

Fragen über Fragen ...

Und sie würden kein Ende nehmen, wenn er hier stehen blieb – wo ein Teil der Wahrheit vielleicht schon zum Greifen nahe lag.

Die Hand immer noch am bröckligen Putz des alten ProMed- Gebäudes, sah Theo auf. Hier hoffte er, erste Antworten zu bekommen ... wenn es im Augenblick auch den Anschein hatte, als wohne in dieser Bruchbude nicht einmal jemand. Weil er sich nicht vorstellen konnte, dass in so einem Haus jemand wohnen *konnte*.

Vielleicht muss ja jemand so wohnen

...

Neben der Haustür fand Theo eine

Klingel, verzichtete jedoch darauf, den Knopf zu drücken. Dünne Kabel ragten hinter dem leeren Namensschildhalter hervor wie erstarrte Würmer. Zudem stand die Tür einen Spalt weit offen. Er drückte dagegen, sie schwang auf. Das erwartete Knarren und Kreischen der Angeln blieb aus. Nichts störte die Stille, die Theo jenseits der Schwelle empfing. Er suchte nach einem Lichtschalter, wurde nicht fündig und gab es auf. Ein bisschen Helligkeit fiel durch ein schmutziges Fenster und die offene Tür herein, genug, um sich zu orientieren.

Das Haus mochte schmal sein, aber es streckte sich lang nach hinten. Eine Treppe führte ins obere Geschoss, davor

stand eine Mülltonne mitten im Weg. Neben der Treppe gab es einen Gang, vermutlich zum Kellerabgang und in einen Hinterhof.

»Hallo?«

Theos Stimme klang sehr laut, obwohl er nicht einmal gerufen hatte. Kein Echo, als sei die Düsternis im Hausflur graue Watte, die alle Worte erstickte.

»Ist da jemand?«

Keine Antwort.

Theo trat drei Schritte vor, an der Mülltonne vorbei, auf die Treppe zu.

»Herr Wolff? Sind Sie da?«

Fast war ihm zum Lachen zumute. Er wusste nicht mehr als den Namen des Mannes, mit dem er zu dieser absurd

späten Stunde hier verabredet war. Die bloße Aussicht auf des Rätsels Lösung hatte genügt, ihn bis nach Wien zu locken, alles liegen und stehen zu lassen.

Nicht zu vergessen die Tatsache, dass die Polizei dich sucht ...

»Hören Sie mich denn nicht?«

Ein Geräusch, ein Laut.

Der leise Schrei eines kleinen Kindes?

Vier Augen starrten aus dem schwarzen Himmel herab, der sich über Theo auszubreiten schien. Vier glitzernde Punkte in der Dunkelheit am oberen Ende der Treppe. Noch einmal erklang der Laut von eben, länger diesmal, ungeduldiger fast.

Katzen.

Na toll ...

Er konnte Katzen nicht leiden. Und das nicht nur, weil er allergisch auf sie war. Sie waren ihm zu undurchschaubar, zu eigenwillig, ihrem Verhalten war kaum auf den Grund zu gehen. Alles Dinge, die Theo nicht mochte.

Jetzt allerdings folgte er ihnen. Weil es beinahe klang, als riefen sie ihn. Und darüber hätte Theo um ein Haar laut gelacht – wäre in den letzten Tagen nicht so vieles in seinem Leben und Umfeld geschehen, über das er irgendwann einmal – in einem *anderen* Leben – gelacht hätte ...

Die Stufen knarrten unter seinen Füßen. Als ächze das Haus unter dem zusätzlichen Gewicht, das er ihm auflud.

Über ihm zogen sich die Katzen zurück, die grüne Glut ihrer Augen verglomm.

Auch hier oben war es nicht völlig dunkel. Von irgendwoher sickerte Licht wie durch dreckverkrustete Fenster und Vorhänge. Und weiter hinten, am Ende eines Flurs vermutlich, machte er echte Helligkeit aus, ganz dünn, wie das Streulicht eines Halbmonds, das durch ein Fenster fiel.

Theo wollte sich noch einmal bemerkbar machen. Dann ließ er es sein. Er rief sich in Erinnerung, mit wem er es hier zu tun hatte, mit was für Leuten ...

Entführung, Mord ...

Angst schlich um sein Herz herum wie ein Einbrecher, der nach einer Tür oder einem Fenster sucht, das ihm

Einlass bietet. Er rüttelte hier und da, aber Theo hielt dagegen und war stärker als die Angst.

Noch ...

Stumm ging er weiter. Wenn auch nicht lautlos. Die Dielen verrieten jeden seiner Schritte, und je vorsichtiger er aufzutreten glaubte, desto lauter schienen sie zu knarren.

Die Tür, durch die das Licht auf den Korridor fiel, stand halb offen. Das Zimmer dahinter musste groß sein, denn der Lampenschein reichte kaum bis hierher.

Theo versetzte der Tür einen leichten Stoß. Auch diese öffnete sich geräuschlos.

Eine Bewegung an der Peripherie

seines Blickfelds ließ ihn den Kopf drehen.

Die Katzen ...

Sie zogen sich zurück in den Schattenwall, der zwischen den Wänden und der Lampe lag. Irgendetwas an ihnen kam Theo merkwürdig vor, doch sein Interesse daran war nur flüchtig. Er war nicht hier, um sich mit Katzen zu befassen.

Die Lampe stand auf einem Schreibtisch, und sie warf ihr Licht, genau abgezirkelt, auf von Hand beschriebenes Papier. Im Falz zwischen den Seiten lag ein edel aussehender Füllfederhalter.

Nichts rührte sich, nicht einmal die Katzen, die irgendwo im Dunkeln lauern

und ihn beobachten mussten. Oder auch nicht, denn Theo entdeckte noch nicht einmal das grüne Leuchten ihrer Augen.

Langsam trat er ins Zimmer, immer wieder um sich schauend, bis an den Schreibtisch. Er umrundete das schwere antike Möbelstück, das in einem Haus wie diesem völlig fehl am Platze wirkte. Die Augen hatte er auf das beschriebene Papier gerichtet. Sein Blick schweifte darüber, die Schrift war kaum zu entziffern.

Wie das Gekrakel eines Arztes ...

Er beugte sich vor, versuchte mehr zu lesen. Das war der Grund, warum es ihm nicht gelang, sich rechtzeitig umzudrehen und auszuweichen.

Er hörte den Atem eines anderen

hinter sich, spürte, wie dieser Atem seinen Nacken traf – gefolgt von etwas anderem, von etwas Hartem, unter dem sein Genick zu brechen schien.

Theo fühlte sich schlagartig gelähmt, fühlte nichts mehr, bekam nur noch mit, wie er stocksteif umkippte, während der Boden sich ihm entgegenzuwölben schien.

UNTER WIEN, VOR MITTERNACHT

Zwei Wunder waren ihr widerfahren. Fio wusste, dass dies mehr war, als manchen Menschen im ganzen Leben

geschenkt wurde. Sie hatte ihre zwei Wunder binnen vierundzwanzig Stunden erfahren dürfen – und war so undankbar, so unverfroren, nun für ein drittes zu beten. Das sah ihr nicht ähnlich. Sie schien sich verändert zu haben, seit sie aus dem Stift und hinaus in die Welt geschickt worden war. Und jetzt kam sie sich vor, als säße sie immer noch in dem Zug, mit dem sie ihre Heimat verlassen hatte – nur schien sie nicht mehr aussteigen zu können.

Oder ich steige immer wieder ein ...

Gestern, etwa um diese Zeit herum, war es ihr vergönnt gewesen, doch noch einen Weg aus den Katakomben, diesem Haus aus Stein unter der Erde, nach droben zu finden. Sie war nicht in der

Universität herausgekommen, sondern irgendwo in Wien, in einem finsternen Hof, in mondloser Nacht. Der Weg von dort nach Hause, zu ihrer Studentenbude, war letztlich fast schwerer zu finden gewesen als der aus der Unterwelt heraus. Das hielt Fio für ihr erstes Wunder.

Das zweite hatte sie heute den »Unterricht« mit Döberin überstehen lassen, ohne dass diesem ihre ungeheure Nervosität aufgefallen wäre. Zumindest hatte er sie nicht darauf angesprochen. Mratschek hingegen schien ihr Zustand nicht entgangen zu sein. Nur sagte auch er nichts. Trotzdem hatte sie eine Reaktion seinerseits festgestellt; sie hatte sich in seiner Miene gezeigt, und

das einzige Wort, das Fio dafür einfiel, war Befriedigung.

Jetzt war sie zum dritten Mal innerhalb eines Tages in dem unterirdischen Reich, in dem es mehr gab als nur Döberins altes Labor. In dem es all das gab, was Fio gestern schon entdeckt hatte, und in dem es noch mehr zu finden geben musste.

Hinter dem Prometheus-Mosaik.

Fio besaß den Schlüssel zur Geheimtür nicht, sie wusste nicht, wie man den Mechanismus auslöste, der die Wand öffnete. Sie war jedoch zuversichtlich, das herauszufinden. Denn sie war nicht mit leeren Händen gekommen.

In der Verfassung, in der sie am

Nachmittag noch gewesen war, hätte sie sich kein weiteres Mal und schon gar nicht in der Absicht, die sie jetzt antrieb, in diese Landschaft aus gemauerten Höhlen und Röhren heruntergewagt. Den ganzen Abend über war sie, während sie auf ihrem Bett gesessen hatte, in Gedanken jene Wege gegangen, die sie ihr Leben lang kannte und die sie zur inneren Ruhe führten, dorthin, wo es vollkommen still war, wo nichts anderes hinfand als der eigene Geist und der Gott, an den man glaubte. Einen Teil dieser Ruhe hatte Fio von diesem Ort hinter ihrem Herzen mitgebracht, und in gewisser Weise trug sie diesen nun vor sich her wie Prometheus das Feuer. Er war ihre ganz eigene Fackel und

zugleich Mut und Schicksal.

Inzwischen hatte sie den Bogen einigermaßen raus, wie man sich hier unten halbwegs leise bewegte.

Tatsächlich war nicht mehr jeder ihrer Schritte überlaut zu hören, und zu atmen schien sie gar nicht mehr.

Trotzdem war es nicht still.

Je stiller sie sich verhielt, desto lauter vernahm Fio jedes andere Geräusch. Das Tröpfeln und Plätschern, mit dem Wasser sich von der Decke löste und zu Boden fiel wie Regen aus Wolken, die in der Nacht unsichtbar waren. Das Huschen irgendwelchen Getiers, das Rascheln und gelegentliche Pfeifen der Ratten, die es so tief im Herzen dieses Bauwerks nun doch gab,

das feine Kratzen ihrer Krallen, vielleicht sogar das eigentlich unhörbare Trippeln von Käferfüßen und Spinnenbeinen, deren Netze Fio immer wieder streifte.

Dass sie die fast wohnlich eingerichtete Kaverne, in deren Wand das Mosaik eingelassen war, wiederfand – mit nichts anderem gerüstet als einer Taschenlampe und der Hoffnung, dass sie sich auf ihr Erinnerungsvermögen einigermaßen verlassen konnte -, erwies sich dann als Fios drittes Wunder. Sie schickte mehr als nur ein Stoßgebet zum Himmel.

Der Raum war leer, menschenleer. Im Kamin brannte wieder ein Feuer, dessen Widerschein Fio den letzten Rest des

Weges gewiesen hatte.

Sie lauschte, hielt die Luft an. Hörte nichts außer dem Prasseln der Flammen, dem Knacken des Holzes. Warm war es trotzdem nicht, jedenfalls nicht nach Fios Empfinden.

Tief atmete sie ein, dann wagte sie den Schritt über die Schwelle, und schon stand sie vor dem Mosaik, das Prometheus bei der Übergabe des Feuers an die Menschen zeigte. Ein großer Schritt für die Welt, in einen Mythos gefasst. Fio selbst fühlte sich, als stünde sie vor einer Schwelle, die jener glich, über die Prometheus die Menschheit geführt hatte.

Sie schluckte, schauderte, riss sich los von ihren Gedanken und

konzentrierte sich aufs Tun.

Sie wusste, wo ungefähr Döberin das Bild berührt hatte: irgendwo im Bereich der Flamme auf der Hand des Prometheus. Damit standen immer noch Hunderte von bunten Plättchen zur Auswahl.

Fio packte aus, was sie mitgebracht hatte: einen weichen Pinsel und Kreidestaub. Den Staub streute sie auf ihre offene Hand, dann blies sie ihn gegen das Mosaik, wo er sich absetzte und haften blieb, wie ganz gewöhnlicher Hausstab es tat. So bedeckte sie die ganze Mosaikflamme. Dann fuhr sie sacht mit dem Pinsel über die bestäubte Fläche – und war so vermessen, um ein viertes Wunder zu bitten.

Lieber Gott, Herr Jesus, bitte ...

Das, was sie zu sehen, sichtbar zu machen gehofft hatte, wollte sich nicht zeigen.

Dann: *Danke ...!*

Fingerabdrücke waren auf vielen der blanken Steinchen zu sehen. Aber lediglich an sechs Stellen massierten sie sich, waren es so viele, dass sie sich überlagerten und nicht als einzelne Abdrücke zu erkennen waren.

Und jetzt ...?

Kam es auf die richtige Reihenfolge an?

Fio schloss die Augen. Beschwor herauf, was sie gestern beobachtet hatte. Da war Döberin; er stand mit dem Rücken zu ihr vor der Wand. Sein linker

Arm hob sich, bewegte sich. Von oben nach unten.

Also dann ...

Oben. Links. Rechts. Zurück zur Mitte, nur tiefer. Dann wieder links und noch einmal rechts.

Die Steinchen ließen sich nicht leicht drücken, Fio musste etwas Kraft aufwenden, sie bewegten sich kratzend in ihren Fassungen, trafen dann auf federnden Widerstand und rasteten in ihrer ursprünglichen Position wieder ein.

Weiter geschah nichts.

Wie war das gestern noch gewesen? Hatte die Wand sich sofort aufgetan, oder hatte es eine Verzögerung gegeben?

Fio erinnerte sich nicht, sie war viel

zu aufgereggt gewesen. Doch musste letzteres der Fall gewesen sein, die Wand hatte sich nicht augenblicklich vor Döberin geöffnet.

So wie sie es jetzt tat, da Fio schon enttäuscht einen Schritt zurückgetreten war.

Nun, da sie unmittelbar davorstand, hörte sie das Reiben von Stein auf Stein wie Donnergrollen, dazu das Ächzen eines fraglos alten Mechanismus, von knarrenden Seilzügen, knirschenden Zahnrädern.

Bis das Wandfragment zur Ruhe kam, wieder Stille einkehrte und der Weg dahinter frei lag.

Der Weg war kurz. Drei, höchstens vier Meter weit führte er ins ausgehöhlte

und vermauerte Erdreich hinein, wo er vor einer Treppe endete. Diese Treppe unterschied sich von der, über die man zu Döberins Labor hinabstieg. Sie war breit, es gab Treppenabsätze, die genug Platz zum Manövrieren boten, wenn man etwas Sperriges hinunter- oder herauftransportieren wollte.

Aber es gab keine Abzweigung, keinen Seitengang, der anderswo hingeführt hätte. Das erleichterte Fio die selbst gestellte Aufgabe. Wenn sie herausfinden wollte, was Döberin versteckte, blieb ihr kein anderer Weg als diese Treppe.

Also stellte sie sich ein weiteres und nun letztes Mal die Frage, ob sie das wirklich wollte. Welchen Gewinn sie

davon hätte, wenn sie Döberins Geheimnis lüftete.

Weil mich die Frage, was Döberin zu verheimlichen hat, nie mehr loslassen wird, wenn ich nicht versuche, eine Antwort darauf zu finden ...

Fio hatte den Gedanken noch gar nicht richtig zu Ende geführt, als sie sich schon auf der Treppe wiederfand.

Sie hatte nicht gewusst, dass sie so neugierig war, dass Neugier so stark sein, solche Macht über einen gewinnen konnte. Für wissbegierig hatte sie sich immer gehalten, das war ihre Gabe gewesen, der Wunsch zu lernen, alles kennenzulernen, zu erfahren. Im Stift hatte sie alle Antworten, die sie gesucht

hatte, aus Büchern, von der Oberin und den Schwestern und oft auch im Gebet erhalten. Jetzt, in der großen, weiten Welt, boten sich ihr andere, *mehr* Möglichkeiten als in der kleinen des Sankt-Anna-Stifts – und dementsprechend *mehr* wollte Fio nun wissen.

Wie weit sie auf der Suche nach Wissen gehen würde, hatte sie nicht geahnt.

Nur, war es denn wirklich gefährlich? Was würde Döberin schlimmstenfalls mit ihr tun, käme er ihr auf die Schliche? Was *konnte* er ihr schon tun?

Das kommt wohl darauf an, was er vor der Welt versteckt ...

Der Gedanke schlich wie etwas
Kaltes hinter ihrer Stirn vorbei.

Vor der *Welt*.

Versteckte Döberin tatsächlich vor
der *ganzen Welt* etwas oder nur vor ...

Vor wem ...?

Ein Rätsel, das sich lösen würde,
wenn Fio gefunden hatte, worum es ging.
Im gleichen Zuge würde sie auch
erfahren, warum er es tat.

Eine Vermutung, die so nicht stimmte.
Das war es, was Fio als Erstes
herausfand, als sie zehn Schritte vom
Fuß der Treppe entfernt war. Auch von
dort aus führte lediglich ein Gang
weiter.

Sie blieb stehen, zögerte. Ließ den
Ort auf sich wirken, sog den Geruch ein;

so roch es auf Baustellen, in Rohbauten, nach Mörtel und Staub, nach Erdaushub.

Fio wusste, sie hatte nicht bloß eine Schwelle übertreten, sondern viel mehr noch eine Grenze, über die womöglich kein Weg mehr zurückführte.

Angst vor der bloßen Möglichkeit, hier unten eingesperrt zu werden, sich rettungslos zu verlaufen, türmte sich vor ihr auf wie eine neue Schwelle, die kaum zu übersteigen war.

Wieder war es ihr anderer Begleiter, die Neugier, die sich als der Angst überlegen erwies und ihr auch über diese Hürde aus Zweifel und Furcht hinweghalf. Fast ohne es zu merken, ging Fio weiter, tiefer hinein in die dumpfe Kellerkühle, die den dunklen Mauern

wie Atem zu entströmen schien.

Sie bemühte sich, leise zu sein. Nur münzte ein solcher Ort jede noch so geringe Bewegung in Geräusche um – jeder Schritt, jedes Rascheln der eigenen Kleidung, jedes Schlucken schien endlos weit zu tragen.

Der Gang gabelte sich an seinem Ende, verlief von dort aus nach links und rechts ins Dunkle. Geradeaus endete er vor einer Tür aus rostnarbigem Metall, das im Licht von Fios Taschenlampe die Farbe von altem Blut besaß.

Sie wollte die Tür nicht öffnen, musste es jedoch getan haben, denn plötzlich war sie offen, und Fio trat hindurch, stand in einem kurzen Verbindungsstück zwischen der

Metalltür und einer weiteren Tür aus schwerem, schmutzig gelbem Plastik, wie sie in großen Kühlhäusern Verwendung fanden. Kälte wehte aus dem Raum dahinter zu Fio her, und der Luftzug brachte einen scharfen Geruch und beißenden Geschmack mit. Schemen bewegten sich auf der anderen Seite der Plastiktür, Schatten in hellem Licht.

Und Fio hörte eine Stimme, die sie als Döberins erkannte.

Hinter dieser Tür hütet er sein Geheimnis ...

Das wusste Fio mit der Klarheit einer Eingebung, die einfach da war und einzig für sie bestimmt zu sein schien.

Wie unter einem Bann stehend, trat Fio näher, streckte die Hand aus, legte

sie flach gegen das Plastik.

Wieder hörte sie etwas. Zwei Stimmen. Zwei Männer, die miteinander sprachen. Fio war nahe genug, um zu hören, was sie sagten, nur verstehen konnte sie es nicht. Das eigene Blut rauschte ihr so laut in den Ohren, als stünde sie neben einem Wasserfall.

Einen Spalt weit wollte sie die Tür aufdrücken, einen kurzen Blick hindurchwerfen. Es gelang ihr, ohne einen Laut zu verursachen.

Der Laut, der sie verriet, entschlüpfte ihr selbst, ein hoher Ton, ein Keuchen. Zu spät fuhr sie sich mit der Hand an die Lippen. Nur rechtzeitig, um den Entsetzensschrei, der dem erschrockenen Laut folgen wollte, zurückzuhalten.

In dem Raum hinter der Tür war es dampfig wie in einer alten Waschküche. Aber eiskalt.

Fio spähte hinein und starrte die Männer an.

Die Männer starrten zurück, auf ihre Art nicht weniger erschrocken als Fio.

Sie sah Döberin.

Sie sah Mratschek.

Und sie sah etwas Unmenschliches.

WIEN, KURZ VOR MITTERNACHT

Stöhnend fing Wolff den schweren, steifen Körper auf, ehe er zu Boden

schlug – und womöglich beschädigt würde.

Und das wollen wir ja nicht ...

Er lachte kurz und freudlos. Schaden war schließlich schon genug angerichtet worden.

Die Ähnlichkeit war weiß Gott erstaunlich.

Ein glücklicher Zufall ...

Sähen die beiden ihm nicht so ähnlich, wären sie nie auf ihre Spur gestoßen. Weil sie fast dreißig Jahre lang geglaubt hatten, es gäbe eine solche Spur gar nicht. Sie waren überzeugend »gestorben«, das immerhin musste man den anderen lassen. Sie waren geschickt vorgegangen.

»Aber seinem Schicksal entgeht eben

doch niemand«, flüsterte er und machte sich daran, dem Jungen mit Klebeband Hände und Füße zu fesseln. Er wusste nicht, wie lange der Schlag ihn außer Gefecht setzen würde. Richtig bewusstlos war er gar nicht, nur so weit ohne Besinnung, dass Wolff im Moment mit ihm tun konnte, was er wollte. Und diesen Moment galt es auszunutzen.

Fast bedauerte er, dass er zu einem so profanen Mittel wie einem Knüttel hatte greifen müssen; er war gezwungen gewesen zu improvisieren, war es noch. Früher, ja, früher, da hatten ihm ganz andere Mittel zur Verfügung gestanden.

Vielleicht war es ja noch nicht zu spät, doch nicht alles aus und vorbei.

»Erst mal in den Keller runter, raus

hier, dann sehen wir weiter.«

Er bückte sich und schob die Hände unter die Achseln des jungen Mannes.

*Ein Arzt – erstaunlich, wirklich
erstaunlich ...*

Keuchend hievte er Theo hoch und machte sich daran, ihn durchs Zimmer zu schleifen. Das würde ein härteres Stück Arbeit werden, als er befürchtet hatte. Als er mit seiner Last den Flur erreichte, lief ihm schon der Schweiß über Gesicht und Nacken, und sein Atem rasselte in Kehle und Brust.

Max und Moritz strichen ihm um die Beine, als könnten und wollten sie ihm helfen. Er verscheuchte sie, nicht weil sie ihm wirklich im Weg waren, sondern das einzige Ventil für ihn, seinem Unmut

Luft zu machen. Sie nahmen es ihm nicht übel. Als wüssten sie, dass sie ein Zuhause so wie bei ihm nirgendwo anders gefunden hätten.

Die Hälfte der Entfernung bis zur Treppe nach unten war geschafft. Die zweite Hälfte lag noch vor Wolff, und der Weg schien ihm viel länger als je zuvor.

Kurze Pause ...

Er wollte Theo sanft zu Boden gleiten lassen, aber seine Hände waren kraftlos und rutschten ab. Ein dumpfer Laut ließ den Boden unter ihm vibrieren, als der Hinterkopf des Jungen auftraf und ihm einen Schmerzlaut über die Lippen presste.

»Verzeihung«, sagte Wolff, und es

klang so ehrlich, dass es ihn erstaunte.

Albern eigentlich, angesichts dessen, was Theo bevorstand ...

Die Hände auf die Knie gestützt, atmete Wolff tief ein und aus. Das Rauschen des Blutes in seinen Ohren nahm ab, sein Puls beruhigte sich immerhin so weit, dass er die nächste Etappe des Weges in Angriff zu nehmen bereit war. Bis zur Treppe wollte er ihn jetzt ziehen, dann wieder eine Verschnaufpause einlegen.

Im nächsten Augenblick schien unter ihnen die Sonne aufzugehen.

Drunten im Hausflur wurde es auf einen Schlag so hell, wie es die Funzel unter der Decke nie zustande gebracht hätte. Ganz abgesehen davon, hatte

Wolff die Birne herausgedreht, weil er gewollt hatte, dass sein Besucher im Dunkeln nach ihm suchte.

Dann raste das Licht auch schon zu ihnen herauf, über die Treppe, an den Wänden und unter der Decke entlang. Schlangen aus fast weißer Glut schienen sich bis zu ihnen zu fressen, kreuzten sich, vereinigten sich, lösten sich wieder voneinander, woben Wolff und seinen Gefangenen wie in ein Käfiggitter aus flackerndem, nun rotstichigem Licht.

Es war nicht einfach nur ein Feuer im Haus ausgebrochen – das *ganze* Haus stand in Flammen.

So plötzlich, dass Wolff sofort Bescheid wusste.



Ein Knopfdruck hatte genügt, die Hölle aufzutun.

Während Wolff außer Haus gewesen war, hatte sie das auffällige Gebäude präpariert, es mit geruchlosem Brandbeschleuniger geimpft. Ein Zünder hatte somit genügt, das gesamte Haus auf einen Schlag in Flammen aufgehen zu lassen.

Um ihr besonderes Arsenal hatte sie so mancher Kollege beneidet – die Erben hatten sie mit allen denkbaren und vielen undenkbaren Mitteln ausgestattet ...

Roxane Fortier blickte in dieses Feuer wie andere Menschen in das eines

Kamins und empfand dabei ganz ähnlich. Jedenfalls stellte sie sich das so vor; sie war nie gewesen wie andere Menschen, hatte allerdings oft über sie nachgedacht – immer bis zu dem Punkt, wo ihr Neid auf diese anderen, diese *normalen* Menschen aufzuflammen drohte.

Irgendwo weiter oben platzte ein erstes Fenster unter dem Ansturm der Hitze. Glassplitter fielen wie silberner Regen herab und klimperten zu Boden; es klang fast wie Musik. Vielleicht war dies schon der Auftakt zu Wolffs ganz eigener Nocturne, die sich jetzt aus ihm zu lösen begann, um den Weg in ihr Ohr zu finden.

Natürlich hätte sie Wolff auch kurzerhand erschießen oder auf sonst

eine plumpe Weise aus dem Weg schaffen können. Aber es ging zum einen nicht allein um ihn, sondern auch um das, was er im Haus versteckt hatte; und zum anderen hatte sie mehr als genug Aufsehen erregt. Ein Fehler, das wusste sie selbst, ohne dafür gerügt worden zu sein; Gefallsucht war der Grund dafür gewesen, Gefallsucht gegenüber dem einen Menschen auf der Welt, dem sie eben gefallen wollte. Auch weil er der Einzige sein mochte, der an jemandem, wie sie es war, Gefallen finden *könnte*. Sie hoffte, dass der Versuch nicht das Gegenteil bewirkt hatte – und sie konnte sich nur bemühen, diesen Lapsus durch fortan besseres, gewissenhafteres, rationaleres Arbeiten auszugleichen.

Abgesehen von all dem jedoch – war es nicht einfach auch *schöner*, so zu arbeiten, anstatt mit einer Pistole, einem Präzisionsgewehr, einem Messer oder Klavierdraht?

Natürlich bestand ein Restrisiko, dass Wolff nicht in den Flammen umkommen würde. Doch auch für den Fall war sie gewappnet. Sie brach zu ihren Missionen oft mit mehr Ausrüstung auf, als ein Soldat mitnahm, wenn er in den Krieg zog. Schließlich musste sie bisweilen die Arbeit einer ganzen Armee tun.

Im nächsten Augenblick stockten ihre Gedanken, ihr Blick blieb hängen wie an einer Hürde, die sich ihm in den Weg stellte.

Jemand war auf die Straße gelaufen.
Nicht irgendjemand, kein Nachbar
oder Passant, der auf das Feuer
aufmerksam geworden war.

Es war eine Frau, deren Haar nicht
allein des Feuers wegen rot schimmerte.

Ein Bild stieg in Roxane Fortiers
Erinnerung auf, eine Momentaufnahme
des gestrigen Geschehens, als sie diese
Frau sterbend vor einem Café in Berlin
zurückgelassen hatte, um sie wenig
später auf einem Friedhof lebendig
wiederzusehen.

Dieses Bild aus ihrer Erinnerung zog
eine Schlussfolgerung nach sich, die
nämlich, dass Sara Schaffer
wahrscheinlich nicht allein nach Wien
gekommen war. Und die Tatsache, dass

sie nun voller Entsetzen vor dem brennenden Haus stand, in dem nicht nur Wolff wohnte, sondern das auch der Firmensitz ProMeds gewesen war, konnte lediglich eines bedeuten ...

»Merde.«

Theo Lassing musste sich in Wolffs Haus befinden.

Womit ihr Schlüssel zur Vergebung und zum Glück buchstäblich in Flammen aufzugehen drohte.

Roxane musste rein. Das war genau der Fall, für den sie gewappnet war. Nur musste sie es jetzt nicht tun, um sich zu vergewissern, dass Wolff wirklich tot war – sondern um jemanden, *ihn*, so unversehrt wie möglich herauszuholen.

Wie damals ...

Die Duplizität der Ereignisse hatte angesichts des Rahmens, in dem sie stattfanden, etwas dermaßen Unheimliches, das selbst Roxane Fortier – nur Meter entfernt von einem inzwischen lichterloh brennenden Haus – zum Frösteln brachte.

Zur gleichen Zeit

Komisch ...

Das harte Aufschlagen seines Hinterkopfs auf dem Holzfußboden war es, was Theo aus seiner Benommenheit weckte. Er spürte, wie er im nächsten

Augenblick wieder in der Lage war, sich zu bewegen – theoretisch jedenfalls, denn praktisch konnte er weder Hände noch Füße rühren.

Bevor er etwas aus dieser neuen Situation machen konnte, schlug sie schon wieder um. Es wurde hell um ihn herum, erst und für höchstens eine Sekunde ein wenig, dann blendend hell und im selben Zug so heiß, dass der Sauerstoffmangel in der Luft sich augenblicklich bemerkbar machte. Der Atemzug, den Theo gerade tun wollte, schien förmlich ins Leere zu gehen.

Der Mann, der ihn niedergeschlagen und bis hierher geschleift hatte, schaute auf, dann irrte der Blick seiner fast katzenhaft grünen Augen umher, ehe er

wieder auf Theo fiel.

Er kannte diesen Mann nicht, und doch kam er ihm bekannt vor. Weil er ihn – wie absurd in dieser Lage! – an Beethoven erinnerte, an all die Gemälde, auf denen dieser mit wallendem Haar dargestellt wurde. Bloß das Gesicht des Mannes war hagerer als Beethovens, und er war schlecht rasiert.

Dann fiel ihm eine der Masken ein, die von den Wänden des kleinen Schlafzimmers seiner Mutter herabblickten; eine davon hatte ihn immer schon an Beethoven erinnert. Er glaubte sogar, es einmal angesprochen zu haben, und seine Mutter hatte ihn, wenn er sich nicht täuschte, bestätigt: Ja, dies sei Beethoven.

Jetzt glaubte Theo auch diese Worte als Lüge entlarvt.

Seine Gedanken überschlugen sich, wie in einem Traum, in dem er von einem Szenario ins andere stürzte, eines verrückter als das andere. Und gefährlicher.

Lebensgefährlich ...!

Die Hitze war mörderisch, war im Begriff, ihn zu ersticken.

Wie um dieser Gefahr zu entkommen, flohen seine Gedanken dorthin zurück, wo sie gerade hergekommen waren.

Seine Mutter *hatte* diesen Mann gekannt, diesen Mann, von dem sie behauptet hatte, er sei Ludwig van Beethoven. Ja, jetzt wusste er es wieder – sie hatte es wirklich gesagt, ihn in dem

irrigen Glauben gelassen.

Und in wie vielen Dingen noch ...?

Wie viele Menschen, deren Gesichter an jenen Wänden noch zu sehen waren, mochten noch eine Rolle spielen in dem Gespinnst aus verdrehten und verschwiegenen Wahrheiten, in das er sich nun verstrickt sah?

Eine weitere Frage, die sich zu den vielen anderen gesellte und auf die er wohl keine Antwort mehr bekommen würde.

Weil der Mann, der sie vielleicht gewusst hätte, nach einem letzten Blick auf ihn herunter zurückwich, sich umdrehte und dann auch schon verschwunden war.

Und weil Theos Leben damit einen

Riesensatz seinem Ende entgegen tat. Er lag an Händen und Füßen gefesselt in einem brennenden Haus, von Flammen umschlossen – und er war kein Held, der sich im allerletzten Moment selbst befreien und einen Ausweg finden würde.

Er war das, was sie im OP einen hoffnungslosen Fall genannt hätten ...

Wie um ihm beizupflichten, maunzte eine der Katzen neben ihm.

Theo drehte den Kopf und sah sich im Irrtum.

Nein, nicht eine *der* Katzen – sondern *die* Katze ...

Feuer!

Der Schrei gellte in Saras Kopf, aber er kam ihr nicht über die Lippen. Sie fühlte sich gelähmt, starr vor Entsetzen und insbesondere Angst. Nicht um sich, nein, um ...

Theo ...

Nicht nur um ihn, sondern auch – *und mehr noch?* – um Paul.

Dieses Haus – oder wer und was sich darin befand – war die einzige Spur gewesen, die zu Paul führen konnte. Und jetzt ging diese Spur in Flammen auf.

»Theo ...«

Sie hatte sich nicht in Paul verliebt.

Warum dachte sie gerade jetzt daran, als müsse sie sich vor irgendwem rechtfertigen?

Paul war wie ihr ...
Schutzbefohlener.

Ja, das ist es ...

Da war es wieder, dieses starke Gefühl, Paul Finn aus einem bestimmten Grund begegnet zu sein, einem Grund, der über den Entführungsfall, der sie zusammengeführt hatte, hinausging. Dieses Gefühl war in ihr wie etwas Lebendes, wie etwas, das Kontrolle über sie besaß, von einer Macht war, die *größer* war als alles, was sie je im Leben bewegt hatte.

Und es war, der furchtbaren Situation zum Trotz, ein gutes Gefühl. Weil es das Gefühl war, etwas gefunden zu haben, das sogenannte Wichtigste im Leben vielleicht, etwas, das den meisten

Menschen wohl verwehrt blieb.

Der sengende Hauch der Flammen traf sie, wie um sie daran zu erinnern, dass es auch noch da war – und dass sie, verdammt noch mal, etwas unternehmen musste.

Sara fingerte ihr Handy aus der Tasche. Die Feuerwehr musste her.

Welche Nummer hat in Österreich der Notruf?

Ihre Finger schlossen sich so fest um das Mobiltelefon, dass das Gehäuse vernehmlich knackte; vielleicht war es aber auch nur das Haus, das von den Flammen gefressen wurde.

Dann schoss jähe Hoffnung in Sara auf.

Die Feuerwehr war da!

Ein Feuerwehrmann auf jeden Fall ...

Doch die Hoffnung fiel ebenso rasch in sich zusammen, wie sie aufloderte.

Sie erkannte diesen

»Feuerwehrmann« – und das noch bevor sie »sein« Gesicht sah. Sie erkannte »ihn« an der Art, sich zu bewegen; diese Geschmeidigkeit, diese natürliche Unauffälligkeit, wie das Huschen eines Schattens, hatte sich Sara tags zuvor eingeprägt.

Dann sah Roxane Fortier zu ihr herüber. Ihre Reaktion – keine nämlich – war Sara ein Zeichen dafür, dass Fortier sie nicht erst jetzt entdeckt hatte. Sie schaute zu ihr, wie um sich zu vergewissern, dass sie noch dort und ihr nicht zu nahe gekommen war.

Die Entfernung zwischen ihnen betrug etliche Meter, fünfzehn vielleicht oder auch zwanzig. Aber in diesem einen Augenblick war es, als stünden sie einander unmittelbar gegenüber, als könnten sie sich direkt ins Gesicht schauen, in die Augen der anderen. Und darin sah Sara dasselbe wie Fortier in den ihren: Hass. Aus unterschiedlichen Motiven, natürlich, dennoch war es der gleiche Hass, dasselbe Maß, von derselben Stärke. Etwas daran ließ Sara sich mit Fortier verbunden fühlen. Ein Gefühl, das zweierlei in ihr auslöste – Ekel zum einen und zum anderen eine Art von Kraft, die ihr willkommen war, mit der sie sich Fortier gewachsen, ihr ebenbürtig fühlte, die sie bereit dazu

machte, es mit ihr aufzunehmen.

Ganz kurz lag diese Möglichkeit und nichts anderes in der Luft.

Dann veränderte sich etwas in Fortiers Haltung, das Sara nicht einmal benennen konnte; sie nahm es einfach nur wahr.

Und Fortier, in ihrem klobigen Feuerschutzanzug, drehte sich um, lief los, stülpte sich unterdessen die Brandschutzmaske mit integriertem Atemfilter über und war im nächsten Augenblick hinter dem Flammenvorhang, der die Haustür ersetzt hatte, verschwunden.

Sara stand da, ihre Hände ballten sich zu Fäusten, das Gehäuse ihres Handys knackte jetzt unzweifelhaft, als das

Plastik sprang.

Alles in ihr schrie danach, das Vernünftige zu tun, das einzig Mögliche.

Aber die Vernunft war Sara spätestens gestern flöten gegangen.

Und so tat sie das Unmögliche.

Die Katze sah Theo aus ihren vier Augen interessiert dabei zu, wie er versuchte, sich von seinen Handfesseln zu befreien.

Das ist keine Katze ...

Er hatte Fortschritte gemacht, zu seinem Erstaunen. In der Hitze ließ sich das Klebeband, mit dem ihm die Hände auf den Rücken gebunden waren, ein

wenig dehnen, immer mehr, je heißer es wurde. Inzwischen war er verrückt und verzweifelt genug, seine Hände immer wieder in eine offene, aus dem Boden leckende Flamme zu halten.

Das ist ein ... ein Ding!

Er presste die Lippen zusammen. Lenkte sich von den Schmerzen in seinen Händen mit der unsinnigen Übung ab, diese Schmerzen nicht nach außen dringen zu lassen, konzentrierte sich darauf, keinen Laut von sich zu geben, nur um irgendetwas zu haben, auf das er seine Gedanken fokussieren konnte.

Ein Körper mit zwei Köpfen ...

Noch einmal streckte er, so gut es ihm möglich war, die Hände ins Feuer, bis sein Schmerzensschrei kaum mehr

zurückzuhalten war. Dann rollte er herum, auf den Bauch, die Hitze des Bodens an der Wange spürend. Seine Armmuskeln wurden hart vor Anstrengung. Es klappte – das Klebeband ließ sich noch weiter dehnen, brannte sich zugleich auch in seine Haut, aber der Triumph überwog den Schmerz.

Mit zwei Gesichtern – und anderthalb Köpfen ...!

Unter ihm ertönte ein Donnern, wie ein auf dem Kopf stehendes Gewitter, in dem das ganze Haus erbebt. Irgendwo im Haus musste eine Decke nachgegeben haben und eingestürzt sein. Das war nun ein für alle Mal der Anfang vom Ende.

Das Beben verebbte. Das Donnern nicht. Es dröhnte auf Theo zu. Und alles

zusammen beschwor Eindrücke herauf, bildhafte wie fühlbare, die ihn bisher allein im Schlaf heimgesucht hatten. Jetzt überfielen sie ihn zum ersten Mal in wachem Zustand, zerrten ihn aus der Gegenwart zurück in die Vergangenheit, in die Kindheit, die damals fast ihr Ende gefunden haben musste – so wie sein Leben es heute finden würde.

Es war ein merkwürdiger Traum, in dem er kaum noch Luft bekam.

Er erinnerte sich eines fürchterlichen Sonnenbrands, glühender Hitze zwischen Sand und Stein.

Explosionsartiger Schmerz, der ihn erfasste, als ihm die Haut vom Rücken gerissen wurde.

Der Geruch von verbranntem Fleisch,

das sein eigenes war.

Der Schmerz wurde noch tausendmal schlimmer, fraß sich tief in ihn hinein.

Um ihn herum nichts anderes mehr als Flammen, hinter denen sein Zimmer verschwunden war.

Mein Zimmer ...

An das konnte Theo sich nicht erinnern.

Seltsam ...

Irgendwo neben ihm tickte ein Wecker. Als zähle er die Sekunden herunter, die Theo noch blieben.

Ein Ruf – sein Vater!

Aber er ruft ja gar nicht ...

Dumpfe Schläge, ein Dröhnen, wie es jetzt den Boden unter ihm erzittern ließ und unter dem damals die Zimmertür

nachgegeben hatte.

Hinter den Flammen bewegte sich ein Schemen, der für Theo jetzt zum ersten Mal ein Gesicht bekam – oder es war dies das erste Mal, da jenes Gesicht sich ihm auch einprägte.

Es war sein eigenes. Oder diesem sehr ähnlich.

So wie Paul Finn mir ähnlich sieht

...

Das Feuer brüllte auf wie ein wütendes Tier, wollte einen Moment lang, wie es schien, nicht ihn verschlingen, sondern einzig den Sauerstoff, der zwischen die Flammen gefahren war. Durch das Fenster, das jetzt auf einmal offen war – und durch das jemand hereinstieg, eine dunkle

Gestalt, die er damals für den Tod, den Sensenmann gehalten hatte.

Rührte daher sein absonderlicher Eindruck, im OP – *in hoffnungslosen Fällen* – oft den wartenden Tod zu sehen?

Heute erkannte er die Gestalt als das, was sie auch damals schon war, gewesen sein *musste*.

Seine Rettung.

Wäre er sonst heute hier?

Dass er sich heute täuschte, sich damals jedoch nicht getäuscht hatte, wurde ihm bewusst, als der Feuerwehrmann sich zu ihm herabbeugte und die Arme nach ihm ausstreckte. In dem Moment, als er das Gesicht hinter der Schutzmaske erkannte. Damals hatte

sich schließlich eine Ohnmacht über ihn gelegt, warm und alles von ihm fern haltend. Heute kam eine solche Ohnmacht nicht. Wohl aber ein ohnmächtiges Gefühl. Dieses Gefühl, ganz ohne Macht zu sein, weckte in ihm allerdings eine Kraft, die nur für eine Situation wie diese aufgespart schien.

Theo glaubte, unter der schlagartigen Freisetzung dieser Kraftreserve zu explodieren.

Wolff war sich selbst der Nächste. In diesem Punkt hatte er sich nie etwas vorgemacht. Im Gegenteil, alles, was er

je getan hatte, war im Hinblick auf sein eigenes Wohl geschehen. Oder, besser gesagt, auf seinen eigenen *Wohlstand*. Auch den Erben war er – in erster Linie jedenfalls – aus genau diesen Gründen beigetreten. Dabei war er sich wohl bewusst gewesen, dass er entgegen ihrem eigentlichem Kodex gehandelt hatte – ein Kodex, den er Stück für Stück außer Kraft gesetzt hatte, um sie in eine neue Zeit zu führen, für diese neue Zeit zu wappnen, wie er behauptet hatte – und das war gar nicht einmal gelogen gewesen.

Heute wusste er, dass dies der Anfang vom Ende gewesen war. Er bezweifelte jedoch nicht, dass es so oder so mit den Erben zu Ende gegangen

wäre, wobei das, wie er sich jetzt eingestand, durchaus eine Lüge gewesen sein mochte, um sein Tun nachträglich zu rechtfertigen und abzusegnen. Bisher zumindest war ihm das gut gelungen ...

Heute war die Situation eine andere. Sie zwang ihn, das nackte Leben über potenziellen Profit zu stellen. Das fiel ihm nicht schwer. Zumal ein Ende dieses Lebens in Armut immer noch in Aussicht stand. Er wusste, dass sie das Haus nicht bloß niederbrannten, damit er darin ums Leben kam. Viel mehr wollten sie im Feuer vernichtet wissen, was in seinem Besitz war.

Nur war er nicht so dumm, seinen Besitz hier aufzubewahren. Allerdings wünschte er sich, noch vorsichtiger,

noch umsichtiger gewesen zu sein und eine Art Sicherung eingebaut zu haben für den Fall seines Todes, um sie über diesen hinaus abzustrafen dafür, dass sie ihn hintergangen hatten.

Müßig, darüber nachzudenken. Und unnötig obendrein. Er würde nicht sterben, nicht hier, nicht heute. Es gab mehr als einen Weg, der aus diesem Haus führte, nicht ins Freie zwar, aber in Sicherheit vor dem Feuer. Genau dahin war er nun unterwegs, allein zwar, nicht mit dem Jungen, aber sie hatten ja noch den anderen.

Dann muss der eben reichen ...

Ein neuer Plan würde sich auftun. Mit neuen Plänen aufzuwarten war für Wolff noch nie ein Problem gewesen. Sonst

wäre er nicht der Wolff geworden,
sondern einer der Erben geblieben ...

Die vordere Treppe war wegen des
Feuers für ihn unpassierbar. Aber so,
wie es mehr als einen Weg hinaus gab,
gab es auch mehr als eine Treppe. Zwar
brannte rings um ihn das Haus wie
Zunder – und er wusste nur zu gut, wie
sie das bewerkstelligt hatte -, dennoch
fand er einen Pfad zwischen den
Flammen hindurch.

Hätte er an pures Glück geglaubt,
wäre er jetzt überzeugt gewesen, dass es
ihm hold war. Aber an pures Glück
glaubte er längst ebenso wenig wie an
reinen Zufall. An ihre Stelle war das
Gefühl von Bestimmung getreten,
Schicksal, das nichts unwägbare ließ.

Sein Weg war ihm, im wahren Sinn des Wortes, vorgezeichnet, und er führte ihn zur hinteren Treppe, die praktischerweise gleich neben der Kellertür endete. Sie war steiler als die andere Stiege, weshalb er mit dem Jungen im Schlepptau vorn herum hatte gehen wollen.

Doch so ließ sich vielleicht sogar das Feuer, in niederträchtiger Absicht gelegt, dem Schicksal schulden, weil es ihn zwang, diesen direkten Weg zu nehmen.

Das glaubte Wolff bis zu dem Augenblick, da er den Fuß auf die erste der von Flammen umzüngelten Stufen setzte, das Gewicht darauf verlagerte, um mit dem anderen Fuß auf die nächste Stufe zu treten – und die ganze

Konstruktion unter ihm wegbrach und das so entstandene Loch ihn in einem Aufstieben von Funken und Flammen verschlang, als hätte es ihn nie gegeben.

Ab hier war es nicht mehr so wie damals.

Das Déjà-vu-Erlebnis endete für Roxane Fortier, als Theo Lassings gefesselte Füße sie schmerzhaft und mit voller Wucht in den Magen trafen und zurückstießen bis zur Treppe, wo sie mit rudernden Armen um ihr Gleichgewicht rang – vergebens.

Roxane stürzte, rollte sich zusammen

und schaffte es, auf halber Treppenhöhe Halt zu finden und sich erneut hochzuziehen.

Zwei Stufen hinauf musste sie nehmen, ehe sie über den oberen Treppenrand schauen und Lassing ausmachen konnte. Der streifte gerade die Fußfesseln ab, warf ihr einen Blick aus großen Augen zu, rappelte sich auf und lief tiefer ins Haus hinein.

Roxane musste an seine Flucht aus dem U-Bahnhof gestern denken und konnte ihm eine gewisse Todessehnsucht nicht absprechen.

Aber sie brauchte ihn lebend.

Die Treppe hoch, drei schwere Schritte – die verdammte Schutzmontur behinderte jede ihrer Bewegungen – in

den Flur hinein. Ein ganzes Stück vor ihr verschwamm Lassings Gestalt hinter tanzenden Flammen und hitzeflirrender Luft. Und im nächsten Augenblick hinter Trümmern, die von der Decke prasselten, Funken aufwölken ließen. Dann folgte die Decke insgesamt.

Roxane schrie auf. Schutt und Deckentrümmer türmten sich zu einem Wall, über den sie unmöglich klettern konnte, nicht rechtzeitig jedenfalls, um noch eine Chance zu haben, Lassing zu erwischen, ihn zu retten. Wenn auch nicht in der Absicht, sein *Leben* zu retten.

Der Schrei, mit dem sie ihrer Wut und Enttäuschung und, ja, auch ihrer Verzweiflung Luft gemacht hatte,

verkümmerte zu einem Grollen in ihrer Kehle. Nur verklang der Schrei in ihren Ohren nicht, er setzte sich fort, wurde aufgenommen, von jemandem, der ...

Ein ungeheuer kraftvoller Stoß traf Roxane in den Rücken, trieb sie einen Schritt nach vorn, ließ sie stolpern. Ein weiterer Stoß, noch härter diesmal, ein Fuß, der sie am Rücken erwischte, verwandelte das Stolpern in einen Sturz. Schwer schlug sie auf den Boden. Vor dem Sichtfeld ihrer Maske flogen Glutkäfer wie aus geheimen Nestern zwischen den Dielen in die Höhe.

Im Umdrehen folgte ihr Blick den Funken. Sie stiegen immer höher und umtanzten eine Gestalt, die wie ein Baum über Roxane auffragte. Ein Baum,

der ihr plötzlich entgegenkippte.

Weil Sara Schaffer sich kurzerhand auf sie fallen ließ.

Zwei, drei Sekunden lang wähnte Theo sich in Sicherheit – so weit man sich in einem Haus, das vom Keller bis zum Dach in Flammen stand und gleich einstürzen musste, in Sicherheit fühlen konnte. Allerdings zerplatzte dieses Gefühl wie eine Seifenblase, die kurz in ihm gewesen war und ihn glauben gemacht hatte, er könne fliegen.

Hinter ihm war die Decke heruntergekommen. Fortier würde Mühe

haben, ihm auf diesem Weg zu folgen. Und bis sie einen anderen fand, wollte Theo draußen sein, endgültig in Sicherheit.

Das war nicht unmöglich, daran klammerte er sich fest. Der Mann, der wie Beethoven aussah, war in diese Richtung gelaufen; er wohnte hier, kannte sich hier zumindest aus – also musste das Schlupfloch irgendwo dort zu finden sein, wo er hingeflohen war. Dazu kam, dass die Katze – das Katzen *ding* mit den zwei *auseinander herauswachsenden* Gesichtern! – in diese Richtung lief wie ein Hund, der einen Retter zu seinem Herrchen führen wollte.

Auf welch tönernen Füßen diese

Hoffnung ruhte, darüber verbot Theo sich nachzudenken. Sie löste sich ohnedies schneller in nichts auf, als er insgeheim befürchtet hatte.

Er tastete sich eher weiter, als dass er sah, wohin er trat. Der Rauch packte ihn wie in dichtesten Nebel, Qualm und Hitze fraßen und brannten ihm in Kehle und Lunge.

Wenn er jetzt stolperte ...

Nicht dran denken! Weiter!

Und schneller!

Aber wenn er zu schnell war, zu unvorsichtig wurde ...

Mit halbem Fuß tappte er plötzlich ins Leere. Einen Herzschlag lang hatte er das schreckliche Gefühl, nach vorn und ins Leere zu fallen. Er ruderte mit den

Armen, unkontrolliert, hatte jedoch Glück und fand sein Gleichgewicht wieder.

Er hatte die Stelle gefunden, wo es eine zweite Treppe nach unten geben sollte. Jetzt klaffte dort nur noch ein Loch, von gezahnten, brennenden Rändern umschlossen. Die Treppe war eingestürzt – unter Beethovens Gewicht.

Theo konnte ihn sehen. Er lag unter ihm, am Boden des Loches, das fünf Meter tief sein mochte. Im ersten Augenblick hielt Theo den Mann für tot. Er rührte sich nicht, er blutete, er ...

Die Katze maunzte.

Der Mann regte sich. Sein Blick ging herauf zu Theo, sein Mund formte Worte. Ob er etwas sagte oder zu sagen

versuchte, wusste Theo nicht. Die Entfernung war zu groß, das Prasseln des Feuers, das Knarzen und Ächzen des Hauses zu laut.

Der Mann lebte, er war schwer verletzt.

In Theo wollte etwas umschalten, zurück zu dem Mann, der er vor Kurzem noch gewesen war, dem Arzt, für den nichts anderes zählte, als Menschenleben zu retten.

Aber fünf Meter?

Vielleicht sind's ja nur vier ...

Als er noch als Notarzt mit zu Unfällen gefahren war, war er einige Male körperlich gefordert gewesen. Nicht immer war Zeit geblieben, darauf zu warten, dass die Feuerwehr einen

Schwerverletzten befreite.

Vier Meter sind das, höchstens ...

Alles in Theo spannte sich an, ein Gefühl, als würde ihm die eigene Haut zu eng. Er spürte, wie sein Körper sich ohne sein bewusstes Einverständnis zum Sprung in die Tiefe bereit machte.

Er wollte es ihm verbieten, wollte sich zur Vernunft mahnen, daran erinnern, dass dem Mann dort unten nicht geholfen war, wenn er sich mit ihm in Lebensgefahr begab.

Andererseits reichte das Feuer noch nicht bis zu der Stelle hinab, wo der Mann lag; der Keller schien – noch – relativ sicher. Er konnte allerdings leicht zur Falle werden, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Aber wenn er hier

oben Anlauf nahm, den Sprung über das Loch wagte, drüben auf dem Treppenrest aufkam und sich dann im entscheidenden Moment nach vorn warf ...

Theo sprang. Nicht hinüber, sondern hinunter.

Ausschlag hatten, das wurde ihm in der Viertelsekunde bewusst, die sein Sturz dauerte, zwei Dinge: Erstens war der Mann dort unten der einzige Mensch, von dem er sich eine Antwort oder wenigstens einen weiteren Fingerzeig auf des Rätsels Lösung erhoffen konnte; und zweitens hatte sich die Hand des Mannes bewegt und ihn zu sich gewunken, während die grünen Augen flehend und fast leuchtend zu ihm herauf geschaut hatten ...

Der Aufprall schien Theo die Beine in den Oberkörper treiben zu wollen. Seine Lungenflügel waren auf einmal leer, die Luft mit einem Pfeifen durch seinen Mund entwichen. Nicht einmal einen Schmerzenslaut brachte er mehr zustande.

Es sah aus, als rolle er sich ab, um dem Aufprall die ärgste Wucht zu nehmen; der Eindruck täuschte. Theo fiel schlicht und ergreifend hin und blieb erst einmal drei, vier Sekunden lang liegen, in denen er einfach darauf wartete, wieder einatmen zu können. Als es ihm endlich gelang, schien ihm die heiße, rauchdurchsetzte Luft wie der reinste Sauerstoff.

Eine Hand legte sich um seinen

Unterarm. Theo drehte den Kopf. Sein Blick fiel auf das Gesicht des Mannes, dann auf das, was ihm dicht unterhalb des Kehlkopfs aus dem Hals ragte: die blutige Spitze eines Spießes, eines Bruchstücks der Treppe, die dem Mann, wie Theos geübtes Auge erkannte, auf fast unmögliche Weise von hinten ins Kreuz gedrungen war, sich zwischen den Rippen und durch die Lunge schräg nach oben gebohrt hatte und am Hals wieder ausgetreten war.

Theos erster Gedanke war, und er schämte sich dessen nicht, dass dieser Mann ihm keine seiner Fragen beantworten würde – weil er nichts mehr sagen *konnte*. Selbst die bloße Bergung aus dem brennenden Haus und

den Transport in ein Krankenhaus würde er nicht überleben. Theo konnte nichts weiter tun, als ihm Beistand zu leisten, in den letzten Sekunden seines Lebens, die sich höchstens noch zu einer Minute addieren würden, bei ihm zu bleiben, damit er nicht allein sterben musste. Darauf hatte er sich noch nie verstanden. Yash konnte das gut; für Theo hingegen war die Beziehung zu einem Patienten in dem Moment zu Ende, wo er alles Menschenmögliche umsonst versucht hatte.

Und doch fiel es ihm jetzt leicht, einfach nur hier zu hocken, neben diesem sterbenden Mann, den er nicht kannte, noch nicht einmal dessen Namen, von dem er nicht mehr wusste, als dass er in

seinem Leben – *und in Katharinas, in Pauls und wer weiß, in wessen Leben noch* – irgendeine Rolle gespielt haben musste.

Diesem Augenblick wohnte etwas spürbar Entscheidendes inne. Theo fühlte etwas in sich aufbrechen, wie ein Samenkorn, aus dem im Zeitraffertempo ein Keim spross, der zu etwas heranwuchs, das auf der Stelle Wurzeln schlug, die sich unausreißbar in ihm verankerten.

Vielleicht hätte dieser Augenblick noch angedauert, hätte er ihm noch mehr und Deutlicheres enthüllt, aber der Mann schloss die Hand um Theos Unterarm fester, wollte etwas sagen, was nur ein blutiges Röcheln wurde, während er die

andere Hand zu bewegen versuchte. Theo brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass der Mann sich in die Hosentasche fassen wollte.

»Soll ich ...?«, fragte er.

Beethoven nickte. Sein Gesicht verzog sich unter grässlichem Schmerz, als sich dabei der Spieß, auf dem er steckte, leicht bewegte.

Theo griff in die Tasche des Mannes. Seine Finger fanden einen Schlüssel. Die andere Hand des Mannes ließ Theos Unterarm los, suchte und fand dessen Hand, die den Schlüssel hielt, umfasste sie und schloss sich mit ihr zur Faust. Noch einmal begegneten sich ihre Blicke. Und Theo sah in den fast unnatürlich grünen Augen des Fremden

einen erkennbar befriedigten und auch hoffnungsvollen Ausdruck, den er nicht verstand.

»Was ist das für ein Schlüssel?«, wollte er wissen.

Der Mann winkte ab. Er ließ Theos Hand los, wies an ihm vorbei.

Was mochte das heißen?

Sollte er in die angezeigte Richtung gehen? Gab es dort etwas, das dieser Schlüssel aufsperrten würde? Einen Fluchtweg?

Aber sie waren im Keller ...

Theo schaute dem Mann wieder ins Gesicht. Dessen Blick ging jetzt nach oben, und seine Augen weiteten sich. Ein schrecklicher Laut platzte aus seinem Mund, dazu ein neuerlicher Blutschwall.

Theos Blick folgte unweigerlich dem des Mannes, und er sah, was diesen so erschrak.

Der massive Rest der in Flammen stehenden Treppe war justament in Bewegung geraten. Er kippte nach unten, blieb kurz hängen; für Sekunden sah es so aus, als könnte man die Stufen jetzt hinaufgehen und in Sicherheit gelangen.

Der Eindruck verging.

Der Treppenrest löste sich vollends und stürzte herab.

UNTER WIEN, UNTERDESSEN

Fio lief um ihr Leben. Das Peter Mratschek ihr nehmen wollte. Weil Döberin es ihm befohlen hatte. So einfach war das. Und doch so unmöglich zu begreifen.

Irgendwo im Dunkeln kratzte Mratscheks Skalpell über Stein. Seine Stimme lockte sie, seine Worte verhöhnten sie. Aber er verriet sich damit auch.

Das war nicht mehr der Peter Mratschek, der ihr die Tür zum Vorlesungssaal aufgehalten hatte. Das war nicht einmal mehr *der* Peter Mratschek. Das war ... ein anderer. Jemand, der lediglich aussah wie Mratschek. Ein böser, ins Gegenteil verkehrter Zwilling.

Was hatte Döberin mit ihm angestellt? Wie war es ihm gelungen, einen Menschen derart umzukrempeln? Welche Mittel mussten Döberin zur Verfügung stehen – welche unbegreifliche Macht?

Begreifen konnte Fio nur, dass sie sterben sollte, und sie begriff auch, *warum* sie sterben sollte -nach dem, was sie gesehen hatte. Es war nicht viel gewesen und doch alles. Sie verstand es nicht, wusste nicht einmal genau, *was* Döberin und Mratschek – beziehungsweise Mratschek unter Döberins Anleitung – da getan hatten. Das war auch nicht nötig. Es war schrecklich genug, *ohne* es wirklich zu verstehen.

»Fioooo ... Komm schon,
Fiorenzaaaa!«

»Warum tust du das?« Fio hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten und das Zittern aus ihrer Stimme zu verbannen. Diese Blöße wollte sie sich nicht geben, nicht aus Stolz, nicht aus Mut, sondern aus Trotz.

»Der Professor hat mich aufgenommen, mich eingeweiht in die alten Geheimnisse, Fio.«

Es war, wie mit einem Unsichtbaren zu sprechen. Fio wagte es nicht, die Lampe einzuschalten. Sie tastete sich an der Wand entlang durch die Dunkelheit. Probierte jede Tür, an der sie vorbeikam. Keine ließ sich öffnen. Einige waren zugesperrt, andere hingen

so schief in den Angeln, dass sie sich um keinen Deut bewegten.

Die Gänge verzweigten sich, wie ihr schien, nach jedem zweiten oder dritten Schritt. Das war ihr Glück, weil Mratschek es schwer haben würde, ihr wahlloses Abbiegen nach links oder rechts nachzuverfolgen.

Aber vielleicht hatte *er* ja auch Glück. Zumal Fio das ihre dermaßen strapaziert hatte, dass es einfach enden *musste*.

Ein eisiger Luftzug traf sie, als blase Mratschek ihr seinen Atem in den Nacken. Doch es war nur ein Hauch, der irgendwo hingezogen wurde, der vielleicht immer schon seine Kreise zog hier unten und es auch dann noch tun

würde, wenn es sie schon lange nicht mehr gab.

Wenn er dich erwischt hat ...

»Was hat er mit dir gemacht?«, führte Fio das gespenstische Gespräch fort. Trotz aller Angst, aller Todesangst, die wie ein Pflock aus Eis in ihrer Brust steckte, war ihre Neugier noch nicht versiegt. Sie wollte begreifen, bevor sie starb. Sie hatte ihr Leben lang begreifen, wissen wollen, und daran schien sich bis zu ihrem Ende nichts zu ändern.

»Er hat mir eine neue Welt eröffnet«, geisterte Mratscheks verklausulierte Antwort durch die finsternen Gänge.

»Er hat dir Drogen gegeben!«

Anders konnte es nicht sein, anders ließ sich Mratscheks Wandel nicht

erklären. Weiter war damit jedoch nichts erklärt.

Oder ...?

Döberin hatte sich Mratschek gefügig gemacht. Damit er tat, was sein Professor wollte. Was dieser selber nicht tun *konnte*.

Wegen seiner Hand ...

Das ergab Sinn. Ein wenig jedenfalls, ganz vage nur.

Aber eine Droge, die so stark und so spezifisch wirksam war, dass ein anderer Mensch einem aufs Wort gehorchte, wie ein gut abgerichteter Hund – konnte es die wirklich geben? Vielleicht im Zusammenspiel mit hypnotischer oder ähnlicher Beeinflussung?

Fio hatte sich in ihrem Leben auf viele Fragen Antworten verschafft. Sie hatte gelernt, dass Etliches, was unmöglich *schien*, in Wirklichkeit nicht unmöglich *war*, dass es auf Gottes weiter Welt nichts gab, was es nicht gab. Warum also nicht auch solch ein Mittel? Es brauchte bloß jemanden, der es fand. Und vielleicht war Döberin derjenige gewesen, warum nicht er? Er schien die Art Mensch zu sein, die so etwas finden konnte.

»Na und?«, erwiderte Mratschek. Klang seine Stimme nicht näher? »Wenn du wüsstest, wo ich herkomme, Fiorenza, würdest du mich nicht verurteilen, sondern beglückwünschen! Ohne Döberin würde ich nie so hoch

hinauskommen und wäre nie imstande, so etwas Großes, Wichtiges zu leisten, verstehst du?«

Nein, das verstand sie nicht. Was sie für sich behielt. Vielleicht wollte er nur, dass sie ihm mit ihrer Antwort verriet, wo sie war. Wahrscheinlicher war, dass ihre Antwort ihn gar nicht interessierte. Ohnedies fuhr er fort:

»Döberin hat mein wahres Potenzial erkannt.«

Das Potenzial eines Mörders?, fragte sich Fio. *Vielleicht ...* Vielleicht konnte Döberin ja in andere Menschen hineinschauen. *Was mag er dann in mir gesehen haben?* Sie wollte es gar nicht wissen -nicht, nachdem sich nun zeigte, was Döberin offenbar in Mratschek

gefunden, was sich hinter seinem harmlosen, netten Äußeren verborgen hatte: grenzenloser und grenzenlos *ausnutzbarer* Ehrgeiz; fruchtbarer Boden, der Döberins Saat förmlich aufgesaugt hatte und etwas daraus wuchern ließ, das einem normalen Menschen wie Wahnsinn vorkommen musste – das tatsächlich jedoch etwas ganz anderes war, etwas viel Komplexeres und für jemanden, der nicht davon befallen war, vollkommen Unerklärliches.

Die Mentalität eines Gotteskriegers, die andernfalls vielleicht nie zum Vorschein gekommen wäre ...

Wieder dieses Kratzen im Dunkeln. Ganz hell, schrill. Fios Nackenhaare

stellten sich auf. Es klang eindeutig näher.

Und hörte sie nicht auch jemanden atmen? Und Schritte?

Ja ...

Sie blieb stehen, drehte sich um. Hinter der Ecke dort glitt Lichtschein über die Wände, kam auf sie zu.

Fio bog in einen weiteren Gang ein, in dem sie sich einmal mehr ducken musste, blieb dicht an der Wand, ertastete jede weitere Nische. Wenn sie nur eine Tür fände, die sich öffnen ließe. Sie hoffte gar nicht darauf, dass es dahinter weiterginge. Sie wollte sich in einem Raum hinter einer Tür verstecken und Mratschek vorbeigehen lassen, und dann ...

Darüber würde sie *dann* nachdenken.

Der Lichtschein blieb verschwunden, immerhin. Und Mratschek schwieg. Das erleichterte Fio fast noch mehr.

Ein neuer Gang, wieder Türen. Eine Klinke, die sich bewegen ließ. Die Tür nicht. Weitersuchen. Nach einem Licht am Ende des Tunnels, das nicht Mratscheks war.

WIEN, KURZ VOR MITTERNACHT

Fortier versuchte, sie mit den Füßen zu treffen und über sich hinwegzukatapultieren. Aber die

schwere Schutzkleidung machte die Frau langsam, ihre Bewegungen plump. Es gelang Sara fast mühelos, ihre Füße beiseite zu stoßen und sich auf sie zu stürzen. Mit ihrem ganzen Gewicht nagelte sie Fortier am Boden fest, auf ihr Ziel fixiert.

Saras Hände kamen hoch, ihre Finger bewegten sich auf Fortiers Kopf zu, auf ihr Gesicht, auf die Schutzmaske.

Diese Maske wollte Sara haben. Um sie einerseits selbst zu benutzen, andererseits auch einfach nur, um sie der anderen wegzunehmen, damit sie in dem immer dichter werdenden Rauch keinen Atemzug mehr tun oder zumindest nicht an eine Verfolgung Theos denken könnte und auch ihr, Sara, nichts mehr

entgegenzusetzen hätte.

Fortier mochte Mühe haben, sich zu bewegen. Aber sie durchschaute offenbar, was Sara vorhatte. Und sie versuchte, es zu vereiteln.

Etwas Dunkles schwang von der Seite her auf Saras Kopf zu. Es gelang ihr, ihn so wegzudrehen, dass die Wucht des Schlages ihr nichts anhaben konnte. Doch Fortiers Absicht mochte von Anfang an eine andere gewesen sein. Überraschend brachte sie die andere Hand hoch, griff mit dieser nach Saras Kopf, nach ihrem Gesicht, so wie Sara es ihrerseits mit Fortier tat. Und dann spürte Sara auch schon den mörderischen Druck, mit dem Fortier ihr die behandschuhten Daumen auf die

Augäpfel presste, um sie ihr einzudrücken, sie zu zerquetschen.

Sara nahm den Kopf zurück. Der Druck ließ etwas nach, war aber immer noch brutal. Da sich mit der Bewegung nach hinten auch ihr Gewicht ein wenig von Fortier löste, nutzte diese die Gelegenheit und warf Sara mit einer Drehung von sich.

Sie kam auf dem Rücken zu liegen, verlängerte die Bewegung, drehte sich noch einmal um die eigene Achse, spürte den Boden unter sich, der inzwischen heiß wie eine glühende Herdplatte schien, brachte Distanz zwischen sich und Fortier, die diese weder mit einem Schlag noch einem Tritt auf die Schnelle überbrücken konnte.

Diese geringe Anstrengung genügte, um Sara nach Luft ringen zu lassen. Ihr war es mittlerweile kaum noch möglich zu atmen. Sie brauchte diese verdammte Maske!

Ich hätte draußen bleiben sollen ...

Und dann? Sie konnte sich fast selbst sehen, wie sie dort draußen stand, auf der Straße vor dem brennenden Haus, wie sich Schaulustige um sie sammelten, die nichts weiter tun konnten, als zu gaffen; wie die Feuerwehr kam, den Flammen zu Leibe rückte, während sie nur hoffen und beten konnte, dass Theo einen Weg aus dem Feuer gefunden hatte.

Das hätte sie nicht ausgehalten. Sie wäre verrückt geworden darüber, so zur

Tatenlosigkeit verdammt zu sein.

Fortier hielt auf sie zu; leicht geduckt, die Arme angewinkelt, wirkte sie in ihrer klobigen Montur wie ein Sumo-Ringer.

Sara ließ sie kommen. Tat ihr Möglichstes, um Angst vorzugaukeln, als hätte sie sich übernommen, sich überschätzt und als bereue sie nun ihren Entschluss, ins Haus einzudringen und sich mit Fortier anzulegen.

Es schien ihr ganz gut zu gelingen. Denn Fortiers Haltung veränderte sich ein bisschen, wirkte um eine Spur weniger angespannt.

Das war der Moment, auf den Sara gehofft hatte.

Ihr Spin-Kick war schulmäßig. Mehr

als das. Einen derart perfekten Tritt aus der Drehung heraus hatte sie weder in den Übungsstunden noch auf einem Wettkampf je geschafft.

Der immer akuter werdende Sauerstoffmangel, der sie husten ließ, und die Drehung machten sie schwindlig. Trotzdem genoss sie das Hochgefühl des Triumphes, und hätte ihr zum Atmen mehr zur Verfügung gestanden als Hitze und Qualm, vielleicht hätte sie dann sogar gejubelt.

Sie schaute praktisch zu, wie ihr Fuß auf Fortiers Kopf zuraste. Fortier war schnell, auch in ihrer sperrigen Kluft, und unter anderen Umständen wäre sie auch schnell genug gewesen, den Tritt abzublocken. Unter diesen war sie es

nicht.

Der Treffer ließ sie zur Seite fliegen. Einen Augenblick lang sah es aus, als hinge sie wie an unsichtbaren Fäden in der Luft. Dann schlug sie schwer auf den Boden. Einmal mehr stoben Funken auf. Nur blieb es diesmal nicht dabei.

Sara hörte über den Lärm hinweg, den das Feuer veranstaltete, wie Holz knackte und gleich darauf brach. Kurz schien es, als versinke Fortier im Boden wie in einem Sumpf, ganz langsam ...

Dann ging es ganz schnell.

Der Boden unter Fortier tat sich förmlich auf.

Wie von unten noch zusätzlich gezogen, stürzte sie.

Sara glaubte, hinter der Maske den

erschrockenen Ausdruck ihres Gesichts erkennen zu können; vielleicht spielte ihr die Vorstellungskraft aber auch nur vor, wie Fortiers Gesicht in dieser Sekunde aussehen musste. Oder es war Saras eigenes, das sich auf der Sichtscheibe der Maske spiegelte.

Sara warf sich nach vorn, auf die Knie, an den Rand des Loches im Boden. Ihre Arme schossen vor, ihre Hände griffen zu.

Wollte sie Fortier wirklich helfen, ihren Sturz verhindern?

Eine Antwort auf diese Frage erübrigte sich. Weil sie sich einen Lidschlag später schon nicht mehr stellte.

Fortier verschwand vor Saras Augen.

Und sie hörte ihren gellenden Schrei, weil die Maske Fortiers Stimme nicht mehr dämpfte.

Sara hielt die Maske in den Händen; es war die Maske gewesen, die sie zu packen bekommen hatte, und vielleicht war es auch bloß die Maske gewesen, die sie hatte »retten« wollen.

Egal ...

Sie streifte die Schutzmaske, die eigentlich mehr eine Haube war, über den Kopf, presste sie sich ans Gesicht, wagte es, Luft zu holen. Der Atemfilter erfüllte seinen Zweck. Endlich hatte sie nicht länger das Gefühl – und es war mehr als ein Gefühl, es war Tatsache gewesen -, nichts weiter als Feuer und Rauch einzuatmen.

Jetzt sah Sara sich vor einer ganz ähnlichen Wahl wie eben noch draußen vor dem Haus; es konnte kaum länger als drei Minuten her sein, nicht genug, um alles passieren zu lassen, was passiert war, und trotzdem war das alles in dieser furchtbar kurzen und quälend lang scheinenden Zeitspanne geschehen.

Sie musste an Paul denken, und auch an Theo, und der Gedanke tat ihr weh, schnürte ihr die Kehle zu, anders und irgendwie noch schlimmer als die mörderische Hitze, die ihr den Atem nahm.

Mit aller Kraft lenkte sie ihr Denken um, in praktischere, in lebenswichtige Bahnen.

In das brennende Haus zu laufen war

verrückt gewesen – noch länger darin zu bleiben purer Wahnsinn. Das wäre reiner Selbstmord, und damit wäre niemandem gedient.

Sara traf die einzig richtige Wahl.

Sie wählte ihr Leben.

Und das brachte sie beinahe um.

13. APRIL

UNTER WIEN, KURZ NACH MITTERNACHT

Eine Wolke aus Funken und Rauch stieg hinter Theo auf.

Schwer schlug er zu Boden, prellte sich die Schulter. Mit den angesengten Händen und Armen schützte er sein Gesicht vor der aufstiebenden Glut und der unsäglichen Hitze, die ihn wie ein Wind aus der Hölle anwehte.

Überraschend schnell kehrten relative Stille und Ruhe ein. Die Trümmer der Treppenkonstruktion blieben liegen, wo sie aufgekommen waren, nichts rutschte, nichts verursachte einen Laut.

Theos Blick tastete über den brennenden Schuttberg, der sich dort türmte, wo er eben noch gehockt hatte – und unter dem Beethoven nun lag. Erst glaubte Theo, der Mann sei ganz darunter begraben. Bis er die Hand sah, die aus der Lücke zwischen zwei verkanteten schwarzen Balken hervorragte. Und sich bewegte. Wenn auch so schwach, dass es sich um einen allerletzten Reflex handeln musste.

Theo wollte sich nicht vorstellen, dass der Mann in seinem Grab aus Trümmern, Glut und Feuer noch lebte. Ganz gleich, wer er war und wie er zu ihm stand, was er von ihm gewollt hatte.

Die Katze tauchte auf. Theo wusste nicht, woher sie kam, ob sie mit der

Treppe heruntergestürzt oder aus freien Stücken herabgesprungen war. Sie suchte und fand die Hand des Mannes, ließ sich daneben nieder, schien sich um die Hitze nicht zu scheren, und leckte die Hand, die sie wohl ihr Leben lang gefüttert hatte. Der unförmige Kopf drehte sich mal hin, mal her, sodass die Zungen beider Gesichter zum Zuge kamen. Bis die Finger nicht mehr zuckten.

Jetzt erst entdeckte er die kleine Tätowierung auf der Handfläche des Mannes. Sie überraschte ihn nicht einmal.

Theos Blick ging nach oben. Ihm selbst war dieser Weg verwehrt. Die Treppe war zur Gänze eingestürzt,

ebenso die Stiege, die vom Keller aus hinauf ins Erdgeschoss geführt hatte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als einen neuen Weg zu suchen. Und zu hoffen, dass es einen gab. Auf jeden Fall musste er weg von hier, von den Trümmern, wo das Feuer ihm den Sauerstoff raubte.

Er zog sich tiefer in den Keller zurück. Er fand einen altmodischen Lichtschalter, drehte ihn, und die Lampen unter der Decke des Ganges vor ihm taten ihm den Gefallen, aufzuleuchten.

Theo lief den Gang entlang, bog dort um die Ecke, tat zwei Schritte und stand dann vor der Wahl, ob er links oder rechts abbiegen sollte. Auch hier brannten die Lampen noch und erfüllten

den Keller mit einem sepiafarbenen Licht.

Immerhin etwas und besser als nichts ...

Die Hitze folgte ihm ein Stück weit, der Rauch noch weiter. Das musste bedeuten, dass es einen Luftzug gab. Wenn es ihm gelang, dessen Richtung zu finden, käme er aus diesem Keller hinaus, an die frische Luft, in die kühle Nacht.

Der Gedanke daran, dass beides eigentlich nur ein paar Schritte entfernt von ihm war, weckte ein neues Schwindelgefühl in ihm und etwas, das anders wehtat als Schmerzen.

Los ...!

Theo kam sich vor wie Pac-Man.

Yash, sein Verbindungsmann zum wahren Leben und Rest der Welt, hatte einmal versucht, ihn für diesen, wie er gesagt hatte, »Klassiker unter den Videospielen« zu begeistern. Ihm zuliebe hatte Theo es probiert, ohne Gefallen daran zu finden; wie an allem eigentlich, was andere Leute zum Zeitvertreib taten. Jetzt irrte er wie dieses gelbe Ding durch Gänge und Räume, stieß auf Stellen, wo es nicht weiterging und er umkehren musste.

Immer wieder gelangte er an verschlossene Türen, die wahrscheinlich in irgendwelche Verschlänge führten – vielleicht aber auch nach draußen. Zunächst begnügte er sich noch damit, von einer abgesperrten Tür zur nächsten

zu laufen, in der Hoffnung, sie offen zu finden. Doch bald schon begann er an den Bretter- und Bohlentüren zu rütteln, erst wütend, dann verzweifelt und schließlich schreiend. Staub wölkte aus Ritzen im Holz und in sein Gesicht, irgendwo stieg ihm der Geruch von Kartoffeln und Erde in die Nase. Mit aller Kraft zerrte und riss er an Klinken und Riegeln, an Vorhängeschlössern ...

Dann erzitterte das Haus in seinen Grundfesten. Theo musste sich an der Ziegelwand abstützen, um nicht hinzufallen. Das Zittern verging. Dafür begann die Decke über Theo zu knirschen. Irgendwo löste sich ein erster Stein aus dem Verbund und schlug dumpf und hallend zu Boden. Weitere Steine

folgten; Erdreich prasselte und klatschte wie schwerer Regen zu Boden.

Theo hatte eine Ahnung, was geschehen war – und jetzt noch geschehen würde.

Vermutlich war das Haus über dem Keller eingestürzt. Die Last und Wucht der Trümmer drückte aufs Fundament, also auf die Decke dieses Kellers. Die dieser Bürde nicht gewachsen zu sein schien.

Hinter einer Biegung, von Theo nicht einzusehen, regneten Ziegel herab. Staub flog um die Ecke und auf ihn zu. Der polternde Regen wurde lauter, zum Gewitter, Donnerrumpeln mischte sich hinein – und Sirenengeheul. Natürlich, draußen musste längst die Feuerwehr

eingetroffen sein. Die Martinshörner versprachen Hoffnung, im ersten Moment jedenfalls. Aber Theos verdammte Vernunft zog einen dicken schwarzen Strich durch diesen Hoffnungsschimmer.

Sie würden ihn nicht rechtzeitig finden. Wie denn auch? Sie wussten ja nicht einmal, dass er da war.

£5 sei denn, Sara hat ...

Sie hatte draußen sozusagen Schmiere gestanden, als er in dieses Haus hineingegangen war.

Hatte sie versucht, ihm zu folgen, als das Feuer ausgebrochen war? Zuzutrauen war es ihr.

Und dann ...?

Ihm wurde speiübel. Die Gedanken

an Sara taten ihm weh im Kopf, wie Nadeln, die sich von innen durch seine Schädeldecke bohren wollten.

Er schloss kurz die Augen. Versuchte, alles auszublenden. Versuchte, einfach nur zu laufen, irgendwohin. Nur weiter und weg.

Wenn es ihm gelänge, sich am Geheul der Sirenen zu orientieren, wenn er dorthin laufen könnte, wo es lauter zu werden schien ...

Es ging nicht, rund um ihn war es zu laut, der Einsturz des Hauses über ihm schien ewig zu dauern, in Zeitlupe stattzufinden.

Er wusste kaum mehr, wo er war. Aber es musste doch irgendwohin gehen, noch einen Weg nach draußen geben!

*Das kann doch noch nicht alles
gewesen sein ...*

Warum nicht ...?

Er mochte oft – *fünfundsiebzig Mal!*
– Herr über Leben und Tod gewesen
sein. Das garantierte ihm allerdings nicht
das Recht, über sein eigenes Schicksal
zu entscheiden, es lag nicht einmal in
seinen Händen. Darin hatte immer nur
das Leben anderer gelegen. Wenn er
jetzt sterben sollte, dann würde er eben
sterben. Daran konnte er nichts ändern.

Theo wünschte sich, dass diese
Einsicht es etwas leichter machen, dass
Ruhe über ihn kommen würde.

Der Wunsch wurde ihm nicht erfüllt.

Es blieb ihm nicht mehr als die
Hoffnung – auf ein schnelles Ende oder

eine Rettung in letzter Sekunde.

Diese Hoffnung wurde ihm erfüllt.

UNTER WIEN, ZUR GLEICHEN ZEIT

Das Licht am Ende des Tunnels kam. Grollend schien es aus dem Bauch der Finsternis aufzusteigen. Die Welt um Fio herum begann zu beben, ganz sachte am Anfang, dann so heftig, dass die Vibrationen sich durch ihre Hände, mit denen sie sich an den rauen Wänden entlangtastete, und durch ihre Füße auf ihren ganzen Körper übertrugen und sie wie vor Kälte zittern ließen.

Ein Bahnhof ...?

Inzwischen mochte sie sich kilometerweit von dem Einstieg in der Uni entfernt haben. Dieses Netz aus Kavernen, Gängen und Durchschlupfen musste sich wohl nicht unter *ganz* Wien, aber doch unter einem großen Teil der Stadt spannen. Gut möglich also, dass sie mittlerweile in die Nähe eines Bahnhofs oder einer U-Bahn-Station geraten war, wo ein- und ausfahrende Züge das Gemäuer bis hin zur Erschütterung belasteten.

Ebenso gut konnte sie jedoch im Kreis gelaufen sein und sich nach wie vor unter der alten Universität befinden

...

Wie auch immer, ein Licht war

Hoffnung, und dieses Licht war große Hoffnung. Und sie wuchs mit jedem Sekundenbruchteil, in dem es an Größe und Kraft zunahm und näher rückte.

Es blieb auch nicht das einzige Licht um Fio herum.

Hinter ihr leuchtete ein zweites auf, kreisrund, und es kam näher wie das weiß glühende Auge eines Zyklopen.

Und Mratschek schrie wie ein solcher.

Das Schicksal schien Fio in dieser einen Sekunde entsetzlich grausam. In der Sekunde, da sie ihre Rettung in greifbarer Nähe geglaubt hatte, schlug das Verderben von hinten zu.

Mratschek war schneller. Schon konnte Fio das Stampfen seiner Schritte

über das Rumpeln des Gemäuers hören.

Aufgeben kam trotzdem nicht in Frage. Sie rannte, im Dunkeln, musste jederzeit damit rechnen, zu stolpern oder Stufen hinabzustürzen, vielleicht auch in eine Kluft, die den Boden vor ihr unsichtbar spaltete.

Sie hatte Glück. Bis in den allerletzten Moment hinein.

Fio erreichte das Licht, es war jetzt ganz dicht vor ihr, es war dunkel, wirkte fast wie vergilbt, trotzdem, es war Licht. Und in dieses Licht konnte sie nun mit der Hand hineingreifen.

Mehr nicht.

Fios Weg endete vor einer Mauer, in der ein Loch klaffte, gerade groß genug, um den Arm hindurchzustecken.

Von hinten kam Mratschek, sein Atem schien ihm vorauszuweichen, erreichte sie vor ihm; vielleicht war es aber auch nur ein neuer Eishauch, den die Tiefe der Eingeweide Wiens heraufschnaufte.

Mratscheks Skalpell kratzte noch einmal über Stein, bewusst oder unabsichtlich, in jedem Fall in der Bewegung, mit der er ausholte, um die Faust auf Fio niedersausen zu lassen und ihr die Klinge dort in den Körper zu treiben, wo er sie eben traf im tanzenden Licht und in dem schwachen Schein, der hinter ihr durch das Mauerloch sickerte. Es war egal, er würde es nicht bei diesem einen Stich belassen, er würde weiter auf sie einstechen, bis es aus war, bis sie niemandem mehr verraten konnte,

was sie gesehen hatte.

»Peter, nicht!«, schrie Fio entgegen aller Hoffnung; es war nicht mehr als ein Reflex wie jener, mit dem sie die Arme hob, um sich zu schützen, und jener, mit dem sie sich machtvoll gegen die Mauer in ihrem Rücken stemmte, wie um hineinzukriechen, in dem widersinnigen Glauben, Stein könne einmal nicht steinhart sein, sondern durchlässig wie Wasser.

Aber der Stein blieb hart.

Wie Fios Los.

Staubwolken trieben wie Dampf in einer

Sauna um Theo herum. Das Prasseln von Ziegeln aus der Decke und nachrutschendem Erdreich wurde immer lauter, und es mischte sich weiterer Lärm hinzu, mit dem ganze Blöcke aus Erde und Stein herunterkrachten.

Da erschien Theo eine Hand.

Erst hielt er die Hand wirklich für eine Erscheinung, eine Halluzination, einen Trostversuch seines Unterbewusstseins, das seinem Verstand eine sich ihm entgegenstreckende Hand vorgaukelte, die nach ihm griff, um ihn hier herauszuholen.

Das tat sie nicht. Aber echt war sie. Und ihre Finger spreizten und streckten sich, wie um nach etwas zu fassen, einem Halt, der nicht da war.

Dann verschwand die Hand, wurde durch das Loch im Mauerwerk zurückgezogen – und schon barst Theo diese Mauer entgegen.

Das Knirschen der sich aus dem Verbund lösenden Steine und das Poltern, mit dem sie sich vor ihm zu einem Hügel aufschichteten, waren lauter als das Lärmen des einstürzenden Kellers.

Noch lauter war der Schrei der jungen Frau, die Theo vor die Füße fiel.

Eigentlich war sie noch ein Mädchen. Ihr schwarzes Haar war zerzaust und hing ihr wirr ins schweißnasse, verzerrte Gesicht. Ihre großen dunklen Augen, die ebenfalls fast schwarz zu sein schienen, wurden noch größer, als sie Theo

gewahrte. Im ersten Augenblick sah er in ihnen nur blankes Entsetzen, das jeden anderen Ausdruck ausgelöscht hatte. Dann gesellte sich ein neuer hinzu, zwei eigentlich: erst reine Überraschung, dann Verständnislosigkeit. Als sehe das Mädchen in ihm etwas, das sie nicht begreifen konnte. Als erkenne sie ihn wieder.

Und dementsprechend entfuhr es ihr auch: »Sie ...?! Aber wie ...«

Vielleicht hätte sie noch etwas gesagt, vielleicht nicht; Theo zerrte sie in die Höhe, und sie verstummte. Sie wollte sich auf der Stelle an ihm vorbeidrücken, in den Keller laufen, auf der Flucht wovor auch immer. Denn dass sie auf der Flucht war, strahlte von

ihr aus wie ein Geruch, der Bände sprach.

Weiter konnte Theo in diesem Augenblick nicht darüber nachdenken. Er durfte jetzt auch nicht denken, sondern musste etwas tun.

»Da geht es nicht weiter«, rief er.
»Wir müssen da rein.« Er wies auf das Loch, das in der Mauer entstanden war und das Mädchen ausgespuckt hatte.

»Das können wir nicht«, rief sie erschrocken. Und warnend. »Da ist Mratschek ...«

Theo hörte sie nicht, er hatte bereits einen Schritt auf den Spalt in der Mauer zugetan, das Mädchen hinter sich herziehend. In einem unbewussten Anflug von Galanterie wollte er ihr den

Vortritt lassen und schubste sie durch die Öffnung, bevor er ihr folgte, sie zur Seite schob – und aufschrie.

Binnen eines Sekundenbruchteils geschahen drei Dinge:

Ein Lichtkegel blendete Theo.

Im Streulicht, das durch die Mauerlücke hereinfiel, erhaschte er einen Blick auf das wie von Wahnsinn entstellte Gesicht eines Mannes.

Aus der Schwärze fuhr ein Blitz auf ihn herab, in dem er die schmale Klinge eines Skalpells erkannte.

Im herrschenden Zwielflicht, das kaum ein

solches war, konnte Fio nicht sehen, ob Mratschek sein Opfer traf. Der Fremde – der wohl kaum der sein konnte, den sie zuerst in ihm zu sehen geglaubt hatte – schrie jedenfalls auf, nur wusste sie nicht, ob vor Überraschung und Schreck oder tatsächlich auch vor Schmerz.

Natürlich stellte sich ihr die Frage, wer er denn nun tatsächlich war, dazu die nach dem Grund seines Auftauchens hier und wie er überhaupt hergekommen war, und das just zu diesem Zeitpunkt. Aber über etwaige Antworten auch nur nachzudenken, waren dies nicht der Ort und schon gar nicht die Zeit.

Dennoch musste Fio froh sein, es für einen Augenblick getan zu haben. Denn dieser Augenblick des Zögerns war es,

der ihr das Leben rettete, sie davor bewahrte, unter Trümmern begraben zu werden. Denn als sie durch das Loch wieder dorthin schlüpfen wollte, wo der andere hergekommen war, stürzte die Welt da draußen ein.

Das Donnern, Poltern, Krachen und Rumpeln, mit dem es geschah, pflanzte sich fort, herüber in das Labyrinth, dessen Gefangene Fio nun wieder war. Und nicht nur sie.

Das Licht von Mratscheks Taschenlampe war alles, was an Helligkeit übrig war. Der Schein tanzte und hüpfte hin und her und ließ Fio lediglich erahnen, dass die beiden Männer miteinander rangen. Da sie sich im Augenblick nicht vor Mratschek

verbergen musste, konnte sie auch ihre Lampe einschalten. Sie richtete den Kegel dorthin, wo die beiden Männer wie vermutet miteinander kämpften.

Der Fremde bewegte sich so fließend, dass er nicht verletzt sein konnte, nicht schwer jedenfalls. Mratschek hackte regelrecht mit dem Skalpell auf ihn ein. Fio hatte keinen Zweifel daran, dass der andere einem Treffer bisher allein aus purem Glück entgangen war.

In ihr schaltete etwas um. Sie hörte auf zu denken und handelte nur noch. Sie musste und wollte in das Geschehen eingreifen, wenn sie es schon nicht verstand, und ihr Unterbewusstsein riss die Kontrolle an sich.

Fio richtete den Lichtkegel ihrer Lampe direkt in Mratscheks Gesicht.

Der erwünschte Effekt stellte sich ein.

Mratschek kniff die Lider zusammen, hob sogar reflexartig die Hand, als könne er das Licht, das ihm in die Augen stach, so abwehren.

Und der Fremde begriff, erkannte die Chance, die Fio ihm verschaffte, und reagierte.

Er versetzte Mratschek zwei Stöße, die diesen nach hinten trieben. Fio hielt ihre Lampe weiter auf Mratschek gerichtet. Im Staub, der nun auch diesen Gang erfüllte, wirkte die Szene endgültig wie auf einer alten Fotografie, die Farben verblasst und über allem ein

braun- und gelbstichiger Schleier.

Durch die heftigen Bewegungen der beiden Gegner entkam Mratschek Fios Lichtkegel, lange genug, um zu einem weiteren Stich auszuholen, und Fio konnte förmlich sehen, dass dieser Hieb den Fremden treffen würde, so deutlich, als sei es schon passiert.

Da wurde der Zufall zu seinem Retter.

Die Ausläufer des Einsturzes, der nebenan alles zugeschüttet hatte, ließen immer noch auch diesen Gang erzittern, wie ein Nachbeben, dem die Kraft fehlte, weitere Verheerung anzurichten, das sich aber weigerte, schon aufzugeben.

Und diese Beharrlichkeit zahlte sich

gewissermaßen aus.

Etwas löste sich aus der Decke, Steine, und sie fielen aus dem Dunkeln auf die zwei kämpfenden Männer herab. Der Gang war an dieser Stelle nicht sehr hoch, die Steine fielen nicht sehr weit, und ihre Wucht reichte nicht, um einem den Schädel zu zertrümmern. Aber einer traf Mratscheks Arm, sodass die Hand mit der Waffe abgelenkt wurde. Sein Stich ging ins Leere.

Der andere Mann schützte sich mit den Armen notdürftig vor zwei, drei herabfallenden Steinen, die ihn dennoch trafen, nicht so hart allerdings, dass es ihn davon abgehalten hätte, Mratschek einen Tritt vor die Brust zu versetzen, der ihn abermals nach hinten stieß –

während sich von oben herab ein Sturzbach aus Stein und Erde zwischen sie ergoss und sie voneinander trennte. Für den Augenblick wenigstens.

Die Flüchtigkeit dieses Glücks war auch dem Fremden bewusst. Er ergriff die Gelegenheit beim Schopf, tat das einzig Vernünftige, drehte sich um, lief zu Fio, packte sie am Arm und zog sie mit sich fort.

In der Hoffnung auf einen Weg aus der Ausweglosigkeit.

»Wer ist dieser Kerl? Und was will er von Ihnen?«

Theo folgte dem Lichtpunkt, der vor ihnen durch die Dunkelheit hüpfte wie ein leuchtender Ball, hin und her zwischen Boden und Decke, den Wänden links und rechts, die mal aufeinander zuzuwachsen schienen und sich dann wieder weiteten, wie etwas lebendig Pulsierendes.

»Peter Mratschek«, antwortete das Mädchen, das mit der Taschenlampe vor ihm herlief. »Was er will, haben Sie ja gesehen«, fuhr sie fort. Ihr leichter Akzent fiel Theo erst jetzt auf. Südländisch in jedem Fall. Italienisch, vermutete er.

»Er will Sie umbringen? Warum ...?«

Theo unterbrach sich. War das eine

dumme Frage? Der Gedanke, dass er in eine versuchte Vergewaltigung geraten war oder etwas in der Art, lag nahe. Aber irgendetwas gab es, das ihm verriet, dass die Angelegenheit so simpel nicht war. Er entsann sich des Blickes, mit dem das Mädchen ihn bedacht hatte. Als hätten sie sich schon einmal gesehen, als erkenne zumindest sie ihn wieder. Theo selbst wusste, dass er sie nicht kannte ... Neue Fragen keimten in ihm auf. Einen Moment lang schien der Gang sich um ihn herum so zu verengen, dass ihm die Luft zum Atmen zu fehlen schien. Tatsächlich hatte diese Attacke einen anderen Grund.

Die Fragen ...

Hörten sie denn nie auf? Kamen denn

immer nur neue dazu, ohne dass sich je eine Antwort dazwischenschob?

Theo atmete konzentriert, angestrengt ruhig. Das furchtbare Gefühl, an schierer Dunkelheit zu ersticken, verging. Fast.

»Ich habe etwas gesehen, das nicht für meine Augen bestimmt war«, sagte das Mädchen vor ihm. Sie wurde etwas langsamer, dann liefen sie eine Treppe hinab. Nicht die erste auf ihrem Weg durch diesen Irrgarten aus Stein gewordener, ewiger Nacht. Inzwischen mussten sie so weit unter der Erde sein, dass der bloße Gedanke an die reine Tiefe und das zig Tonnen schwere Gewicht, das über ihnen lastete und beinahe spürbar auf sie herabdrückte, leicht einen klaustrophobischen Anfall

heraufbeschwören könnte.

Theo konzentrierte sich eilends wieder auf den Weg, darauf, einfach einen Fuß vor den anderen zu setzen und nicht hinzufallen.

*Und nirgends runter – noch tiefer,
wer weiß wohin ...*

Etwas an den Worten des Mädchens verursachte ihm ein Kribbeln.

»Was haben Sie gesehen?«, wollte er wissen.

Sie lachte bitter. Das Echo schien davonzufiegen, es war unwägbare hier unten, wo die ineinander verschachtelten Räume mal endlos groß und dann wieder winzig klein wirkten. Nicht alles davon diente einem Zweck, viele der Winkel und Bögen hatte man wohl den Zwängen

der Statik folgend so anlegen müssen. Was freilich schon wieder eine Frage aufwarf: Wer hatte dieses Labyrinth gebaut, und warum?

»Wenn ich das bloß wüsste. Aber ...«

»Aber was?«

Er meinte, ihr Kopfschütteln selbst in der Finsternis sehen zu können. »Nein, ich muss mich geirrt haben.«

»Geirrt?«

Wieder dieser lachende Laut, der kein Lachen war.

»Ich dachte, ich hätte Sie gesehen«, sagte sie. »Aber das kann ja nicht sein ...« Unsichtbares Schulterzucken und doch wahrzunehmen, als versetze es die Dunkelheit in Bewegung.

Theo beschlich eine Ahnung. Und dieses Gefühl, endlich vielleicht einmal mehr zu wissen als jemand anders, der ihm im Zuge dieses Irrsinns begegnete, erfüllte ihn mit einer Art von Triumph.

Etwas drang an sein Ohr und veranlasste ihn, stehen zu bleiben.

»Warten Sie.«

Sie gehorchte.

»Hören Sie das auch?«, fragte er.

»Da rauscht Wasser.«

»Stimmt. Das muss die Kanalisation sein. Und aus den Kanälen ...«

»... gibt es Ausstiege nach oben«, fiel sie ihm mit demselben Gedanken ins Wort.

»Kommen Sie.«

Sie spürten dem Wasserrauschen

nach, das durchs Gemäuer grollte. Das war schwerer, als Theo es sich vorgestellt hatte. Die Akustik dieses Labyrinths narrete das Ohr in einer Tour. Ein ums andere Mal gab es keinen Gang, keinen Durchlass dorthin, wo sie hinzumüssen glaubten. Sie suchten Umwege durch Gänge, die in allen möglichen Winkeln voneinander abzweigten, bloß nicht im rechten; ein Umstand, der Theo so schwindlig machte, dass ihm fast schlecht wurde. Ganz abgesehen davon, dass er ohnehin nicht in bester Verfassung war nach allem, was hinter ihm lag: der Schlag auf den Kopf, das Feuer ...

Immer wieder blieben sie stehen, blickten sich um, lauschten. Das

Mädchen zitterte. Ganz sicher nicht nur, weil es hier unten so verflucht kalt war. Ihr Schaudern drückte sich auch in ihrem Blick aus – so mussten die dunklen Augen eines Rehs aussehen, das von Treibern und Jägern gehetzt und in die Enge getrieben wurde.

»Kommen Sie.« Theo fasste sie kurz am Arm, und die Berührung schien eine fast erlösende Wirkung auf sie zu haben.

Wieder mussten sie unter einer niedrigen Decke den Kopf einziehen, dann fast auf allen vieren kriechen, sich so tief bücken, dass Theo schon umkehren wollte, weil er das Gefühl von Enge kaum mehr ertragen konnte, als das Mädchen vor ihm – Fio, wie er inzwischen wusste – sich endlich wieder

aufrichtete.

Immerhin, keine der Treppen, auf die sie stießen, führte weiter hinab, alle gingen nach oben. Langsam, aber stetig entrannen sie der Tiefe.

Schließlich fanden sie sich unvermittelt in dem wieder, was die Kanalisation unter Wien sein musste, oder wenigstens ein alter und großer Teil davon. Eine Landschaft aus eckigen Seen, die sich ineinander ergossen, unterirdische Bäche und Flüsse mit schmalen Ufern aus Stein, Gänge, die feucht und glitschig waren wie Wald- und Feldwege nach einem Regen, tatsächlich jedoch von Dingen, die Theo sich lieber nicht vorstellen wollte. Der Gestank war jedenfalls ekelhaft.

Aber es gab Licht, hier und da brannte wenigstens eine Lampe, und der Schein, den sie verbreitete, reichte weit genug, um an den Lichtkegel der nächsten zu grenzen.

Fio löschte ihre Taschenlampe und zeigte auf eine Eisenleiter, die in die Wand gemauert war.

Theo nickte und folgte ihr hinauf, dann weiter über Treppen, die an der Außenseite von Sammelbecken entlang in die Höhe führten und endlich hinein in einen Kanal. Der flache Strom in der Mitte des Bettes speiste sich aus Rinnsalen, die durch Öffnungen links und rechts wie Wasser aus überschwemmten Häusern liefen.

Ganz am Ende dieses Ganges machte

Theo eine weitere Steigleiter aus, und irgendetwas sagte ihm, dass diese Leiter nicht nur nach oben führte, sondern hinaus.

Dass er mit dieser Annahme richtig lag, verriet ihm im nächsten Augenblick die Gestalt, die da vorne ins Licht trat; Licht, das sich auf einer aus der Entfernung winzig wirkenden Klinge brach und einen silbernen Reflex durchs Halbdunkel sandte.

Fio rannte; inzwischen war sie an einem Punkt angelangt, da sie glaubte, dass sie nie wieder etwas anderes tun würde, als

nur zu rennen.

Mratschek hatte dort auf sie gelauert, wo der einzige oder wenigstens der nächste Weg aus dieser Unterwelt hinaus zu finden war. Jetzt lief Fio notgedrungen wieder tiefer hinein in dieses steinerne Reich unter Wien, und sie bog wahllos ab, schlug Haken wie ein Hase, um dem Jäger zu entgehen.

Doch Mratschek war schnell, und so, wie Fio sich von blanker Todesangst angetrieben fühlte, war es bei ihm etwas anderes, das auf seine Weise ähnlich stark sein musste.

Was war bloß mit ihm geschehen? Was hatte ihn so verändert, dass er ein anderer Mensch zu sein schien?

Oder hatte dieser vermeintlich andere

Mensch schon immer in ihm gesteckt, war vielleicht sogar sein wahres Ich? Und hatte Döberin dies erkannt? War es das, was er sowohl in Peter Mratschek als auch in ihr vermutet hatte, und wusste er, wie diese andere, diese dunkle Seite eines Menschen ans Licht zu zerren war?

Fio verwarf den Gedanken. Er war nichts weiter als ein Versuch, sich abzulenken, sich vor dem Wahnsinn zu retten, auf den sie im gleichen Maße zuzurennen schien wie auf die Tunnel und Kanäle.

Ihre Füße platschten durch tiefer werdendes Wasser.

Nicht gut ...

Dieser Kanal führte unmerklich abwärts, das hieß auch tiefer hinab,

dorthin, wo sie hergekommen war, und nicht, wo sie hin wollte.

Zurück ...

Diese Möglichkeit bestand schon längst nicht mehr. Als Fio einen Blick nach hinten warf, war Mratschek zwar noch nicht zu sehen. Nur seine Schritte waren zu hören, und sie wurden lauter. Dann glitt sein Schatten hinter der Biegung hervor, eilte ihm wie eine Vorhut voraus und über die Wand, und schon tauchte er selbst auf.

Weiter ...

Fio rannte.

Bis es nicht weiterging.

Das Wasser reichte ihr jetzt bis an die Knie, und es zerrte wie mit Händen an ihren Knöcheln. Es wollte sie mit

sich reißen, hinab in das Sammelbecken, das fast ein Dutzend Meter tiefer lag und von dem Fio nur noch der eine Schritt trennte, der sie über die Kante hinausführen würde.

Das in die Tiefe stürzende Wasser rauschte in dieser Nähe so laut, dass Mratschek geräuschlos auf sie zuzukommen schien.

»Das hätte nicht sein müssen, Fio«, rief er dann, das Dröhnen übertönend.

»Du musst das nicht tun«, erwiderte sie, nicht so laut wie er, weil die Stimme ihr zu versagen drohte. Was immer in ihm war, es war nicht in Fio, verlieh ihr nicht jene Kraft, die ihn speiste.

»Du hättest auch dabei sein können,

Fio. Eine von uns.«

»Eine von euch?« Die alte Neugier in ihr flammte noch einmal auf. Aber es war nicht nur Neugier, die Fio das erhoffte Gespräch in Gang halten ließ.

»Du und ich, wir hätten die neuen Erben sein können, die *ersten* der neuen Erben.« Mratschek fuchtelte mit dem Skalpell, als zeige er auf einen Unsichtbaren, der hinter oder neben ihm stand. »Er hätte uns alles gezeigt, Fio, alles *vererbt*, was in Hunderten von Jahren ...«

»Wovon redest du?« Fio versuchte, Interesse zu heucheln. Sie wusste nicht, ob oder wie gut es ihr gelang.

Gut genug offenbar, denn Mratschek sprach weiter. Wenn auch ohne viel zu

sagen, was sie wirklich verstanden hätte.

»Wir könnten die Welt verändern,
Fio. *Du* könntest die Welt zu einer
anderen machen, neu formen. Willst du
das nicht? Die Zeit ist reif ...«

Fio machte eine Bewegung hinter
Mratschek aus. Ihr Plan schien
aufzugehen, so weit jedenfalls.

Und nicht weiter.

Fio wusste, dass sie es war, die ihn
vermasselt hatte. Etwas in ihrer Miene,
in ihren Augen ließ Mratschek
innehalten, ihn argwöhnisch
dreinblicken. Dann drehte er sich auch
schon um und sah sich Theo gegenüber,
der mit erhobenem Arm, einen Stein in
der Hand, vor ihm stand und in genau
diesem Moment zuschlug.

Mratschek schaffte es nicht mehr, ihm das Skalpell entgegenzustößen. Es gelang ihm allerdings, mit der freien Hand nach Theos rechtem Arm zu greifen, den Schlag abzulenken. Dabei geriet er aus der Balance, ließ Theo jedoch nicht los. Wie in einer grotesken Tanzfigur drehten sie sich miteinander ringend an Fio vorbei.

Die Strömung des knietiefen Wassers besorgte den Rest.

Fio hatte sich im Sankt-Anna-Stift nicht nur Wissen angelesen, sondern auch Zerstreuung gesucht und gefunden. In den Geschichten und Romanen Arthur Conan Doyles etwa. Und so musste sie an Sherlock Holmes und seinen Erzfeind Professor Moriarty denken, die den

Reichenbachfall hinunterstürzten, als Theo und Mratschek vor ihren Augen schreiend in das schäumende Wasser tief unten fielen.

Alle Vorsicht außer Acht lassend, trat Fio an die Kante und blickte hinunter. Aber sie sah nichts außer dem grauen Brodeln von Abwasser. Keine Köpfe, die durch die Oberfläche stießen, nach Luft schnappten ...

»Signorina Gallo?«

Fio brauchte sich nicht umzudrehen. Sie wusste, wer hinter ihr stand. Und seltsamerweise überraschte sie sein Auftauchen nicht einmal mehr.

Als sie sich umdrehte, tat sie es in der festen Absicht, sich auf ihn zu stürzen. Darauf war er vielleicht nicht

gefasst. Es konnte ihr gelingen, ihn zu überrumpeln. Sie rechnete sich eine Chance aus gegen ihn, dem nur eine Hand zur Verfügung stand.

Vielleicht hätte sie diese Chance tatsächlich gehabt.

Wenn Döberin in der einen Hand, die ihm zur Verfügung stand, nicht einen Revolver gehalten hätte.

Sein kalter Blick ließ in Fio jeden dummen Gedanken gefrieren.

Verdammt, wo steckte der Scheißkerl?

Theo schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Mühsam war

er dem Sog, der unter Wasser herrschte, entkommen. Angestrengt widersetzte er sich ihm nun, da es ihm gelungen war, aufzutauchen.

Und es war *nur* ihm gelungen aufzutauchen.

Er hatte diesen Mratschek nicht umbringen wollen. Zum einen war er kein Mörder, auch unter diesen Umständen nicht; und zum anderen wusste der Kerl mit Sicherheit etwas, das auch er wissen wollte, nein, wissen *musste*.

Mratschek wusste, wo und warum Paul festgehalten wurde. Denn Paul musste es gewesen sein, den Fio gesehen und mit dem sie ihn verwechselt hatte.

Doch Mratschek wusste noch mehr

als das.

Theo hatte mit angehört, was er kurz zuvor noch zu Fio gesagt hatte. Er hatte vermutlich so wenig wie sie begriffen, wovon Mratschek da redete, aber immerhin redete er von etwas, und wenn Theo ihn erst in den Fingern hätte, würde er ihn schon dazu bringen, auch zu *erklären*, was er da von sich gab.

Wenn ...

Eine Hand legte sich um Theos Schulter und schnappte zu. Versuchte, ihn unter Wasser zu drücken.

Theo schlug um sich. Hatte vergessen, dass seine Hand immer noch den Stein hielt, mit dem er Mratschek im Gang von hinten hatte niederschlagen wollen.

Doben hatte der Stein Mratschek nicht getroffen.

Jetzt tat er es.

Der Hieb erwischte ihn an der Schulter, und aus irgendeinem Grund bereitete er ihm solche Schmerzen, dass er nicht bloß das Gesicht verzerrte, sondern auch die Augen verdrehte und seine Lider sich halb schlossen.

Benommen drohte er unterzugehen, Opfer der Strömung zu werden, mit der das Wasser aus diesem Becken unter der Oberfläche abfloss, um wahrscheinlich ein weiteres Mal gefiltert zu werden.

Theo bekam ihn zu packen. Prustend zog er den schwer gewordenen Körper mit sich an den Beckenrand. Über sein Gesicht und von seinen Lippen rann

etwas, das so schmeckte, wie es ringsum stank. Darüber nachzusinnen, fand er im Augenblick jedoch keine Gelegenheit. Seine Gedanken bewegten sich auf einer anderen Ebene.

Irgendwie schaffte er es, sich aus dem Wasser zu stemmen, ohne Mratschek loszulassen. Der sich in diesem Moment allerdings losriss. Ob absichtlich oder in einer Reflexbewegung, wusste Theo nicht. Jedenfalls war es seinerseits ein Reflex, der ihn die Hand ausstrecken und ins Wasser greifen ließ, wo seine Finger Mratscheks Handgelenk gerade noch erwischten und sich fest darum schlossen. Er langte auch noch mit der zweiten Hand hinab und zog mit aller

Macht an Mratscheks Arm.

Der Mann schien mit einem Mal Tonnen zu wiegen. Der Sog zerrte an ihm wie ein Dutzend Männer.

Theo lag bäuchlings auf dem Beckenrand, das Gesicht kaum eine Handbreit von der Wasseroberfläche entfernt, die sich – nachdem das Ringen schon viel zu lange währte – plötzlich dunkel färbte, wie von hineingegossener Tinte.

Dann ließ der Widerstand unvermittelt nach, und Theo wurde durch die eigene Zugkraft mit einem Ruck auf den Rücken gedreht.

Seine Finger lagen immer noch um Mratscheks Hand. *Nur* um seine Hand. Sie gehörte Mratschek nicht mehr.

Wasser tropfte von der Hand auf Theo herab. Wasser und Blut.

Zunächst glaubte er, die Sogkraft des abfließenden Wassers hätte Mratschek die Hand vom Gelenk gerissen; im zweiten erkannte sein geübter Blick, was wirklich geschehen – und nicht nachzuvollziehen war.

Der Kerl hat sich die Hand abgeschnitten ...

Theo hatte schon vieles gesehen; Mratscheks Hand war auch nicht die erste amputierte, die er sah, nicht einmal die erste, die er in Händen hielt.

Trotzdem schauderte er bei dem Anblick.

Er schauderte auch beim Anblick der Tätowierung, die in die Haut von

Mratscheks Handrücken gestochen worden und die unübersehbar frisch war, allenfalls ein paar Stunden alt; die Stelle war noch rot und geschwollen.

Es war das gleiche Symbol, auf das Theo nun zum wiederholten Mal stieß und das so vieles miteinander zu verbinden schien, was er immer noch nicht durchschaute. Weil ihm alles, was ihm vielleicht hätte weiterhelfen können, durch die Finger rann.

Er zögerte kurz. Dann warf er die abgetrennte Hand ins Wasser, ihrem nun zweifellos toten Besitzer hinterher.

WIEN, PENSION TENKRAT, VIER UHR
MORGENS

Sara saß auf dem Bett in ihrem Zimmer und starrte das Telefon auf dem Nachttisch an. Als könnte es klingeln und eine Stimme ihr alles verraten, was sie wissen musste und was zu tun war.

Aber sie sah den Apparat eigentlich gar nicht. Vor ihren Augen spielte sich immer wieder ab, was vor wenigen Stunden geschehen war.

Sie war aus dem brennenden Haus entkommen. Und offenbar hatte es niemand bemerkt; jedenfalls hatte niemand sie aufgehalten, als sie sich in die größer werdende Schar von Schaulustigen und besorgten Anwohnern

mischte.

Die Feuerwehr gab es rasch auf, das Gebäude retten zu wollen, und beschränkte sich darauf, die angrenzenden zu schützen. Das gelang nicht. Zuerst fiel der ehemalige Sitz von ProMed in sich zusammen wie ein Kartenhaus; dieses Haltes beraubt, folgten kurz darauf die beiden angrenzenden Häuser.

Allmählich verlief sich die Menge wieder. Kaum mehr als eine Hand voll Menschen blieb mit Sara zurück und wurde Zeuge, wie irgendwann zwei Körper aus der Ruine und den Trümmern geborgen wurden; ob tot oder lebendig, ließ sich aus der Ferne nicht sagen. Sara stahl sich zu den beiden

Ambulanzwagen, in die man die Opfer verfrachtet hatte. Auch dort erfuhr sie nichts über ihren Zustand, doch immerhin konnte sie feststellen, dass Theo nicht darunter war.

Aber war das auch Grund zur Hoffnung? Bedeutete es nicht einfach nur, dass man ihn noch nicht gefunden hatte – oder dass nichts mehr von ihm übrig war, das man finden konnte?

Wahrscheinlicher war es. Aber dieser Wahrscheinlichkeit verweigerte Sara sich.

Schließlich war sie gegangen, zurück in die Pension, in der sie sich nach der Ankunft in Wien am Vormittag einquartiert hatten, um sich ein wenig auszuruhen. Geschlafen hatte Sara nicht,

Theo auch nicht; sie teilten sich das Zimmer, hatten sich als Ehepaar eingetragen. Stundenlang hatten sie nebeneinander gelegen, stumm, um den anderen schlafen zu lassen und selbst etwas Ruhe zu finden. Was es zu sagen gegeben hatte, das hatten sie auf der Fahrt von Berlin nach Österreich gesagt. Auch diese Fahrt hatten sie dementsprechend schweigend hinter sich gebracht ...

Sara sah, wie ihre Hand sich auf den Telefonhörer legte. Die Notrufnummer stand auf einem Aufkleber über dem Tastenfeld.

Es blieb ihr nichts anderes mehr zu tun, als die Polizei zu informieren. Sie war jetzt allein, und sie hatte nicht die

allerdünnste Spur, die zu Paul führen konnte. Sie wusste nicht einmal, wo sie nach einer solchen Spur hätte suchen sollen. Es war Zeit, die Sache in andere Hände zu legen. Vielleicht war es schon zu spät.

Jetzt auch zu spät für Theo ...

Im Nachhinein hätte Sara geschworen, dass sie ihn zuerst gerochen hatte.

Wie von den Toten auferstanden, sah sie ihn auf einmal in der offenen Tür stehen, von den Ausläufern des Lichts der Stehlampe berührt, die als einzige im Zimmer brannte. Obwohl er völlig nass war, roch Theo immer noch nach Asche und Rauch, dazu nach Kloake, nach Chlor und Ozon.

Sara sprang auf und lief zu ihm. Eine Sekunde lang standen sie einander wortlos gegenüber. Dann lagen sie sich in den Armen, als hätten sie beide noch nie im Leben einen Menschen so sehr vermisst wie einander.

TEIL IV

MEIN SCHICKSAL FÜHRT MICH.
SORGE NICHT,
ICH WERDE ANS ZIEL GELANGEN,
OHNE DASS ICH'S SUCHE.

FRIEDRICH SCHILLER: DIE JUNGFRAU VON ORLEANS

13. APRIL

UNTER WIEN, IRGENDWANN

Den Einstich, durch den Döberin ihr das Fieber in den Leib gepresst hatte, spürte Fio noch. Aber sie hielt an diesem kleinen Schmerz nur deshalb fest, um sich dem großen nicht stellen zu müssen. Ein Versuch, der vergebens war. Das Serum, das ihre Adern geflutet hatte wie glühende Lava, war stärker, als menschliche Vorstellungskraft es sich ausmalen konnte.

Teufelszeug ...

Fio wand sich auf dem Matratzenlager der finsternen,

kellerfeuchten Zelle, in die Döberin sie gesperrt hatte. Das Feuer fraß sich durch ihren Körper, ins Fleisch, in jede Zelle, ohne sie vollends zu verschlingen, sondern um immer wieder von neuem zuzubeißen. Es wollte Barrieren niederbrennen, Dämme sprengen.

Doch Fio bot diesem Wüten die Stirn, besaß ein Mittel, das sich als stärker erwies. Zum allerersten Mal im Leben erkannte sie, was es bedeutete, etwas wirklich *verinnerlicht* zu haben.

Es war ihr Glaube. Ihr über die Jahre gewachsenes und gepflegtes Gottvertrauen sowie die Blüte, die es trug und die ihre ureigene Überzeugung von einer überirdischen Macht war. Beides spielte sich nicht länger allein in

ihrem Kopf ab. Es hatte sich in ihrem Körper manifestiert, als tatsächliche Kraft, die sich jener fremden Energie, die alles in ihr auflösen, untergraben und einreißen wollte, mit ungeheurer, nicht menschlicher Stärke entgegenstemmte.

Peter Mratschek hatte diese Kraft nicht besessen. Er war der anderen erlegen. Oder er hatte sich ihr ergeben, weil ihm erstrebenswert schien, was sie oder Döberin als der Herr über diese Kraft ihm in Aussicht stellten.

Döberin hatte das auch bei Fio versucht. Doch in ihr war keines seiner Worte auf fruchtbaren Boden gefallen. Wohl sah sie Gründe, die Welt zu verändern. Sie maßte sich allerdings nicht das Recht an, dies in dem Umfang

und mit den Mitteln zu tun, über die Döberin seiner Rede nach verfügte und die er mit ihr zu teilen bereit war, wenn sie mit ihm das Erbe des Prometheus aufs Neue anträte – aufs Neue, wie er sagte, woraus zu schließen war, dass er es schon einmal getan oder wenigstens versucht hatte.

Nicht zu schließen war daraus, worin dieses Prometheus-Erbe im Einzelnen bestand. Allenfalls war es zu erraten. Das Präparat, das er ihr injiziert hatte, und die Wirkung, die diese Droge anstrebte, lieferten einen nicht zu missdeutenden Fingerzeig in eine ganz bestimmte Richtung. So unglaublich, vielleicht wirklich *unfassbar* diese Richtung und das Ziel an ihrem Ende

auch schienen ...

Eine Hand wäscht die andere, hatte Döberin gesagt, noch immer den Revolver anstelle des Tonfigürchens in der Hand. Er wollte, dass sie etwas für ihn tat, das vor ihr Mratschek getan hatte. Dann würde er sich revanchieren und sie belohnen.

Sie hatte gesehen, was Mratschek für ihn getan hatte. Dafür hatte Mratschek sie umbringen sollen. Dafür hatte Mratschek letztlich selbst mit dem Leben bezahlt. Das war sein Lohn gewesen.

Nun sollte Fio seinen Platz einnehmen.

Im Vergleich zu Mratschek hatte sie einen Vorteil: Sie wäre nach Mratscheks Tod für Döberin nicht so entbehrlich,

wie ihr Kommilitone es gewesen war. Sie mochte in seiner Gunst nur die zweite Wahl gewesen sein, jetzt jedoch war sie Döberins einzige Hoffnung.

Die sie ihm nicht erfüllen würde. Dafür kämpfte Fio. Oder glaubte sie lediglich, noch zu kämpfen?

Ein neuer Schmerz mischte sich in das, was in ihr tobte. Kopf und Schulter taten ihr weh, sie fand sich auf dem Boden vor der Tür ihrer Kerkerzelle wieder. Hatte sie sich dagegengeworfen? Es schien so.

Und nun sah Fio ihren Fäusten dabei zu, wie sie gegen das Holz trommelten. Sie hörte eine Stimme, die so verzweifelt wie unartikulierte Schreie, und brauchte Sekunden oder noch länger, um

sich bewusst zu machen, dass sie es war, die da schrie, die nach Döberin schrie, er möge sie herausholen aus diesem Loch.

Fio fühlte sich zweigeteilt, aufgespalten in Körper und Geist. Letzterer sah Ersterem bei dem zu, was er tat, ohne Einfluss darauf zu haben.

Ein Eindruck, von dem sie fürchtete, er würde sie auf der Stelle in den Wahnsinn treiben, weil er so unreal, so unmöglich war. Sie tat das einzig Richtige, sie akzeptierte, dass es so war, sie zwang die in ihr verwurzelte Kraft, auch das zu glauben, mit aller Macht.

Was sie nicht glauben konnte, war, dass Döberin kommen würde, um sie hinauszulassen.

Aber er kam. Irgendwann. Es mochten Stunden vergangen sein, von denen Fio nicht eine Minute mitbekommen hatte.

Er öffnete die Tür, und in dem herrschenden Licht wirkte sein Gesicht noch tiefer zerfurcht als vorher. Vielleicht war es mehr als nur eine Täuschung. Die Sorge, die ihm in den stets traurig blickenden Augen stand, hatte womöglich jede Linie in seinem Gesicht wie mit einer Klinge nachgezogen.

Fio wollte sich auf ihn stürzen. Sie tat es aus zwei Gründen nicht: Zum einen war ihr Körper immer noch wie von ihrem Willen befreit, und zum anderen verfehlte die Waffe in Döberins

gesunder Hand auch jetzt ihre bedrohliche Wirkung nicht.

Döberins Droge hatte sie sich widersetzen können, der denkende und glaubende Teil ihrer selbst jedenfalls. Vom Leben lassen wollte aber auch dieser Teil nicht. Das letzte Quäntchen innerer Überzeugung und Hingabe an alles, woran sie glaubte, schien Fio doch zu fehlen.

Zur Märtyrerin reichte es nicht.

WIEN, AM NACHMITTAG

Sie hatten gewartet, bis das letzte

Rauchwölkchen über dem schwarzen Ruinenfeld verweht, das letzte Glutnest verglommen und die Brandwache endlich abgezogen war. Im Licht des späten Nachmittags waren Sara und Theo unter dem Absperrband hindurchgeschlüpft, stiegen jetzt zwischen schwarzen Mauerfragmenten durch Schutt und Asche und leuchteten mit Taschenlampen in Löcher und Ecken. Der Geruch, den alles hier immer noch ausdampfte, wirkte auf Sara wie eine Zeitmaschine. Er trug sie zurück in die gestrige Nacht, in der dieser Ort wie die Hölle gebrannt hatte, und ließ sie den Wahnsinn, mitten in diese Hölle zu treten, noch einmal erleben.

Heute war dieser Ort tot und die

einzigste Spur, die sie hatten. Aber alle Hinweise, wenn es sie denn gegeben hatte, waren in Flammen aufgegangen. Dazu brauchten sie nicht jeden Stein einzeln umzudrehen. Sie würden unter keinem irgendetwas finden. ProMed und alles, was damit zu tun hatte, war ein für alle Mal gründlich ausradiert.

Dennoch standen sie nicht mit leeren Händen da. Sie wussten mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, dass Paul sich in Wien befand. Sie wussten sogar, ungefähr jedenfalls, wo in Wien er zu finden war: in einem unterirdischen Labyrinth, von dessen Existenz sie ebenfalls Kenntnis hatten. All dies war mehr als das, was sie vor vierundzwanzig Stunden aufzuweisen

gehabt hatten. Trotzdem war die Situation jetzt so anders nicht. Denn eines wussten sie nicht: wie sie in dieses Netz aus Gängen und Räumen unter Wien gelangen konnten.

Theo war letztlich aus einem Kanalzustieg geklettert, in irgendeiner Seitenstraße. Von dort aus den Weg zu Paul finden zu wollen, wäre ein von vornherein zum Scheitern verurteilter Versuch. Theo hatte ihr erzählt, wie es da unten aussah, wie weit und groß alles war, und obwohl seine Erzählung nicht sehr farbig gewesen war, hatte Sara sich ein ausreichendes Bild davon machen können.

Die ohnedies nur vage Hoffnung, durch den Keller der Ruine in den

Komplex einzusteigen, zerschlug sich, kaum dass sie den Brandort betreten hatten. Es gab keine Lücke, die in den kreuz und quer liegenden, alles übersäenden Trümmern zufällig frei geblieben und noch zufälliger bis dorthinunter gereicht hätte, wo der Einstieg liegen musste.

Nein, sie waren nicht wirklich vorangekommen ...

»Wenn ich wüsste, was damit aufzuschließen ist«, hörte Sara Theo sagen. Sie drehte den Kopf. Theo hielt den Schlüssel in der Hand, den er gestern Nacht von dem Sterbenden ausgehändigt bekommen hatte.

»Lass mal sehen«, sagte sie, und er reichte ihr den Schlüssel. Ihre Hände

berührten sich, und er war es, der die Berührung einen Moment länger dauern ließ, als sie eigentlich gedauert hätte. Immerhin, sie ließ es zu, zog ihre Hand nicht fort. Widerstand jedoch dem Impuls, ihre Finger um seine zu schließen.

Der Schlüssel lieferte keinen Hinweis auf das Schloss, in das er passte, auch jetzt nicht; »untersucht« hatte Sara ihn schon in der Pension, als draußen die Sonne aufgegangen war, sie rekapituliert hatten, *was* alles geschehen war und was sich daraus ergab.

Vielleicht ...

Ein überraschter Aufschrei ließ Sara den angefangenen Gedanken vergessen. »Schau dir das an«, sagte er. Sie

steckte den Schlüssel ein und ging zu ihm, vier, fünf knirschende Schritte weit.

Theo wies zu Boden, auf ein totes Tier unter zwei sich kreuzenden Balken. Es war bis zur Unkenntlichkeit verbrannt –*fast* bis zur Unkenntlichkeit. Was dieses Tier von anderen seiner Art unterschied, war auch jetzt noch eindeutig auszumachen.

Theo hatte ihr von der Katze erzählt. Sie mit eigenen Augen zu sehen, war trotzdem ein Schock.

Anderthalb Köpfe, zwei Gesichter; das eine in der Asche vergraben, das andere nach oben gewandt, sodass die im Feuer blind gewordenen Augen zu ihnen heraufzustarren schienen, anklagend, vorwurfsvoll wie die eines

Bettlers, an dem man achtlos vorüberging, ohne ihm ein Almosen zu geben.

Der Gedanke, der sich aus der Existenz dieser Kreatur ergab, war Sara schon am Morgen gekommen, als sie von dem Tier gehört hatte. Aber er hatte sich leicht vertreiben lassen, hatte nicht darauf beharrt, weiter und zu Ende gedacht zu werden. Jetzt war er wieder da, und er blieb, so wie die tote Katze liegen blieb.

Angewandte Genetik ...

Der Begriff drängte sich auf. Es lag auf der Hand, was hinter dieser Katze steckte, zumal im Rahmen all der anderen Geschehnisse und Geheimnisse. Alles zusammengenommen ergab

durchaus ein Bild, kein vollständiges vielleicht, aber eines, das schemenhaft zu erkennen war.

Sara wusste, dass Paul und Theo die gleiche Narbe aufwiesen, an der gleichen Stelle ihres Körpers -ein münzgroßer Fleck toten Gewebes am Gesäß ...

Theo musste längst selbst auf diese Möglichkeit gekommen sein, die sich so machtvoll in den Vordergrund schob. Auch wenn er sie mit keiner Silbe erwähnte. Sie konnte es ihm nicht verdenken. Versuchte sich vorzustellen, was diese Erwägung in ihm auslösen musste. Dazu war sie jedoch nicht in der Lage, weil es nichts Vergleichbares gab. Niemand auf der Welt hatte sich je mit

dieser Idee auseinandersetzen müssen, niemand war je davon betroffen gewesen.

Niemand – kein Mensch ...

Aber auch diese Möglichkeit, sollte sie zutreffen, war keine wirkliche Antwort. Weil sie Hunderte neue Fragen nach sich zog, aus denen sich vor allem eine herauschälte:

Wer von ihnen war ... das Original?

Theo selbst war es, der Sara davon erlöste, sich noch weiter mit diesem Thema befassen zu müssen, das sie doch eigentlich nur am Rande berührte und doch ihre ganze Welt erschütterte.

Es war gar nicht so sehr die Katze gewesen, die Theo ihr hatte zeigen wollen. Er hatte unterdessen die beiden

Balken über dem Kadaver zur Seite geräumt. Jetzt beugte er sich über das tote Tier, berührte es ohne Scheu und löste, wie es aussah, etwas, das die Katze um den Hals getragen hatte.

»Ist mir gestern gar nicht aufgefallen«, sagte er, noch in der Hocke. »War ziemlich struppig, das Tierchen.«

Er hielt, wie Sara erwartet hatte, ein verkohltes Halsband in die Höhe. Daran blinkte etwas Silbriges. Ein eiförmiges Behälterchen, wie sie beim genauen Hinsehen erkannte, nicht größer als ein Fingerglied. In der Mitte ließ er sich auseinanderschrauben und öffnen.

Das tat Theo, dann holte er heraus, was in der kleinen Kapsel steckte.

Ein Papierröllchen. Sehr altes Papier, wie Sara erkannte, als Theo es vorsichtig auseinanderzog und schließlich einen fingerlangen Streifen in Händen hielt. Die Färbung und Oberfläche des Papiers verrieten, dass es irgendwie haltbar gemacht worden war.

Darauf stand, in kunstvoll aussehender, kleiner Schrift, ein Satz in einer Sprache, die Sara zwar als Latein erkannte, in der sie allerdings nicht bewandert war. Lesen konnte sie die Worte natürlich trotzdem:

Nam et ipsa scientia potestas est.

Sie sah Theo fragend an.

»Denn Wissen selbst ist Macht«, übersetzte er und hob ahnungslos die

Schultern.

UNTER WIEN, IRGENDWANN

Fio war an Peter Mratscheks Stelle getreten, buchstäblich. Sie tat nicht nur, was sie ihn zusammen mit Döberin hatte tun sehen, sie stand auch noch genau dort, wo Mratschek gestern gestanden hatte. In einem unterirdischen Raum, in den aus irgendwo unter der Decke liegenden Zustromöffnungen kalte, scharf nach Desinfektionsmitteln riechende Luft gepumpt wurde, die sich wie dünner Nebel zwischen den hohen Mauern

sammelte.

Und sie stand neben dem Patienten. Derselbe wie gestern, nur ... *weniger* geworden. Zum einen wirkte er ausgemergelter als am Tag zuvor, blasser, ungesünder. Es fehlte aber auch tatsächlich ein Stück von ihm.

Die Ähnlichkeit jedoch war nach wie vor zu erkennen, und Fio fand sie immer noch erstaunlich in einem Maße, das der Melange aus Entsetzen, Ekel und Widerwillen, die sie erfüllte, fast gleichkam.

Der Mann, der da vor ihr auf dem alten Operationstisch lag, sah aus wie der, auf den sie gestern bei ihrer Flucht vor Mratschek gestoßen war. Sie hatte Mühe, sich an seinen Namen zu erinnern.

Es lag an dem teuflischen Serum.

Theo ...

Aber Theo war nicht der Einzige, dem dieser Mann vor ihr ähnelte ...

Döberins Stimme erschütterte sie wie ein Schlag.

»Nehmen Sie das, Signorina Gallo.«

Er reichte ihr ein Skalpell, wie Mratschek es gestern in der Hand gehalten hatte, bevor er damit auf sie Jagd machte.

Was er von Fio verlangte, hatte Döberin ihr bereits erklärt. Unter seiner Anleitung hatte sie den Patienten präpariert, die erforderlichen Stellen desinfiziert, ihn narkotisiert. Er lag nicht ganz still da. Die Augen bewegten sich unter seinen Lidern, schienen dort wie

im Dunkeln angstvoll hierhin und dorthin zu blicken.

»Es kann losgehen«, gab Döberin das Kommando.

Fio mochte an Mratscheks Platz stehen, aber sie stand zugleich auch neben sich. Das Gefühl, zerrissen zu sein in Fleisch und Denken, war die ganze Zeit über nicht von ihr gewichen. Jetzt machte es sich nur wieder stärker bemerkbar, wie um sie zu quälen. Weil sie ihren Händen wiederum hilflos zusehen musste. Und diesmal war es sehr viel grausamer, weil ihre Hände etwas sehr viel Grausameres taten.

Ihre Rechte führte das Skalpell, die Linke zog das durchtrennte Haut- und Fleischgewebe auseinander, damit sie

sehen konnte, wie die Klinge immer tiefer drang.

Knorpel knirschte feucht.

Der Patient – sie kannte nicht einmal seinen Namen – zuckte zusammen. Wirkte die Anästhesie nicht? Oder hatte sie sich dieses Zusammenzucken lediglich eingebildet?

Fio wurde übel. Sie fürchtete, sich auf den daliegenden Körper erbrechen zu müssen.

Da drehte der Patient den Kopf zu ihr und schlug die Augen auf. Fio hielt inne; sie las in seinen Augen nicht die vermutete Angst, auch keinen Schmerz. Nur Ruhe. Die von seinen Augen ausstrahlte wie das Licht von Sonne und Mond und Fio berührte, und auf einmal

war etwas von dieser Ruhe auch in ihr.

Zugleich war da ein Gefühl, als lege sich eine Hand um ihre Rechte, um sie zu führen.

Sie wusste gleich, dass all dies nichts als Einbildung war, weil es nichts als Einbildung sein konnte ...

Oder ...?

... aber es half ihr zu tun und zu vollenden, wozu Döberin sie zwang.

WIEN, FRÜHER ABEND

»Das ist es«, sagte Sara, und es klang vor allem erleichtert, wenn auch ein

wenig ehrfürchtig.

Bernhard Bachmann, 58, Postbeamter aus Hannover, würde nie erfahren, dass er Theo Lassing und Sara Schaffer den entscheidenden Hinweis lieferte, der ihnen den Weg wies. Bachmann war ein ausgewiesener Wien-Fan. Es verging kein Jahr, in dem er nicht wenigstens eine Woche dort verbrachte. Und über die Jahre hatte er jeden noch so kleinen und versteckten Winkel der Stadt fotografiert -diesen Eindruck erweckte jedenfalls seine Homepage, auf die sie mithilfe von Saras BlackBerry gestoßen waren.

Natürlich tauchte der Sinnspruch *Nam et ipsa scientia potestas est* tausendfach im Internet auf, und noch

viel häufiger in allen Abarten seiner Übersetzungen ins Deutsche. Nur einmal allerdings im Zusammenhang mit einem Namen, der in ihren Köpfen eine Assoziation auslöste.

»Wolff«, las Sara den Namen unter dem Bild, das einen steinernen Kopf zeigte. Dabei hielt sie das kleine Gerät so in der Hand, dass auch Theo es gut sehen konnte.

»Urbanus Wolff«, präzisierte er.

Bernhard Bachmann hatte noch ein paar weitere Informationen über diesen Urbanus Wolff zusammengetragen und in die Bildunterschrift gepackt: Um das Jahr 1600 war er Professor ordinarius an der Universität Wien gewesen. Besonderen (und nicht näher benannten)

Verdiensten hatte er es zu verdanken, mit einer Büste in den Arkaden des Innenhofs der Universität geehrt worden zu sein. Diese Büste wiederum trug neben dem Namen des Professors auch dessen Leitspruch, der um jene Zeit herum und auf Francis Bacon zurückgehend, in den Sprachgebrauch gelangt war: Wissen ist Macht. Und hätte es abgesehen von dem Namen Wolff, auf den sie im Zuge ihrer Recherchen über ProMed gestoßen waren, noch einer weiteren Versicherung bedurft, dass sie die richtige Spur entdeckt hatten, so fand sich diese in dem Bild von der Büste Urbanus Wolffs, das inmitten Hundert weiterer auf Bernhard Bachmanns Homepage anzuklicken war.

»Siehst du?«, meinte Theo und langte an Saras Schulter vorbei, um auf das kleine Display des BlackBerrys zu zeigen. »Die Raute mit dem Strich.«

Das ihnen mittlerweile nicht bloß bekannte, sondern durchaus vertraute Symbol schloss die Worte *Nam et ipsa scientia potestas est* anstelle eines Satzzeichens ab.

In das altehrwürdige Hauptgebäude der Universität und dort zum Arkadenhof zu gelangen, bereitete ihnen auch zu dieser abendlichen Stunde keine sonderliche Mühe. An der Universität waren Zehntausende von Studenten eingeschrieben. Von denen tummelten sich um diese Zeit zwar längst nicht mehr alle auf dem Campus, aber immer

noch genug, um Theo und Sara nur zwei Leute unter vielen sein zu lassen.

Die Suche nach Wolffs Büste erwies sich als etwas schwieriger.

Sie ließen den Blick über den abendlichen Arkadenhof schweifen und fanden die lange Reihe der Professoren, denen die Ehre einer Verewigung in Stein zuteil geworden war.

»Sigmund Freud«, las Theo im Vorbeigehen, und: »Franz Brentano.«

Neben den Berühmtheiten fand er etliche Namen von Männern, die ihm nichts sagten und ihn zu der Vermutung veranlassten, dass deren Verdienste die Zeiten nicht überdauert hatten und heute keine Rolle mehr spielten.

»Urbanus«, meinte er schließlich, und

es hörte sich selbst in seinen Ohren so an, als begrüße er namentlich einen alten Bekannten, der ihm überraschend begegnet war.

Tatsächlich erkannte er Urbanus Wolff nicht, weil sein Blick auf den Namen fiel, sondern am Gesicht. Und nun wusste er auch mit endgültiger Sicherheit, wer der bis dato namenlose Mann gewesen war, der gestern Nacht bei dem Brand ums Leben gekommen war: Nathan Wolff. Hätte es noch Zweifel an einer Verbindung zwischen den beiden Männern gegeben, die über den gemeinsamen Namen hinausging, waren diese jetzt ausgeräumt. Die Ähnlichkeit mochte zwar nicht verblüffend sein – immerhin trennten

Ahnherr und Nachkomme fast 400 Jahre -, aber sie war auch nicht zu übersehen. Zumal, wenn man einem der beiden hilflos beim Sterben hatte zusehen müssen.

Und die Augen ...

Natürlich waren die Augen von Urbanus Wolff nicht von kristallinem Grün, so wie bei Nathan Wolff. Sie waren aus Stein, grau und leer. Dennoch war da etwas, das Theo auffiel. Es schien, als blickten hinter diesen steinernen Augen andere hervor, dasselbe Gefühl weckend wie Nathan Wolffs Blick – etwas, das Theo erst jetzt, da er es noch einmal zu verspüren glaubte, wirklich bewusst wurde.

»Da ist er«, sagte er, und Sara kam zu

ihm. Sie strich mit der Hand über die Plakette, in die Titel, Name und Leitspruch sowie das Symbol eingraviert waren. Er sah sogar, wie sie ein wenig dagegen drückte. Als würde sich sogleich eine geheime Tür öffnen oder der ganze Sockel der Büste zur Seite schwingen und eine darunter liegende Treppe enthüllen.

So einfach war es sicher nicht.

Viel schwieriger war es auch nicht.

Man brauchte nur zu wissen, wonach man Ausschau halten musste. Und das wusste Theo inzwischen. Immerhin hatte das verfluchte Rautensymbol sie von Berlin, vom Leichnam seiner Mutter aus, bis hierher in eine der ältesten Universitäten Europas geführt.

Jemand stieß, im Laufen in ein Buch vertieft, gegen Theo. Die junge Frau schaute kurz auf, sagte nichts, lächelte kurz und entschuldigend und ging weiter.

Theo sah ihr nach.

Sie hatte keine Ähnlichkeit mit Fio, dem Mädchen, dem er gestern begegnet war und dessen Schicksal so ungewiss war wie alles andere in dieser Sache. Trotzdem erinnerte sie ihn an Fio. Es war gut vorstellbar, dass sie an dieser Universität studierte ... oder studiert *hatte*.

So wie auch dieser Mratschek im richtigen Studentenalter gewesen – und nicht darüber hinausgekommen war.

So tragisch dies alles auch war, Theo empfand Zuversicht, weil es endlich

Dinge gab, die zueinander zu passen schienen und sich wenigstens zur Ahnung einer Spur verdichteten.

»Da«, sagte er und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf eine Tür, die nicht wirklich »geheim« aussah, aber doch unauffällig war. Auffällig war hingegen – und das auch nur, wenn man bewusst danach suchte – das kleine Rautensymbol, das in eine der oberen Ecken ins dunkle Holz geschnitzt oder gebrannt worden war.

Öffnen ließ sich die Tür nicht.

»Stell dich so hin, dass man mich nicht sieht«, forderte Sara ihn auf, holte etwas aus der Hosentasche und machte sich am Schloss zu schaffen. Sekunden später winkte sie ihm, ihr zu folgen.

Hinter der Tür lag ein Raum, der zur Lagerung von allen möglichen Dingen diente. An der Wand lehnten mannshohe, eingerollte, staubige Landkarten, es stand ein altes Xerox-Gerät herum, ein Overhead-Projektor mit zerbrochener Linse und dergleichen mehr.

Und es gab eine zweite Tür, auch sie markiert wie die andere, und Sara knackte das Schloss wie schon zuvor.

Dahinter wiederum lag ein in die Tiefe reichender Treppenschacht, aus dem allerlei Geräusche aufstiegen. Rohre ragten empor und verschwanden in den Wänden und der Decke.

»Der Heizungsraum oder so was«, meinte Sara.

Theo war schon auf der Treppe und

stieg nach unten.

Unten fanden sie sich, wie erwartet, in einer Landschaft aus Kesseln und weiteren, kreuz und quer verlaufenden Rohren wieder. An der Decke brannten vereinzelte Lampen, dennoch brauchten sie ihre Taschenlampen, um die nächste Wegmarke zu finden, die versteckt in einer Ecke lag, auf einer hüfthohen Pforte aus schwarzem, sich ölig anfühlendem Holz.

Dahinter führte eine Wendeltreppe noch tiefer hinunter.

Es war nichts zu hören, nichts zu sehen, nicht einmal etwas zu riechen außer dem dumpfen Kellergeruch, der die Stufen hochkam wie ein Unsichtbarer.

Trotzdem wusste Theo, dass sie hier richtig waren.

Nicht nur, weil es der einzige Weg war, den sie gefunden hatten. Nicht nur, weil es hinter der Tür eine weitere Markierung gab.

Er wusste es, weil er das völlig widersinnige, unmögliche Gefühl hatte, schon einmal hier gewesen zu sein.

Und so wie jetzt nicht allein.

UNTER WIEN, UNTERDESSEN

Sie hatte doch nicht im Bett liegen bleiben können – Rutger brauchte sie!

Mit den Händen strich Roxane vorsichtig über ihr Gesicht. Sie ertastete die teils noch nassen, teils schon verkrusteten Brandwunden, spürte sie jedoch nur unter ihren Fingerkuppen. Schmerzen empfand sie keine – nicht in einem Maße jedenfalls, das sie hier festgehalten hätte.

Für Rutger Döberin war sie vieles zu ertragen bereit.

Sich unauffällig aus dem alten Krankenhaus zu schleichen, bereitete Roxane keine Mühe; auf derlei verstand sie sich. Finden würde man sie nicht. Man würde sie nicht einmal wirklich suchen können. Einen Hinweis auf ihre Identität konnten sie in ihrer versengten Kleidung nicht entdeckt haben. Weil sie

so etwas nie bei sich trug.

Dazu kam, dass Roxane buchstäblich untertauchte, Minuten, nachdem sie sich in fremden Kleidern aus dem Krankenhaus gestohlen hatte, und sie rüstete bereits wieder auf. Das war eine der vielen Lektionen ihres Vaters gewesen: allzeit und überall bereit zu sein – und dafür Sorge zu tragen, dass sie allzeit und überall bereit sein *konnte*.

Papa ...

Sie wollte zu Rutger. Aber erst musste sie etwas Ruhe finden. Und sie wollte auf dem Weg durch die Vergangenheit zu ihm zurückkehren. Es schien ihr ... angemessen. *Richtig*.

Wie lange war sie nicht an diesem

Ort gewesen?

Jahre ... Jahrzehnte sogar ...

Er hatte sich nicht verändert. Ein Ort, an dem nichts lebte als das Gestern, blieb stets gleich. Schon mit dem ersten Schritt überkam Roxane das Gefühl, als sei sie gerade erst hier gewesen. Und als sei nichts von all dem, was sich inzwischen ereignet hatte, wirklich geschehen. Weil es, und das wurde ihr in diesem Augenblick zwischen den Gräbern bewusst, einerlei war, was sie in den vergangenen Jahren getan hatte. Sie gehörte hierher, in diese Welt und zu Rutger. Und nun war sie endlich wieder da, vielleicht zum ersten Mal wirklich *daheim*, weil sie gereift und die geworden war, die sie immer hatte sein

sollen: kein kleines Mädchen mehr, das bloß verliebt und alles zu tun bereit war, um dem Angebeteten zu gefallen und zu Diensten zu sein. Gewiss, das wollte sie immer noch, heute jedoch tat sie es als eine Frau, die ein Mann auch lieben konnte.

Sie ging vorbei an den Namen der Toten. In der kalten Luft lagen ihrer aller Melodien auf ewig klingend für das Ohr, das sie zu hören vermochte. Sie verwoben sich zu einem harmonischen Ganzen, zum Spiel eines Orchesters unsichtbarer, weil längst begrabener Musiker.

Dazwischen drängten sich erst Geräusche und danach die zugehörigen Bilder von damals, immer dann, wenn

Roxanes Blick auf einen Namen traf, den sie noch kannte.

Jos'e Espinosa, den sie von Kuba nach Wien gelockt hatten. Er war jung gewesen, fast zu einem Freund geworden. Er hatte Roxane betreut und ihr bei der Geburt beigestanden. Nicht, dass sie einen solchen Beistand gebraucht hätte. Sie erinnerte sich noch – und das war eine der machtvollsten Erinnerungen, die sie besaß – wie stoisch, ohne einen Laut von sich zu geben, sie das Balg geboren hatte.

Anders als Cassandra, die neben ihr lag und ihr Kind mehr aus sich herausschrie, als es einfach nur zu gebären.

Sie war schwach gewesen, feige.

Damals schon.

Katharina ...

Vielleicht war dieser Moment schon ein Vorzeichen dafür gewesen, was später passieren sollte.

Thor Lundgaard. Ganz anders als Jos'e war Lundgaard erst als alter Mann zu ihnen gekommen. Weil er sein Leben lang gebraucht hatte, um zu seiner wahren Brillanz zu finden, die ihn für sie nützlich machte.

Irena Babin, die Bionikerin aus der damaligen Sowjetunion; viele Menschen, die eine Gliedmaße verloren hatten, müssten ihr heute wohl dankbar sein, wäre Irena genug Zeit geblieben, ihre Arbeit zu anwendbaren Ergebnissen zu führen, die sich zudem vermarkten

ließen.

Aber diese Zeit war vielen nicht geblieben.

Wegen »Katharina«. Wegen »Lorenz Hajek«. Wegen den ... *Bastarden*.

Wieder kehrte das alte Bild mit Macht zurück. Im Geiste schaute Roxane zwischen ihren angewinkelten, nackten Knien hindurch auf die schwarzen Locken Jos'e Espinosas, der, seinen Bewegungen nach zu urteilen, das Gör aus ihr herauszuschrauben schien – während Cassandra neben ihr schrie, als würde ihr die Haut abgezogen.

£5 war *ein Vorzeichen* ...

Weil es ein erstes Zeichen war für ihre unterschiedliche Bindung zu den Kindern.

Roxane hatte ihres zur Welt gebracht.
Cassandra hatte ihrem das Leben
geschenkt.

Ein Anflug von Melancholie wollte
Roxane überkommen. Sie erwehrte sich
des Gefühls und suchte den einen Ort
auf, der sie immer daran erinnern würde,
was Cassandra *ihrem* Leben geraubt
hatte.

UNTER WIEN, ETWA ZUR GLEICHEN ZEIT

Zum zweiten Mal an diesem Tag fühlte
Sara sich zurückversetzt, diesmal nicht
nur um ein paar Stunden, sondern um

etliche Jahre. In ihre Schulzeit. Und dort ins Hinterzimmer zwischen den Sälen für Chemie, Physik und Biologie, wo die Lehrer all die Apparaturen und Dinge aufbewahrten, die im Unterricht zum Einsatz kamen: Messgeräte, Glaskolben in Metallgestellen, getrocknete Pflanzen, ausgestopfte Tiere mit staubigem Gefieder und Fell. Und Anton natürlich, von dem sich hartnäckig das Gerücht hielt, es sei das Skelett eines ehemaligen Rektors, der seine Knochen der Schule testamentarisch vermacht hatte.

Bis auf Anton sah es jetzt um Sara herum fast so aus wie damals in jenem Raum ihrer alten Schule -und es war eine wirklich alte gewesen.

Theo ging mit einer gewissen

Faszination zwischen den Tischen einher, an den Regalen und den Büchern entlang, die an den eigentlichen Wänden zu Mauern aufgetürmt waren.

Sara hörte aus irgendeiner Ecke ein Rascheln, dem sie nachspürte. Sie stieß auf einen großen Glaskasten, in dem sich eine Anzahl nackter, narbiger Ratten tummelte. Dazwischen lagen zwei oder drei tote Tiere, an denen ihre Artgenossen sich inzwischen gütlich getan hatten. Schaudernd wandte Sara sich ab. Dabei streifte ihr Blick ein in der Nähe stehendes Terrarium, in dem Frösche und Lurche lebten – und ein paar davon nicht mehr ...

»Irgendwas gefunden?«, fragte sie Theo.

Er schüttelte den Kopf und zeigte auf eine der beiden Türen dieses unterirdischen Labors; durch die andere waren sie hereingekommen. »Lass uns nachsehen, was dahinter liegt.«

Die Tür war verschlossen, aber leicht zu öffnen. Sara steckte binnen Kurzem ihr »Spezialbesteck« wieder ein und hielt Theo die Tür auf.

Von oben herunter bis zu diesem Labor hatte es fast keine Möglichkeit gegeben, sich zu verlaufen, kaum abzweigende Türen oder Seitengänge. Das änderte sich hinter dieser Tür schlagartig. Allein von dieser Stelle aus boten sich drei Richtungen an, in die sie gehen konnten. Sie versuchten, etwas zu erlauschen, das ihnen als Wegweiser

dienen konnte. Aber es war nichts zu hören, kein verräterischer Laut jedenfalls, der über das ganz leise und hohle Heulen des Windes hinausging, der durch die Gänge strich.

Sie entschieden sich für den mittleren Korridor, ohne besonderen Grund; er unterschied sich durch nichts von den beiden anderen, die nach links und rechts abzweigten.

Schon nach wenigen Schritten und weiteren Gelegenheiten, eine andere Richtung einzuschlagen, bestand zumindest kein Zweifel mehr, dass sie zurückgefunden hatten in jenes Labyrinth, in das Theo schon gestern Nacht geraten war.

Das Licht ihrer Taschenlampen tanzte

vor ihnen her, über Wände mit leeren Fackelhaltern, Treppen hinunter und vorbei an Türen, von denen viele verschlossen waren und einige so verzogen, dass sie sich nicht öffnen ließen. Hinter den wenigen, die sie aufbekamen, lagen weitere Laborräume, manche davon ganz ähnlich wie der, auf den sie zuerst gestoßen waren, andere völlig anders eingerichtet und offenbar für andere Zwecke gedacht; außerdem gab es Wohnquartiere.

Sowohl die Labors als auch die Unterkünfte waren längst verlassen und inzwischen von Mäusen und anderem Getier verdreckt; dennoch sah es aus, als müssten die Menschen, die irgendwann darin gearbeitet und gelebt hatten, gleich

zurückkommen. Die Räume wirkten, als seien sie einst in großer Hast verlassen worden, als hätten ihre Bewohner alles liegen und stehen lassen. Mehr war nicht einmal zu mutmaßen.

Nach einer halben Stunde hatten sie zwar einiges entdeckt, worüber sie sich bloß wundern konnten – ein Gefühl, an das Sara sich mittlerweile fast gewöhnt hatte -, nur eben nichts, was ihnen einen Hinweis auf Paul geliefert hätte.

Da zuckte Sara zusammen.

Das Licht ihrer Lampe war auf ein Gesicht gefallen.

Sie brauchte gefühlte zwei Sekunden, um zu realisieren, dass dieses Gesicht aus Stein war. Und es war nicht das einzige, das ihnen aus blind wirkenden,

pupillenlosen Augen entgegenblickte. Die Gesichter bildeten vor ihnen einen gut drei Meter hohen Halbbogen, hinter dem sich ein weiter, hoher Raum erstrecken musste, denn der Schein ihrer Taschenlampen traf dort weder auf Wände noch auf die Decke.

Nur auf Grabmäler, Gräfte und Gedenksteine.

»Ein Friedhof?«, hauchte Sara.

Theo trat stumm an ihr vorbei und ging ein paar Schritte tiefer in diese an einen Dom gemahnende Kaverne hinein.

Einen Augenblick lang erlag Sara dem Eindruck, über ihnen baumelten Gehängte, deren Beine aus dem Dunkeln nach unten ragten. Dann erkannte sie, dass auch diese Körper aus Stein waren,

Engelsfiguren, die wie Stalaktiten aus dem unsichtbaren Steinhimmel dort oben herunterzuwachsen schienen.

Sara folgte Theo. Wie er ließ sie den Lampenschein nach links und rechts wandern. Jede Grabstätte zeigte den Namen des dort Bestatteten und das Datum seines Todes. Sara wusste nicht, wer diese Leute waren, und warum man sie hier zur Ruhe gebettet hatte. Die Namen ließen allerdings den Schluss zu, dass es sich um Menschen aus aller Herren Länder handelte.

Halblaut murmelte sie ein paar der Namen vor sich hin: »Jos'e Espinosa ... Thor Lundgaard ... Irena Babin ...«

»Sara!«

Sie fuhr zusammen. Theo war stehen

geblieben. Sie ging zu ihm.

»Fällt dir etwas auf?«, fragte er.

»Kommt drauf an, was du meinst.«

»Die Sterbedaten.«

Sara ließ den Lichtkegel über eine Reihe von Steinen wandern und achtete nun weniger auf die Namen und mehr auf die Datumsangaben. Schon nach dem dritten wurde sie stutzig.

»Viele dieser Leute sind an ein und demselben Tag gestorben.«

Theo nickte. »Und zwar an meinem Geburtstag.«

Die Merkwürdigkeiten waren damit noch nicht zu Ende.

Theo hielt die Lampe, zufällig oder absichtlich, auf einen breiten Stein gerichtet, der schräg über einem

Doppelgrab auftragte.

Sara las einen der Namen darauf.

Zugleich hob irgendwo in dieser immerwährenden Nacht ein gespenstischer, wortloser Gesang an, ein Summen, eine Melodie, im reinsten Sinn des Wortes unheimlich schön.

Dennoch konnte Sara den Blick nicht von dem Namen wenden.

Roxane Fortier ...?

Je näher sie kam, desto klarer hörte Roxane jene Nocturne, die den beiden Menschen innegewohnt hatte, die sie bis zu deren Tod so geliebt hatte wie danach

niemanden außer Rutger Döberin.

Weil niemand sonst zum Lieben übrig war ...?

Sie ignorierte den Gedanken und ergab sich der Erinnerung, die diese Melodie, die allein sie hören konnte, heraufbeschwor – an die schrecklichste Stunde ihres Lebens, die im Erinnern nur eine Sekunde dauerte, in der sich zutrug, was damals alles geschehen war, und nach der nichts mehr so gewesen war wie zuvor.

Die Erinnerung setzte ein in dem Moment, da ihr Vater sich über dem Leichnam ihrer Mutter mit Dunleigh geprügelt hatte ...

Eigentlich hätte Dunleigh gegen einen Mann wie ihren Vater im Kampf keine

Chance gehabt. Im Gegensatz zu ihm hatte Dunleigh nie seine Fäuste einsetzen müssen – ihr Vater verdiente (unter anderem) damit den Lebensunterhalt. Wie es jeder Fortier getan hatte, seit der erste Fortier der Garde der Musketiere des Königs Frankreich den Rücken gekehrt und in die Dienste der Erben getreten war ...

Roxane hatte lange nicht gewusst, warum ihre Eltern mit ihr unter der Erde und bei den Erben lebten. Sie hatte lediglich gewusst, dass sie sich von den anderen unterschieden. Die Fortiers waren keine Wissenschaftler, sie forschten und experimentierten nicht, sie arbeiteten nicht in den Labors. Sie waren nur ab und zu verschwunden, ein

paar Tage lang, und kehrten dann zurück.

Was sie für die Erben taten, erfuhr Roxane erst, als ihre Eltern sie mit ihrem eigenen Erbe vertraut machten; Roxane sollte in ihre Fußstapfen treten, so wie ihr Vater den Weg seiner Eltern gegangen war. Sie hatte Talent für die Aufgaben bewiesen, die ihre Familie im Dienst der Erben erfüllte, so wie jeder in ihrer Familie dieses Talent besessen hatte. Als sei es ihnen irgendwann einmal eingepflanzt worden. Ein Gedanke, der so abwegig nicht war ...

Und nun hatte also Dunleigh, diese unscheinbare graue Maus, ihren Vater, dessen Hände weit mehr als ein Leben beendet hatten, nicht nur zu Boden, sondern fast k. o. geschlagen.

Diesen Anschein hatte es jedenfalls, bis Roxane das Gas selbst einatmete und schlagartig Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Ihr Vater bekam kaum noch Luft, sein Gesicht verfärbte sich. Er war dem Tod geweiht und würde seiner Frau nachfolgen.

Roxane war noch nicht zum Sterben bereit. Während sie Kraftreserven mobilisierte, die sie anderen, auch von Natur aus stärkeren Menschen überlegen sein ließen – ihr Vater hatte sie das in einer seiner ersten Lektionen gelehrt -, las sie in Dunleighs Gesicht derart tiefes Entsetzen, dass er ihr einen Augenblick lang beinahe leid tat.

»Das wollte ich nicht«, flüsterte er

und sah sie um Verzeihung flehend an.
»Ich wusste nicht, dass ... Die
Dosierung war nicht richtig, oder ...«

In jener Situation ergaben seine
Worte für Roxane keinen Sinn. Das kam
erst später, als sie herausfand, dass
Dunleigh den ganzen Komplex mit einem
sich rasend schnell ausbreitenden und
von ihm selbst entwickelten
Betäubungsgas geflutet hatte, das alle
außer Gefecht setzen sollte, damit
niemand ihn und sein Liebchen und die
verfluchten Kinder an einer Flucht
hinderte. Doch er schien einen Fehler
begangen zu haben – einen Fehler, der
ihn zum Massenmörder machte.

Er bedauerte diesen Fehler zutiefst,
daran wenigstens zweifelte Roxane

nicht. Was nicht hieß, dass sie ihm vergab. Das würde sie niemals tun.

»Nimm das!«, sagte er und reichte ihr ein braunes Fläschchen, nicht größer als ein Finger.

Roxane wollte sich auf ihn stürzen, aber da zehrte die Wirkung des Gases selbst ihre Kraftreserven auf, und sie brach in die Knie. Dass Dunleigh ihr den Inhalt des Fläschchens einflößte, bekam sie kaum noch mit; bewusstlos wurde sie trotzdem.

Allerdings wurde sie auch wieder wach – als eine von lediglich zwei Personen, die Dunleights Massaker überlebt hatten. Döberin war der andere, weil er sich zu dem Zeitpunkt des Anschlags in dem einzigen Raum

aufgehalten hatte, den Dunleigh ausgespart hatte, zweifelsohne auf Cassandras Wunsch hin.

Sie war so weich, so widerlich weich, damals schon, und sie hat sich bis zum Schluss nicht geändert

Somit war Döberin der einzige Mensch, der Roxane geblieben war. Um ihn nicht zu verlieren, hätte sie alles getan. Was ihr nicht gelang – obwohl sie alles *versuchte*.

Wochenlang fahndete sie nach den Flüchtlingen, nach Cassandra Döberin, Dunleigh und den beiden Bälgern, die sie »retten« zu müssen gemeint hatten. Doch Roxane fand sie nicht – nicht lebend.

Natürlich hatte sie Zweifel an dem

plötzlichen Unfalltod der vier. Aber sie beschaffte sich DNS-Proben, und Döberin identifizierte sie eindeutig, nachdem sie ihm die Proben ausgehändigt hatte.

In diesem Augenblick schien es vorbei zu sein. Und Döberin war nicht nur bereit, sondern schon im Begriff, einen Schlussstrich zu ziehen, alles dem Untergang anheim fallen zu lassen – als die längst totgeglaubte Hoffnung doch noch einen Funken schlug. Um diesen am Glimmen zu halten, blieb Döberin hier unten, als letzter Erbe, als einziger wirklich lebendiger Mensch und als Vater eines Sohnes, der noch immer zwischen Leben und Tod schwebte.

Roxane ließ keinen Zweifel daran,

dass sie willens war, ihm Gesellschaft zu leisten, solange es nötig war, selbst sein Leben lang. Aber er schickte sie fort, hinauf in die Welt, wo sie ihr eigenes Leben führen sollte. Sie fügte sich seinem Wunsch, wenn auch mit gebrochenem Herzen. In der Welt droben hatte sie dann ein Leben geführt, in dem sie viele andere Leben ausgelöscht hatte. Weil dies alles war, was sie je gelernt hatte und wirklich konnte, sah man von ihrer musikalischen Begabung ab, die ihrer Mutter zuzuschreiben war ...

Nun hatte die Zeit also einen Sprung zurück getan, bis hin zu jenem Moment, der alles umgeworfen hatte. Plötzlich bot sich die Chance, alles wieder

aufzubauen, fortzusetzen und zu einem glücklichen Ende zu bringen – so glücklich ein Ende nach allem, was passiert war, eben noch sein konnte.

Der Funke, der damals aufgeglommen war, würde endlich zum reinigenden Feuer werden.

Roxane sah die beiden an jenem Grab stehen, das auch ihr Ziel war. Sie beobachtete, wie sie den Blick auf die Inschrift richteten, und wusste, was in ihren Köpfen vorging, welche Frage sie sich stellten.

Sie beantwortete sie ihnen nicht, nicht gleich. Stattdessen sagte sie: »Die Geschichte der Loge setzt sich aus vielen solchen Kapiteln zusammen – und

eures wird das letzte sein.«

Marcel und Roxane Fortier ...

Obgleich es ihn erschreckte, dass sie auf einmal hinter ihnen stand, musste Theo den Blick vom Gedenkstein des Doppelgrabs geradezu losreißen.

Ihre Eltern ...?

Endlich drehte er sich um. Und ihr Anblick erschreckte ihn im selben Maße wie ihr Erscheinen, auch wenn mit dem Bild, das sie bot, zu rechnen gewesen war. Mehr noch, erschreckender wäre es gewesen, hätte Roxane Fortier – die Roxane Fortier, die sie kannten, die

Tochter dieser Toten -unversehrt
ausgesehen. Weil es bedeutet hätte, dass
über Nacht wundersam verheilt wäre,
was in Wirklichkeit Tage und Wochen
dauern würde – wenn es denn überhaupt
heilte ... diese rote, blasige Maske, zu
der das selbstgelegte Feuer Haut und
Fleisch ihres Gesichts zerschmolzen
hatte.

Die Schmerzen mussten furchtbar
sein. Was trieb diese Frau an?

Die Kleider, die sie trug, waren ihr
gerade um so viel zu groß, dass es
auffiel. Und sie passten auch nicht zu ihr.
Theo kannte diese Frau nicht – die
Person hingegen, als die er sie
kennengelernt hatte, passte in einen
schwarzen Mantel und hinter eine

Sonnenbrille und nicht in Jeans und Sweatshirt.

Sie standen einander wie Duellanten gegenüber, alle drei; Theo und Sara hielten ihre Lampen auf Roxane gerichtet, während sie mit allem, was sie in Händen hatte, auf Theo und Sara zielte – mit Lampe und Revolver also. Ein Romanheld hätte an dieser Stelle Modell und Kaliber und die Verwandtschaftsverhältnisse des Waffenbauers heruntergebetet. Theos Urteil beschränkte sich auf die Feststellung, dass ihre Waffe sehr groß und sehr beeindruckend war.

Eingeschüchtert fühlte er sich dennoch nicht.

»Was wollen Sie von uns?«, fragte

Sara dacht neben ihm.

»Ich sagte Ihnen doch schon einmal – von Ihnen will ich nichts«, antwortete Fortier.

Das war es ...!

Von *Sara* wollte sie nichts.

»Sie wollen mich«, sagte Theo nüchtern. »Nur mich, nicht wahr?«

Sie nickte. »Du bist mein Geschenk für ihn. Meine ... Wiedergutmachung.«

»Was haben Sie denn wiedergutzumachen?«, stellte Sara die nächste Frage.

Fortier hob die Schultern. Ihre Lippen verzogen sich zu etwas, das in einem unversehrten Gesicht ein Lächeln gewesen wäre und keine Grimasse.

»Ich habe Rutger enttäuscht. Das wird

nicht noch einmal vorkommen.«

»Wer ist Rutger?«, wollte Theo wissen. Er warf Sara einen möglichst unauffälligen Blick zu und hoffte, dass sie ihn richtig verstand.

»Du wirst ihn kennenlernen, keine Sorge. Du wirst alles erfahren.«

»Auch, warum viele dieser Menschen«, er wies in die Runde, »an meinem Geburtstag gestorben sind?«

»An deinem Geburtstag?« Fortier lachte verächtlich. »Das hat sie dir weisgemacht, ja? Sieht ihr ähnlich ... diesem sentimentalen Weib.« Sie sah Theo fest an. »Diese Menschen«, sie wiederholte seine Geste, »mussten deinetwegen sterben.«

Theo wurde der Hals trocken.

Natürlich hatte er keine Ahnung, wovon sie sprach. Was sie sagte, traf ihn dennoch. Weil etwas Wahres daran sein konnte – und diese bloße Möglichkeit fand er schlimm genug.

»Was haben Sie mit Paul gemacht?« Sara setzte das Spiel fort. Fortier wandte sich jetzt wieder an sie, drehte den Kopf kaum merklich. Das musste genügen.

»Ich habe ihn nur zurückgebracht, wo er hingehört.«

»Hierher? Er gehört hierher? Was soll das bedeuten?«

Sie sah wieder zu Theo. »Ihr gehört *beide* hierher. Ihr hättet nie verschwinden dürfen.«

»Und was sollen sie hier?«, fragte

Sara.

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Wir haben Zeit«, sagte Theo.

»Nein, die haben wir nicht«,

entgegnete Fortier, und Theo wusste, dass er das Falsche gesagt hatte. Seine Absicht war es gewesen, sie noch eine Weile einzulullen, mit Fragen und Bemerkungen, die ihr Augenmerk mal auf ihn, mal auf Sara lenkten, um einen geeigneten Moment abzapfen. Diese Chance hatte er jetzt vertan. Er hatte sie auf das Gleis zurückgeholt, von dem er sie doch herunterlotsen wollte.

Das hieß, er durfte nicht länger warten, er musste handeln, jetzt, und er konnte bloß hoffen, dass er sich nicht irrte, wenn er alles auf diese eine Karte

setzte, die er im Ärmel zu haben glaubte.

Er warf seine Lampe nach Fortier. Nicht um sie zu treffen oder gar in der dummen Hoffnung, sie damit aufzuhalten. Er wollte sie lediglich ablenken, für eine Sekunde, vielleicht für zwei – lang genug eben, um Sara ihre Chance zu verschaffen.

Fortiers Blick richtete sich automatisch auf die ihr entgegenfliegende Lampe. Gleichzeitig warf Sara ihre beiseite. Fortiers Augen folgten auch deren Weg, und Sara verschwand aus dem Schein ihrer Lampe, während Theo voll hineintrat und Saras Flucht zusätzlich deckte.

Das schien der Punkt zu sein, an dem sein Plan schiefging.

Er hatte darauf gebaut, dass Fortier ihm nichts tun würde, weil sie ihn lebend haben wollte oder sogar brauchte, wofür auch immer.

Ein Irrtum, wie es aussah.

Fortier richtete den Revolver auf ihn. Die Mündung wirkte für die Dauer eines Lidschlags unmöglich groß. Dann verschwand sie hinter grell-weißem Licht, als Fortier ihre Lampe in seine Richtung drehte. In derselben Sekunde färbte sich das Licht zu orangerotem Feuer, und ein monströser Donnerschlag ließ scheinbar die ganze Welt erbeben.

Theo hörte Saras Schrei. Laut und kurz; er endete wie abgeschnitten. Ein dumpfer Laut folgte.

Dann verdrängte Stille die Echos des

Schusses.

Und Theo überwand die Angst um das eigene Leben.

Roxane sah, wie sich der dunkle Schemen in der Luft fast überschlug und dann wie ein schwerer Sack zu Boden ging, hinter einer steinernen Grabeinfassung, ihren Blicken entzogen – auch weil jetzt Theo auf sie zustürmte, als sei er ein wild gewordener Stier.

Roxane ließ ihn kommen. Ihr Blick fand seine Augen.

Die Ähnlichkeit lag vor allem in ihnen. Als stammten ihrer aller Augen

aus ein und derselben Schublade eines Glasaugenmachers.

Aus irgendeinem Grund fiel ihr plötzlich der alte Wolff ein. Wohl seiner grünen Augen wegen. Sie hatte sich immer gefragt, was es mit der auffallenden, fast strahlenden Farbe seiner Augen auf sich hatte; als Kind schon hatte sie diese Frage beschäftigt. Eine Antwort hatte sie nie darauf erhalten, und irgendwann hatte sie dann aufgehört, danach zu suchen. Und jetzt nahm Nathan Wolff, in dem das Alchimistenblut seiner Ahnherren allzu dünn geworden war, sein Geheimnis mit ins Grab – wenn sie ihm denn eines gaben. Vielleicht reichte, was von ihm übrig war, nur noch, um eine Urne zu

füllen.

Welch ein Sturz ...

Von ganz oben nach ganz unten. Vom Sessel an der Spitze von ProMed, den Wolff für einen Thron gehalten hatte, durch eine Spülküche hinab in die Trümmer seines Traumes, die ihn begraben hatten.

Beinahe zum Lachen ...

Roxane hob die Hand, in der schwer der Revolver lag.

Theo war fast heran, seine zu Klauen gekrümmten Hände berührten sie beinahe, wollten sich in das gestohlene Sweatshirt krallen. Er wollte sie umbringen, und seine Augen verrieten Roxane, dass er glaubte, das schaffen zu können.

Jetzt lachte sie.

Sie trieb es zum Äußersten. Ließ sich von seinen Fingern berühren. Dann erst schlug sie zu.

Der noch heiße Lauf des Revolvers traf Theo an der Schläfe. Es zischte ganz leise, als das heiße Metall seine Haut berührte. Die Wucht des Hiebes warf Theo zur Seite, wirbelte ihn herum, so wie Roxanes Kugel seine Freundin herumgewirbelt hatte. Und mit genau dem gleichen dumpfen Laut schlug auch Theo zu Boden.

Ein alter Gedanke kam ihr wieder in den Sinn.

Duplizität der Ereignisse ...

Sie lachte nicht mehr. Es *war* unheimlich, wie so vieles zweimal

geschah.

Sie trat neben den Reglosen, steckte den Revolver weg und hievte den Körper in die Höhe, bis sie ihn sich auf die Schultern laden konnte. Mit schweren Schritten verließ sie den Friedhof, auf dem eine ganze Welt begraben lag.

Das Gelenk war verschraubt und versteift. Jetzt drang Fios Nadel durch Fleisch und Haut und vernähte sie über dem, was zusammenwachsen sollte.

Eigentlich war es undenkbar, dass es gelingen könnte.

Es sei denn, sie waren nicht nur vom *gleichen*, sondern vom *selben* Blut ...

In jedem Fall war es frevelhaft. Es war ...

... *anmaßend*.

Fio hatte sich für ihr Studienfach entschieden, um genau solchen Missbrauch, der aller Welt als utopisch schien, zu verhindern, um das Geschehen mit zu kontrollieren, damit nicht alles versucht wurde, was eben machbar schien.

Es gab Dinge, die der Mensch nicht in seine Hand nehmen sollte.

Dafür hatte Fio mit Sorge tragen wollen. Sie verstand nun, in dieser schrecklichen Stunde, warum die Mutter Oberin sie sanft und unmerklich in diese

Richtung geleitet hatte.

Und doch stand sie hier und tat, was sie und kein anderer je hätte tun sollen.

Jetzt erbrach Fio sich. Nicht auf den Patienten, sondern neben den Tisch. Es gelang ihr gerade noch, den Mundschutz beiseite zu reißen. Schwer atmend richtete sie sich wieder auf und wischte sich mit dem Handrücken die saure Feuchtigkeit vom Mund.

Döberin reichte ihr ein Papiertuch. Sie nahm es nicht, kam sich jedoch armselig vor dabei, wie ein trotziges Kind, weil ihr nicht mehr als die lächerlichen Mittel eines solchen zur Verfügung standen, um gegen Döberin ... *aufzubegehren.*

Sie musste lachen. Es schmeckte noch

mehr nach bitterer Galle.

Tatsächlich ekelte sie sich nicht nur vor dem, was sie vor sich sah und zu tun gezwungen war -beinahe mehr noch ekelte sie sich vor Döberin selbst, vor dem Menschen, zu dem er aus welchen Gründen auch immer geworden war, und vor dem, was in ihm stecken mochte, was ihn antrieb. Weil es ganz einfach nichts Gutes sein konnte.

»In Ordnung«, sagte Döberin, als sie fertig war und Nadel und Faden beiseite legte, neben die blutfleckigen Instrumente und die rot getränkten Tamponaden.

Fio sah ihn an.

Wie sehr sie sich in diesem Mann doch geirrt hatte.

Gewiss, ein Genie war er. Wenn auch ein anderes, ein vielschichtigeres, als sie geglaubt hatte, da sie noch als Studentin in seiner Vorlesung saß.

Aber er war auch mehr als nur das, mehr als nur besessen von seiner Arbeit, die er selbst nicht mehr tun konnte und für die er die Hilfe anderer Hände brauchte.

Döberin war ein zutiefst von Kummer zerfressener Mensch. Seine ewig traurig wirkenden Augen waren keine Laune der Natur; sie hatten sich im Laufe vieler Jahre mit wachsender Trauer und Verzweiflung gefüllt.

Ein bisschen litt Fio mit ihm. Als sei sein Gram so stark, dass sie ihn wirklich fühlen und wie mit ihren Sinnen fassen

konnte.

Döberin besah die andere Naht des Patienten. Das Fleisch dort war geschwollen, die Wundränder dunkel, entzündet.

»Es gelingt nicht«, sagte Döberin, halblaut und zu sich selbst.

Er blickte Fio an, und sie sah, wie ein neuer Tropfen Traurigkeit in seine Augen fiel.

»Beten Sie, Signorina Gallo. Ich bitte Sie, beten Sie für ihn.«

»Warum beten Sie nicht selbst?«

Er schüttelte vage den Kopf, sein Blick an ihr vorbei und aus dem Raum hinaus gerichtet.

»Ihr Gott und ich, wir haben uns von Anfang an ... missverstanden.«

Sein Blick wanderte weiter fort, noch tiefer hinein in eine andere Zeit vielleicht. Fio wollte etwas sagen, um ihn zum Weiterreden zu bewegen. Endlich hatte sie das Gefühl, einen Blick hinter das vordergründige Geschehen werfen zu dürfen, aber sie hatte noch lange nicht alles, noch nicht einmal genug gesehen. Da fuhr Döberin von sich aus fort:

»Es gab eine Zeit, da habe ich tatsächlich geglaubt, Gott habe mir das Zeug in die Hände gelegt, um Wunder zu wirken. Können Sie sich das vorstellen?«

Er sah sie nicht an, hatte jedoch nicht vergessen, dass sie da war. Obwohl er diesen Eindruck erweckte und

seinerseits gar nicht mehr wirklich da zu sein schien.

»Ich kann mir alles vorstellen«, sagte Fio, und es lag echte Überzeugung in ihren Worten.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, das können Sie nicht. Sie sind zu jung, viel zu jung, um genug erlebt und durchgemacht zu haben, als dass Sie sich alles vorstellen könnten, Signorina. Ich hingegen habe Dinge gesehen und getan ... oder versucht ...«

Döberin winkte ab. Seine Haltung, der Blick, die Art, wie er den Kopf senkte, verrieten Fio, dass er überzeugt war, jedes weitere Wort müsse sinnlos sein. Sie versuchte ihr Glück – er *durfte* jetzt nicht aufhören.

»Was haben Sie denn getan ... oder versucht zu tun?«

Er stieß einen leisen Laut aus, der Selbstverachtung und Resignation zugleich ausdrückte.

»Ich wollte Gott spielen«, sagte er.
»Oder ich glaubte, Gott spielen zu können. Ich glaubte, Gott wolle durch mich wirken. Damals hielt ich das nicht für anmaßend. Ich war überzeugt, das Richtige tun zu können, und ich war wütend auf all jene, die sich mir in den Weg stellten.«

Feuer loderte in seinen Worten auf, erlosch gleich wieder, und Trauer und Bedauern kehrten zurück.

»Wie gesagt, es war ein Missverständnis. Ich habe die Zeichen

falsch gedeutet. Ich war anmaßend.«

Fio schluckte. Sie wollte ihre Worte mit Bedacht wählen, aber dann fragte sie doch einfach nur noch einmal, betonter:

»*Was* haben Sie getan, Professor?«

Nun endlich drehte er den Kopf und sah sie an, so fest, als müsse er sich zwingen, vor ihrem Blick zu bestehen.

»Ich glaubte, ich könnte den Jungen quasi von den Toten auf erwecken.

Können Sie sich das vorstellen, Signorina Gallo? Können Sie sich das vorstellen?«

»Sie ...«

Fios Kopf sackte kraftlos nach vorn. Immer noch den widerlichen Geschmack von Erbrochenem im Mund, fiel ihr Blick auf den ... Patienten. Sie verstand

noch immer nicht, nicht ganz. In ihrem Kopf fügten sich allerdings langsam Gedanken wie Scherben ineinander.

Als sie schließlich wieder aufsaß, blickte auch Döberin auf den jungen Mann hinab.

Ist er jung ...? Wie alt ist er ...? Wie lange ist er schon so ...? Was ist er ...?

Seine Wunden waren alt, aber immer noch schrecklich, sie waren schlecht und teilweise gar nicht verheilt, immerfort nässend und schwärend. Irgendwie musste sein Schmerzempfinden abgeschaltet worden sein; andernfalls hätte der Schmerz ihn sicher umgebracht. Darüber hinaus schien er regelmäßig bewegt zu werden, denn sonst wären seine Beine, die Arme, sein ganzer

Körper ausgemergelt gewesen, dünn und schwach. Was er nicht war. Auch wenn es undenkbar schien, so sah der ... Mann doch aus, als könne er jederzeit aufstehen und ... was auch immer tun.

»Ich wollte ihn retten, mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung standen und die ich dann endlich nutzen durfte.« Döberins Stimme klang schmerzhaft rau in Fios Ohren. »Stattdessen ...« Er schüttelte den Kopf, wohl über sich selbst, über das, was er irgendwann törichterweise getan hatte.

Nein, er hat es versucht. Nur gelungen ist es ihm nicht ... offensichtlich nicht. Was immer es war, das er versucht hat ...

Fios Blick ruhte auf dem Patienten.

»... stattdessen habe ich mich versündigt«, sprach Döberin weiter. »Und er«, sein Blick strich über den Daliegenden, wie es seine Hand nicht konnte, »muss büßen für die Sünden seines Vaters, sein Leben lang schon – das ich auf unverzeihliche Weise verlängert habe.«

Sie blieb liegen. Mit zusammengebißenen Zähnen unterdrückte sie den Schmerz, froh, dass es nur der Schmerz des Sturzes war und nicht der einer Schusswunde.

Sara war ihrem Instinkt gefolgt, hatte

ihren Körper reagieren lassen, ohne ihn zu beeinflussen. Wie vom Katapult geschleudert, war sie, als der Schuss losging, in vollem Lauf mit einem Schreckensschrei hochgesprungen, hatte sich in eine ungeschickte Drehbewegung gebracht, die hoffentlich so aussah, als geschähe sie völlig unbeabsichtigt und als sei sie der Wucht geschuldet, mit der eine Kugel einen fliehenden Menschen in den Rücken traf.

Am schlimmsten war der Aufprall gewesen. Ihr Körper hatte sich geweigert, den Sturz in einer Rolle abzufangen; er hatte sich regelrecht vom eigenen Gewicht zu Boden hämmern lassen, und Sara hatte tatsächlich für zwei, drei Sekunden die Besinnung

verloren.

Als sie wieder so klar sah, wie es hier unten eben möglich war, erkannte sie vor sich den Rand einer Grabeinfassung. Wäre sie mit dem Kopf oder dem Genick darauf geschlagen, hätte sie sich nicht mehr tot zu stellen brauchen ...

Gewagt war es trotzdem. Irrsinnig eigentlich. Sie erwartete, dass Roxane Fortier sich überzeugen würde, ob Sara wirklich tot war.

Aber das Glück lachte ihr noch einmal.

Roxane kam nicht. Sie ging und nahm Theo mit.

Unerklärlich im ersten Moment, nachvollziehbar – wenn auch nicht zu

verstehen – im nächsten. Die Roxane Fortier, die ihnen heute begegnet war, schien eine andere zu sein als gestern und am Tag zuvor in Berlin. Sie wirkte nicht mehr wie diese fleischgewordene Mordmaschine, die einzig aufs Töten programmiert war und dieses Programm mit allen Mitteln verfolgte. Heute war sie Mensch, immer noch auf ein Ziel fixiert, aber offenbar auf ein anderes. Irgendetwas musste mit ihr passiert sein, etwas, das buchstäblich tiefer reichte als die Verbrennungen, die sie erlitten hatte. Doch harmloser war sie damit nicht geworden; in dem Punkt machte Sara sich nichts vor.

Sie wartete, bis sie Fortiers schwere Schritte fast nicht mehr hören konnte.

Dann schlich sie zu ihrer Lampe, deren Licht ins Leere leuchtete. Und schließlich folgte sie, lautlos, wie sie hoffte, der Richtung, die Fortiers Schritte ihr wiesen.

Ab und zu sah sie den Schein von Fortiers Lampe. Sie schien immer wieder nach Wegmarken zu suchen, die man vermutlich nur fand, wenn man von ihrer Existenz wusste.

Immer dann, wenn sie das Licht entdeckte, ließ Sara sich ein wenig zurückfallen und wartete, bis Fortier nicht mehr zu hören war. Dann ging es weiter, mit dröhnendem Pulsschlag im Ohr und frierend in einer Haut aus kaltem Schweiß.

Was hoffte sie eigentlich zu

erreichen? Was würde sie tun, wenn Fortier mit Theo ihr wo auch immer liegendes und wie auch immer geartetes Ziel erreichte? Sie war nicht bewaffnet, sie hatte keine Ahnung, wie man aus diesem Irrgarten hinausfand ...

Es war dumm, was sie tat.

Aber es war auch das Einzige, was sie tun konnte.

Jedenfalls redete Sara sich das ein. Und wenigstens das gelang ihr.

Irgendwann – die Zeit schien über dieses Labyrinth hinwegzuwehen, ohne einen Weg hierherzufinden – erreichten sie einen anderen Teil dieser komplexen Anlage unter der Erde. Es schien Sara kaum vorstellbar, dass Menschen sie gebaut haben sollten. Wie lange das

gedauert haben mochte? Wer hatte den Auftrag gegeben und wozu? Fragen, Fragen, Fragen, immer neue ...

Dieser andere Teil unterschied sich weder in Bauart noch Beschaffenheit: Wände, Böden und Decken bestanden aus ineinandergefügten Steinen, die Türen aus Bohlen, die von schweren Eisenbändern zusammengehalten wurden. Dieser Teil jedoch wirkte ... bewohnt. Und das lag nicht allein an den Fackeln, die für ein wenig Helligkeit sorgten.

Irgendwo weiter entfernt ging eine Tür, öffnete sich, schloss sich. Ließ nur Stille davor zurück.

Sara ging weiter, dicht an der Wand, nach jedem Schritt den Atem anhaltend

und lauschend. Einmal glaubte sie, Stimmen zu hören, ohne sie zu verstehen und so kurz, dass es eine Täuschung sein mochte.

Im Gegensatz zu dem anderen Geräusch, das sie plötzlich vernahm.

Es stammte auch von einem Menschen, und zwar von einem, der Schmerzen litt.

Alarmiert folgte Sara dem Laut. Es gab so viele Türen hier ... Immer wieder musste sie innehalten, bis das Geräusch von neuem anhub.

Wer war es, dem es da so schlecht ging? Paul? Oder schon Theo? Hatte Fortier ihm in der Kürze der Zeit bereits angetan, was sie Paul vielleicht längst angetan hatte?

Die Sorge um beide, um Paul *und* Theo, fraß in Sara wie eine dieser nackten, narbigen Ratten, die sie vorhin auf dem Weg hier herunter entdeckt hatte. Dennoch empfand sie für beide Männer ganz unterschiedliche Gefühle – zwar Zuneigung, Hingezogenheit, ja, aber für Paul doch anders als für Theo. Mit Paul geschlafen zu haben, dafür ... schämte sie sich inzwischen beinahe. Es schien ihr im Nachhinein nicht *richtig* gewesen zu sein.

Und Theo ...?

Die Erleichterung darüber, dass er noch am Leben war, hatte sie zusammengeführt, aber auch das Bedürfnis, nicht allein zu sein in dieser Situation – jemanden zu *haben*.

Mit Theo war es eine Sache zwischen Mann und Frau gewesen.

Mit Paul ...

Der schaurige Schmerzensschrei wiederholte sich und unterbrach Saras Rekapitulation ihrer Gefühle für Paul. Sie ging langsamer, lauschte, blieb stehen.

Das Stöhnen schien hinter der Tür links von ihr hervorzukommen.

Ihre Hand schloss sich fest um die Klinke. Erst schien es, als ließe die Klinke sich nicht niederdrücken, dann merkte Sara, dass es ihre Hand war, die sich nicht bewegen wollte. Sie zwang sie dazu.

Die Tür ging fast lautlos auf. Der Raum dahinter lag im schwachen Schein

einiger Lämpchen, die wie verlorene Sterne glommen.

Sara half nach und schaltete ihre Lampe ein.

Als Erstes sah sie eine Ansammlung abstrakter Schatten, die an die Wände projiziert wurden. Dann erkannte sie, was diese Schatten warf: Gerätschaften, wie sie für bewegungstherapeutische Zwecke genutzt wurden – eine Art Laufband, eine fahrradähnliche Konstruktion ... Alles alt, aber nicht nur offensichtlich funktionstüchtig, sondern auch regelmäßig genutzt.

Sara bewegte die Hand mit der Lampe, und das Licht fiel auf einen Sarg aus Glas.

Jedenfalls war das ihr erster

Eindruck. Dann erkannte sie ihren Irrtum – und zugleich auch, dass sie sich so sehr gar nicht geirrt hatte.

Der durchsichtige Behälter war etwas über mannslang, eine Anzahl von Schläuchen und Kabeln verbanden ihn mit einigen der Apparaturen, deren Anzeigen im Dunkeln schimmerten.

Gefüllt war der gläserne, aufgeklappte Sarkophag mit einer sichtlich zähflüssigen Substanz, die im Licht der kleinen Anzeigenlampen wie von Blut und Gold durchwirkt schien; von ihr musste der chemische und zugleich auch würzige Geruch ausgehen, der selbst wie etwas Zähes in der Luft lag.

In dieser Flüssigkeit wiederum lag

ein Mensch. Nackt. Ein Mann. Mehr war von der Tür aus nicht zu erkennen.

»Paul?«, entfuhr es Sara, und etwas Bitteres drängte sich diesem Wort hinterher und in ihren Mund.

Ein raues, angestregtes Stöhnen antwortete ihr.

»Sara?«

Theo glaubte, in hellstem Sonnenschein zu erwachen. Dann schlug er die Lider ganz auf und sah anstatt einer Sonne deren sechs über sich. Im nächsten Augenblick erkannte er die Sonnen als das, was sie wirklich waren:

Operationslampen.

Etwas schob sich zwischen ihn und die Leuchten. Es war das verbrannte Gesicht Roxane Fortiers, so wie er es eben noch vor sich gesehen hatte, als er sich auf sie hatte stürzen wollen, um sie eigenhändig umzubringen – weil sie Sara erschossen hatte.

Es war beim Wollen geblieben.

Und geblieben war auch der Schmerz, der plötzlich an seiner Schläfe explodiert war und sich inzwischen unter seiner Schädeldecke eingenistet hatte und sie scheinbar abzusprengen versuchte. Das grelle Licht war noch Öl in das Feuer dieser Schmerzen. Theo machte die Augen zu, und es wurde ein wenig besser. Nur nicht so viel besser,

dass er die Augen geschlossen hielt.

Er wollte sie sehen.

Seine stille Hoffnung, in ihrem Gesicht irgendetwas zu lesen, das ihm mehr verriet über sie und über das, was sie von ihm wollte, erfüllte sich jedoch nicht. Fortiers Mienenspiel war vom Feuer steif gebrannt, und ihre Augen nahmen lediglich wahr, dass er wach war, ohne im Gegenzug etwas preiszugeben.

Ihr Gesicht verschwand. Dafür hörte Theo ihre Stimme. Sie meldete irgendjemandem, dass er zu sich gekommen war.

Theo versuchte den Kopf zu drehen, um zu sehen, mit wem sie sprach. Der Schmerz der Bewegung ließ ihn die

Augen zukneifen. Als es nicht mehr ganz so wehtat, öffnete er sie wieder und erkannte, wo er sich befand.

Die Operationslampen waren ein Indikator gewesen, den er entweder nicht verstanden oder den zu verstehen sein Denken sich geweigert hatte.

Er lag auf einem harten Operationstisch. Er war nackt, bis zu den Hüften hinab jedenfalls. Seinen Unterleib bedeckte ein weißes Laken. Die Luft um ihn herum war kalt und, wie ihm schien, neblig, die Wände dunkles, blankes Mauerwerk.

Jemand trat an den Tisch und beugte sich über ihn. Nicht Fortier diesmal, trotzdem jemand, den Theo kannte, zumindest dem Gesicht und dem Namen

nach.

»Fio?«

Sie sagte nichts, nicht mit Worten. Auch ihr Gesicht war starr, wie gelähmt und zu keiner Regung fähig. Einzig ihre großen, dunklen Augen sprachen. Eine Träne löste sich daraus und fiel auf Theos nackte Brust.

»Was soll das hier?«, fragte er, und jetzt loderte Beunruhigung in ihm auf, machte ihn kribbelig, wollte ihn sich kratzen lassen am ganzen Körper, weil er das Gefühl hatte, es marschierten Ameisen unter seiner Haut einher.

Da merkte er, dass er sich nicht nur nicht kratzen, sondern insgesamt kaum bewegen konnte. Er war gefesselt, mit Riemen an den Tisch gebunden.

Er schrie.

Niemand antwortete.

Fio verschwand, und an ihrer Stelle bewegte sich plötzlich, Purzelbäume schlagend, eine kleine Figur durch Theos Gesichtsfeld. Sie war nackt, geschlechts- und gesichtslos, grob geformt wie der Golem. Die Hand, um deren Finger die Tonfigur wanderte, geriet in den Fokus von Theos Blick, der nun weiter emporkletterte, den Arm entlang zur Schulter, bis er schließlich das Gesicht des Mannes erreichte. Ein Gesicht, das an eine steinerne Landschaft denken ließ, am Abend, wenn die Sonne lange, tiefe Schatten warf – und ein Gesicht, das Theo gestern Nacht zum ersten Mal wirklich gesehen hatte,

obwohl es immer schon Teil einer Erinnerung gewesen war, die ihm Albträume bereitete, solange er zurückdenken konnte. Ein Gesicht, das in Theo den Eindruck weckte, er blicke in einen Spiegel, der ihn um Jahrzehnte älter machte.

»Vater?«, rann es ihm von den Lippen.

»Vater?«, echote der Mann und hob eine seiner dunklen, buschigen Brauen.
»Das ist ... erstaunlich.«

Die Akustik täuschte, trog und narrete das Ohr, hier, zig Meter unter Wien. Die

Augen taten dies nicht. Doch Sara wünschte, es wäre so ...

Sie hatte Paul Finn gefunden. Er lag in einem Bett, auf und unter Laken, die scheinbar ein Muster aus dunkelroten Blüten aufwiesen. Tatsächlich handelte es sich um Blut, um frisches, um halb getrocknetes und um verkrustetes Blut.

Unter der Decke brannte eine vergitterte Lampe und übergoss Pauls Gesicht mit trübem wachsgelbem Schein, der es noch kränker aussehen ließ. Die Augen steckten wie in dunklen Rahmen, aber ihr Blick leuchtete auf, da er Sara traf, als sammle sich alles Licht der Zelle für eine Sekunde allein in ihnen.

Sara trat mit zwei raschen Schritten

zu ihm. Das Herz schlug ihr scheinbar bis zum Hals. Sie zitterte. Sie wollte etwas sagen, hundert Dinge, doch nicht eines kam ihr über die Lippen. Neben Pauls Bett ging sie in die Knie. Mit ihrer rechten Hand berührte sie seine klamme Stirn und strich darüber, mit der linken suchte sie seine Hand. Ohne sie zu finden.

Sie war nicht mehr da. Sie fehlte ihm, wie der ganze Arm.

Sara fuhr zurück, gebannt von dem Gefühl, von einem monströsen Hammer getroffen worden zu sein, der sie niederzuwerfen drohte. Ihr Gesicht musste jetzt so blass sein wie Pauls.

Ein Wort nur fand den Weg aus ihrem Mund und tropfte in die beklemmende

Stille, die düstere Stimmung, die wie ein übler Dunst den Raum füllte.

»Was ...?«

Dennoch, dieses eine Wort drückte alles aus, was Sara bewegte und wissen wollte.

»Lange Geschichte«, antwortete Paul. Das Sprechen bereitete ihm Mühe. Seine fahlen Lippen waren rissig.

»Ich bring dich hier raus«, versprach Sara. Ihr Blick flog durch den zellenartigen Raum. Drei, vier Infusionsbeutel tröpfelten ihren Inhalt durch Schläuche in Pauls Adern. Andere Apparate waren abgeschaltet.

»Wer hat dir das angetan? Und warum?« Saras Augen brannten, ihre Stimme bebte. Jedes Wort tat ihr im

Hals weh, als müsse es
herausgewrungen werden.

»Ich versteh es«, sagte Paul rau, den
Blick in die Ferne gerichtet. »Es gefällt
mir nicht«, er versuchte ein Lachen, das
misslang, »aber ich versteh's.«

»Was verstehst du?«

»Warum sie es getan haben.«

»Wer sind *sie*?«

Sara zog mit fliegenden Fingern die
Infusionsnadeln aus Pauls Körper.

»Diese Frau ...«

»Roxane Fortier? Sie hat das getan?«
Saras Blick fiel auf die Stelle, wo nur
noch eine mit blutigen Verbänden
umwickelte Schulter an Pauls fehlenden
Arm erinnerte.

»Nein, sie hat mich nur

zurückgeholt.«

»*Zurückgeholt?* Herrgott, Paul, wovon redest du?« Ihre Stimme drohte schrill zu werden.

»Zurück, ja, hierher. Von wo ich entführt wurde. Sie hat nicht gelogen, Sara. Sie *ist* meine Mutter. Jedenfalls ... hat sie mich zur Welt gebracht.«

Sara schauderte. Sie ließ den Blick schweifen, meinte jedoch nicht nur diesen Raum, als sie zittrig fragte:
»Hier?«

»Hier irgendwo, ja. Das«, Paul machte mit dem verbliebenen Arm eine matte Bewegung, »ist mein Geburtshaus.« Wieder versuchte er zu lachen, und jetzt ging es ein klein wenig besser. Doch war es weit davon entfernt,

belustigt zu klingen. Es war das bittere Lachen eines Menschen, der resigniert und sich in sein Schicksal ergeben hat.

»Das hat sie dir erzählt?«

»Das haben sie mir erzählt. Einiges davon jedenfalls. Aber auch das hätte es nicht gebraucht. Die Wahrheit«, wieder beschrieb sein gesunder Arm diese müde Bewegung, »liegt hier überall in der Luft, als wäre alles Geschehene, jedes Wort, jeder Gedanke, nie vergangen, wenn man ... eine Antenne für so was hat. Und die habe ich ja ... leider.« Er zwinkerte ihr zu und hatte Mühe, das Lid danach wieder zu heben. »Und jetzt«, fuhr er angestrongter fort, »weiß ich sogar, warum. Oder ich habe wenigstens so was wie eine Idee

davon.«

Sara war damit beschäftigt, die kleinen, von den Infusionsnadeln hinterlassenen Wunden zu verpfastern – und kam sich ein bisschen albern vor dabei ... angesichts Pauls *anderer* Wunde.

»Du weißt, warum du ...«, sie hob die Schultern, »... *Dinge* empfängst?«

»Vielleicht.« Paul versuchte seinerseits die Schultern zu heben, unbewusst, und sein Gesicht verzerrte sich zur Grimasse. Seine Schmerzen schienen auf Sara abzufärben, sie litt mit ihm und verzog ebenfalls das Gesicht.

Paul musste sich sammeln, ehe er weitersprechen konnte.

»Das scheint mein ... Anteil zu sein.«

»Dein Anteil?« Sara wünschte, er würde Klartext reden. Andererseits war es fast ein Wunder, dass er überhaupt redete, und so drang sie nicht in ihn, sondern ließ ihn reden, was er reden wollte. Oder konnte. »Dein Anteil wovon?«

»Vom Ganzen«, sagte Paul. »Von ihm.«

Sara warf ihren eben erst gefassten Entschluss über Bord. Sie wollte endlich mehr erfahren, wollte alles ganz genau wissen. Sie schämte sich ein wenig dafür, auch in dieser Situation nicht aus ihrer Haut zu können.

»Paul, wovon sprichst du? Ich verstehe nicht ...«

Er sah sie an. Sie verstummte.

»Vom Klonen.« Er schluckte trocken.
»Ich spreche von den ... wirklichen
Aspekten des Klonens, Sara.«

Theo wusste, was mit ihm geschah; er hatte es schon viele Male gesehen – nur nicht aus dieser Warte, nicht aus der Sicht des Patienten, sondern immer nur von der des Arztes aus.

Jeder seiner Patienten hatte ihm jedoch eines vorausgehabt: Sie hatten gewusst, was ihnen bevorstand, auf welche Operation man sie vorbereitete.

Theo wusste das nicht. Und niemand war willens oder imstande, es ihm zu

sagen, ganz gleich, wie drängend und zunehmend verzweifelt er danach fragte.

Panik ergriff einmal mehr Besitz von ihm. Sie schien ihm in den vergangenen Tagen zum steten Begleiter geworden zu sein, der sich nur ab und an etwas zurückfallen ließ, um dann zu ihm aufzuschließen und ihn an der Gurgel zu packen.

Das Mädchen, Fio, hatte ihm die Haare von Brust, Gesicht und Kopf rasiert. Mit vor Tränen glasigem Blick, aber eisern schweigend, als seien ihr die Lippen zugenäht. Jetzt pinselte sie ihm mit Jod einen gelben Kragen um den Hals und etwas wie einen Rahmen ums Gesicht.

In Theo stieg allmählich eine Ahnung

auf, was man mit ihm tun, was man ihm *antun* wollte – er wusste nur nicht, warum. Und das machte es noch viel schlimmer.

Der Mann, der es erstaunlich fand, dass Theo ihn »Vater« nannte, hatte sich zurückgezogen. Spürbar, weil er nicht mit ihm reden wollte. Weil er ihn nicht für wert befand, mit ihm zu reden. Er hatte ihn nur mit einem Blick gemustert, den Theo ebenso wiedererkannte wie das Gesicht des Mannes. Der Blick ähnelte dem aus seinen Augen, er wusste, wann und worauf er so schaute, er wusste, was er dabei empfand – jene Eiskälte nämlich, die ihn vor einer Operation überkam, die ihn zum Chirurgen machte, ihn ganz ruhig werden

ließ und loslöste von allem,
insbesondere irgendwelchen Gefühlen,
die ihn und seine Präzision in Tun und
Denken beeinträchtigen könnten.

Ja, genau so hatte dieser Mann, hatte
»Vater« auf ihn herabgesehen.

Roxane Fortier hatte er mit ein paar
Worten, die Theo nicht verstanden hatte,
aus diesem unheimlichen Operationssaal
geschickt. Jetzt kehrte sie zurück, und sie
brachte etwas mit.

Vor sich her schob Fortier einen
langen Bottich, in dem eine zähe
Flüssigkeit schwappte und schmatzte.
Darin lag, wie in einem Bad aus Blut
und geschmolzenem Gold, ein nackter
Mann.

Nackt nicht nur bis auf die Haut,

sondern beinahe bis aufs Fleisch.

Der Körper des Mannes war gerötet, geschwollen, und das war nicht nur ein Effekt der Flüssigkeit, die ihn umgab. Seine Haut war verbrannt, und eigentlich, daran hatte Theo keinen Zweifel, müsste dieser Mann tot sein. Aber er lebte. Das wusste Theo nicht einfach nur, er spürte es so, wie er selbst lebte.

Noch ...

Er fror, nicht bloß weil er selbst fast nackt, seine Haut noch feucht von der Rasur und der Saal kalt war. Ein eisiges Gefühl, das er so gut kannte, meldete sich in ihm, aber diesmal war es nicht sein Freund, jetzt war es gekommen, um ihn erfrieren zu lassen.

Fortier rangierte den auf einem Rollengestell ruhenden Behälter neben Theo. Er drehte den Kopf ein wenig und blickte auf die durchsichtige Wandung.

Im selben Moment fiel auch der Kopf des Mannes dahinter zur Seite, ob in einer bewussten Anstrengung oder zufällig, war nicht zu erkennen. Sein Gesicht, das zuvor wie eine zerklüftete Insel aus der Oberfläche dieser Flüssigkeit geragt hatte, wandte sich nun Theo zu. Luftblasen drangen dem Mann aus Mund und Nase und kämpften sich durch die zähe Brühe nach oben. Dann lag er da wie tot – bis er die Augen öffnete. Er schien Theo bis ins Allerinnerste zu blicken – der seinerseits das Gefühl hatte, dazu ebenso

imstande zu sein.

Er und dieser Mann sahen einander nicht einfach nur an ...

Das Gefühl des Entsetzens hingegen, das Theo in dieser Situation nur logisch erschienen wäre, hielt sich in Grenzen. So wie sein Eindruck, dieser andere Mann sei mehr Monster als Mensch, wie eine Atemwolke in kalter Luft verflog, sobald er das Gesicht hinter dieser Maske aus Narben und Röte wirklich *sah* und erkannte.

Zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit glaubte Theo, in einen Spiegel zu blicken. Nur war es diesmal keiner, der ihn um Jahrzehnte älter machte.

Das Gesicht dieses Mannes dort ...
... *ist* mein *Gesicht* ...!



Das weitere Geschehen verlief reibungslos wie ein exakt inszeniertes Theaterstück.

Wie ein Grand-Guignol ...

Fio war nicht nur Statistin in diesem grausigen Horrorspiel, sie hatte nur keine Sprechrolle. Mitwirken musste sie, stumm alles tun wie eine Marionette, die zwar wusste, dass sie an Fäden hing, aber sich nicht dagegen wehren konnte.

Döberin hatte ihr eine weitere Dosis des Präparats injiziert, als die Wirkung nachgelassen hatte. Nun kam sie sich wieder vor wie eine Gefangene in ihrem eigenen Körper, aus dem ihre Augen hinausschauten wie durch das Guckloch

in einer Kerkertür.

Eine neue Träne löste sich aus ihrem Augenwinkel und fiel auf Theos Wange; sie rann darüber, als weine er selbst. Doch sie sah ihm an, dass er über das Stadium des Weinens längst hinaus war. Sein Entsetzen schien so tief und groß, dass es ein anderes Ventil gebraucht hätte, eines, das es vielleicht gar nicht gab, sodass ihm letzten Endes nichts anderes übrig blieb, als sich in den Wahnsinn zu flüchten.

Aber so weit schien er noch nicht zu sein. Ihn länger zu beobachten, blieb ihr im Augenblick jedoch keine Gelegenheit, weil sie dem Bottich weichen musste, in dessen geheimnisvoller Nährlösung der andere

lag.

Diese Lösung wäre Gold wert, hätte man ihre Existenz publik gemacht und sie zum Kauf feilgeboten.

Das hatte Döberin nicht getan, und er wollte es auch nicht tun. Auch darum schien es bei Döberins Streitgespräch mit dem fremden Mann gegangen zu sein, das Fio vor zwei Abenden belauscht hatte, ohne es zu verstehen.

Noch immer verstand sie nicht alles, was hier vor sich ging, wenn auch schon deutlich mehr. Döberin hielt mit Informationen nicht hinterm Berg. Sie waren schließlich alles, was er hatte, um sie zu ködern. Und Fio musste sich eingestehen, dass die Versuchung letztlich doch groß war. Ob das nun an

der Wirkung des Serums lag oder einem Umdenken ihrerseits entsprang, konnte sie nicht mit Bestimmtheit sagen. Glauben wollte sie Ersteres – und ihre Glaubenskraft war immer noch groß.

Und unbezwingbar ...?

»Stellen Sie sich nur vor, Signorina Gallo«, sagte Döberin, während er hinter ihr mit Instrumenten hantierte, »wie es wäre, zur Mitverwalterin und Gestalterin eines Vermächtnisses zu werden, das im Laufe von Jahrhunderten angehäuft wurde und praktisch unbezahlbar ist.«

Verlockend war der reine Gedanke durchaus, das gab Fio zu. Seit Rudolf II. im Jahr 1601 den Alchimisten Urbanus Wolff überzeugt hatte, Kollegen,

Gleichgesinnte und Freigeister um sich zu scharen und in seine kaiserlichen Dienste zu treten, hatten laut Döberin Dutzende, vielleicht sogar Hunderte von Wissenschaftlern in diesem Refugium unter Wien, das der Kaiser für sie hatte bauen lassen, nichts weiter getan, als immerzu nur zu forschen.

»Sie durften tun und lassen, was sie wollten, niemand stellte sich ihnen in den Weg, keiner schaute ihnen auf die Finger«, erzählte Döberin. »»Wissen ist Macht«, das war Rudolfs heimlicher Leitspruch. Nur kam er nicht dazu, dieses Wissen, das in seinem Auftrag gesammelt wurde, auch in Macht umzumünzen. Er wurde – und das nenne ich eine wahre Ironie des Schicksals! –

unheilbar krank. Aber die Loge blieb nach seinem Abtritt bestehen und erhielt weiterhin kaiserliche Unterstützung. Weil man sie fürchtete, diese Menschen, weil die Macht dessen, was sie schon entdeckt hatten, unwägbare war. Und weil keiner sich ihren Unmut zuziehen wollte. Sie müssen bedenken – das waren andere Zeiten damals.«

Fio nickte, innerlich nur, ohne wirklich den Kopf zu bewegen. Damals hatten viele Menschen noch an Hexenkraft und dergleichen geglaubt. Nein, es war kein Wunder, dass man die Loge gewähren ließ, aus bloßer Furcht davor, was andernfalls geschehen könnte.

»So widmete sich die Loge – die sich

in der Nachfolge des Prometheus sah, welcher den Menschen das Geschenk des Feuers gemacht hatte -, weiterhin ihrem Bestreben, die Rätsel und Geheimnisse der Welt zu lösen. Sie zogen neue Generationen heran, die klügsten Denker und größten Gelehrten, deren Namen nie groß wurden, weil sie unter der Stadt lebten und wirkten, luden sie in ihre Reihen ein oder haben sie hergezwungen ...« Döberin verstummte kurz, schluckte vernehmlich. »... und irgendwann auch mich.«

Fio schauderte unter der Haut. Es war unvorstellbar, was all diese Menschen in der langen Zeit an Wissen gefunden und zusammengetragen haben konnten. Nur einen Blick darauf werfen zu

können, eine Ahnung davon zu bekommen, war für einen neugierigen Menschen wie Fio eine Verlockung, der eigentlich nicht zu widerstehen war.

Was sie sich dennoch widersetzen ließ, was ihr das Quäntchen Kraft dazu gab, das ihr Glaube allein vielleicht nicht aufgebracht hätte, war, dass sie nichts weiter hatte als Döberins Wort. Keinen wirklichen Beweis. Kein verstecktes Archiv des Wissens, in dem die Erkenntnisse aus Jahrhunderten lagerten.

Zusätzlichen Zweifel schürte Döberins Behauptung, die Loge hätte ihr Wissen zum allergrößten Teil für sich behalten. Weil die Menschheit für vieles nicht reif sei, vielleicht nie reif sein

würde. Natürlich, das kam Fios eigener Überzeugung sehr entgegen und war ja der Grund, weshalb sie sich der Genetik verschrieben hatte. Dieser Umstand aber bestätigte in ihr den Verdacht, Döberin könnte genau darauf abzielen, auf ihre Achillesferse.

Am meisten beschäftigte sie der eine Punkt, den Döberin nicht angesprochen hatte: Was war aus der Prometheus-Loge geworden? Warum gab es nur noch ihn, weshalb brauchte es *neue* Erben?

Und warum zwang er sie, diesen Menschen *all das* anzutun? Wie konnte das irgendjemandem nützen oder zu einem größeren Ziel führen?

Diese Fragen waren das Gift, das am Fundament des Lügengebäudes fraß und

es zum Einsturz brachte.

Fio wäre willens gewesen, in der Gesellschaft Gleichgesinnter im Geheimen zu forschen. Mit darüber zu entscheiden, welche Erkenntnisse den Menschen zugänglich gemacht wurden und welcher Rätsel Lösungen besser unter Verschluss blieben.

Nur war sie nicht bereit, dafür über Leichen zu gehen ...

Das Räderwerk des Geschehens um sie herum drehte sich weiter, eine Bewegung im Raum ging immer noch passgenau in die andere über, und nun kam auch Fio wieder ins Spiel.

Sie nahm das Skalpell in die Hand. Ließ den Blick darauf ruhen. Und dieser Anblick wirkte wie ein Katalysator für

etwas, das sie insgeheim schon lange tun wollte, zu dem ihr nur das letzte bisschen Willen fehlte.

Das Bild des Skalpells, seine fast sichtbare Schärfe schien es zu sein, die etwas in Fio zertrennte, etwas befreite, von dessen Existenz sie nicht wirklich überzeugt war, an das sie aber ganz fest *glaubte*.

Und es rührte sich ...

»Signorina Gallo?«, hörte sie Döberins Stimme.

Sie schien der Startschuss zu sein, der allerletzte Anstoß, den sie brauchte.

Fio wollte und würde niemandem mehr Leid zufügen. Sondern den Leidensweg eines Menschen beenden.

Wie eine Figur aus einer

alttestamentarischen Geschichte, die niemals niedergeschrieben worden war, kam Fio sich vor, als sie das Skalpell hob, die Faust fest darum schloss wie um einen Opferdolch – und vorstürzte, um dem Ärmsten die Klinge ins Herz zu stoßen.

Als wäre Pauls Eröffnung ihr Stichwort gewesen, hatten sich Roxane Fortiers Schritte genähert, und dann war sie hereingekommen. Eine bange Minute lang, die einfach nicht vergehen wollte, hatte Sara unter Pauls Bett gekauert, während Fortier nur Zentimeter von ihr

entfernt gestanden und stumm nach ihrem Sohn geschaut hatte. Endlich war sie doch gegangen, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben, und hatte sich im Raum gegenüber zu schaffen gemacht.

Schließlich hatte sie etwas Schweres davongekarrt. Den gläsernen Sarg mit dem nackten Mann darin.

Natürlich hatte Sara daran gedacht, Fortier anzugreifen. Mit dem Überraschungsmoment auf ihrer Seite hätten ihre Chancen gut gestanden. Es wäre jedoch ein Restrisiko geblieben, und dies war nicht der Augenblick, mit einer solchen Gefahr zu spielen. Es ging um viel zu viel. Wäre auch Sara noch in ihre Hände gefallen, wäre alles aus gewesen – und Paul verloren, so gut wie

tot.

So hatte sie in ihrem Versteck ausgeharrt und kam erst wieder hervor, als Fortier sich so weit entfernt hatte, dass sie nicht mehr zu hören war.

»Wer ist das in diesem Glaskasten?«, fragte Sara im Aufstehen. Und aus enger Kehle: »Theo?«

»Nein, nicht Theo«, antwortete Paul leise.

Sara stutzte. »Du kennst Theo?« Die beiden waren einander doch gar nicht begegnet.

Paul schüttelte sacht den Kopf. »Nein, ich kenne Theo nicht. Aber ich weiß, wer er ist.«

»Du könntest dir dein Geld echt als Wahrsager verdienen«, meinte Sara.

»Ich versteh kein Wort.«

Paul nickte matt. »Immer mit der Ruhe. Eines nach dem anderen, ja?«

»Ja, natürlich.« Sara trat neben ihn und half ihm, sich aufzusetzen. »Du kannst mir unterwegs alles erzählen.«

Er saß da, in ihrem Arm, und sah sie lange an. *Zu* lange in dieser Situation, wie Sara fand. Pauls Blick war wie ein Dialog ohne Worte zwischen ihnen, und sie wartete, bis sie spürte, dass alles gesagt war.

Schließlich lächelte Paul, ein seltsames Lächeln, das im Zusammenspiel mit seinen Augen Freude und Trauer zugleich ausdrückte.

»Sag mir wenigstens eines«, fing Sara an.

»Ich werde dir alles sagen«,
versprach er.

Sie ließ sich nicht irritieren. »Wer ist
der Klon?«, wollte sie wissen. »Theo
von dir – oder du von Theo?«

Pauls Antwort warf nur eine neue
Frage auf. »Wir von ihm.«

»Von ihm? Wer ist er?«

»Setz dich«, sagte Paul, während sie
ihm helfen wollte, aufzustehen.

»Ich kann mich jetzt nicht setzen«,
erwiderte sie. »Dazu ist keine Zeit ...«

»Dazu muss Zeit sein«, beharrte er.
»Jetzt.«

Sara setzte sich nicht. Aber sie
versuchte nicht länger, ihm auf die Beine
zu helfen.

»Stell keine Fragen«, bat Paul. »Hör

mir einfach nur zu. Am Ende wirst du alles verstehen.«

»Okay.« Ihre Stimme klang belegt. Der Moment hatte auf merkwürdige Weise etwas beinahe Feierliches. Und fürchterlich Bedrückendes.

»Es begann in Roslin, in Schottland ...«

»Im Roslin-Institut?«, unterbrach Sara ihn schon jetzt. Davon hatte sie gehört. Dort wurde vor Jahren das erste geklonte Schaf geboren ...

Paul ließ sich nicht aus dem Konzept bringen und fuhr fort: »Es war lange vor Dolly. Rutger Döberin, ein Mann aus Deutschland, arbeitete dort, und er hätte damals schon tun können, was erst später erreicht wurde. Man ließ ihn nicht, die

Welt war noch eine andere als zwanzig, dreißig Jahre später. Es gab Vorbehalte, man redete von Menschen, die Gott spielen wollten und so weiter. Der Streit hat sich bis heute nicht gelegt, auch wenn er eigentlich nur noch der Publicity wegen geführt wird.«

Paul räusperte sich, atmete zweimal tief und mühsam durch, ehe er weitersprach.

»Döberin war unzufrieden. Er fühlte sich unterfordert, eingeschränkt, eingesperrt wie in einem Käfig ... Er war ein gläubiger Mann. Er glaubte, Gott habe ihm dieses Talent geschenkt, um es an die Menschen weiterzugeben, zu ihrem Nutzen. Nur ließ man ihn nicht. Man versuchte, ihn abzuwerben, in die

private Forschung zu locken, aber er wollte sich nicht verkaufen. Bis das mit Jacob geschah.«

»Jacob?«, warf Sara ein.

»Sein Sohn«, erklärte Paul. »Im Haus der Döberins brach ein Feuer aus, in dem Jacob schlimmste Verbrennungen erlitt. Die Ärzte konnten ihm nicht mehr helfen, gaben ihn auf. Döberin hingegen war überzeugt, er könne das Schicksal seines Sohnes wenden. Nur standen ihm die Mittel dafür nicht zur Verfügung. In dieser Situation trat Wolff an Döberin und seine Frau heran.«

Da war er wieder, dieser Name: Wolff. »Nathan Wolff?«, stellte Sara die naheliegende Frage.

»Ja, Nathan Wolff. Er führte ProMed

»Was genau ist ProMed?«

»Die Firma, mit der sie ihre Arbeit finanzierten, nachdem ihnen in der modernen Zeit alle anderen Geldhähne zugedreht worden waren.«

»Wer sind *sie*?«

»Die Loge. Die Erben des Prometheus.«

Sara drohte schwindlig zu werden.

»Woher weißt du das alles?«, fragte sie Paul.

»Von ihm. Von Döberin.«

»Dieser Döberin ist hier? Er hat mit dir gesprochen?«

»Döberin spricht nicht mit mir. Aber das braucht er nicht, um mir zu verraten, was ihn bewegt – verstehst du?« Paul blinzelte ihr müde zu. »Und Döberin

bewegt seit damals nichts anderes mehr als diese Sache. Sie ist im wahrsten Sinn des Wortes sein Lebensinhalt. Es gibt nichts anderes mehr in ihm.«

Sara schluckte. »Erzähl weiter.«

»Wolff bot Döberin an, der Loge beizutreten. Dort stünde ihm alles zur Verfügung, was er brauchte, um seinen Sohn zu retten – oder um es wenigstens zu versuchen. Und das war mehr, als in jedem Krankenhaus, in jeder Spezialklinik der Welt möglich gewesen wäre.«

»Döberin willigte ein?«, fragte Sara. Allmählich fiel es ihr leichter, den Worten zu folgen und in diese Geschichte hineinzufinden.

»Ja. Er und seine Frau verpflichteten

sich der Loge, und sie wurden alle drei hierhergebracht.« Paul ließ kurz den Blick wandern.

»In dieses Labyrinth?«

»Es ist seit der Gründung der Loge ihr Sitz und ihre Wirkungsstätte; es wurde extra gebaut und so versteckt und verwinkelt angelegt, dass man die Forscher auch dann nicht so ohne weiteres aufstöbern konnte, wenn man einen der Zugänge fand.«

»Und was taten die Döberins im Dienst dieser Loge?«, fragte Sara mit belegter Stimme. Sie hatte eine recht gute und sehr beklemmende Vorstellung davon.

Pauls Antwort bestätigte, wie sie befürchtet hatte. »Sie haben Jacob

geklont.«

»Aber ... wozu?«

»Um ihm einen neuen Körper zu ...
bauen.«

»Mein Gott.« Sara schloss die Augen. Die schrecklichen Bilder, die in ihr aufstiegen – Bilder von einer Zuchtanlage, von Dutzenden tankartigen Behältern, in jedem davon Paul und Theo, gefolgt von blutigen Szenen -, sprangen sie an wie wilde Tiere und wollten nicht mehr von ihr ablassen.

»So war es nicht.« Paul berührte sie mit seiner Hand – *mit der Hand, die ihm noch verblieben ist, weil sie ihm die andere ...* -, und die Bilderflut legte sich. Ein wenig.

»Natürlich wollten sie möglichst

viele Klone schaffen. Aber von Hunderten Versuchen klappten am Ende nur zwei: Theo und ich.«

»Nur zwei?«, hakte Sara nach.

»Ja, nur zwei. Das heißt, es gab Theo, es gab mich – und es gab Jacob. Drei Teile eines Ganzen, wenn du so willst. Körper, Geist und Seele.«

»Drei Teile?« Sara sah ihn an, und ihre Augen weiteten sich. Hinter ihrer Stirn klickten Gedanken ineinander. Der eine, den sie zusammen formen wollten, schien jedoch so groß, dass er ihr den Kopf zu sprengen drohte. »Das klingt ja wie ...«, setzte sie an, nur wollte ihr der Rest nicht von den Lippen.

Paul nickte, um sie zu ermuntern, es ruhig auszusprechen.

»Trinität?«, sagte sie unsicher. »Du denkst an die Dreifaltigkeit?«

Paul hob vorsichtig die gesunde Schulter. »Liegt doch nahe, oder? Dass sich die Dreieinigkeit nicht nur auf Vater, Sohn und Heiligen Geist beschränkt, sondern an die Schöpfung weitervererbt wurde.«

Er verzog den Mund zu einem Grinsen, das Sara daran zweifeln ließ, ob er seine Worte tatsächlich ernst meinte. Nichtsdestotrotz hatte sie das Gefühl, als gewänne diese Geschichte eine Größe, unter der sie fürchtete, begraben zu werden.

»Wir wuchsen nicht in irgendwelchen Tanks heran, wie man sie aus Science-Fiction-Romanen und -Filmen kennt. Wir

wurden von leiblichen Müttern
ausgetragen. Ich von Roxane Fortier,
Theo von Döberins Frau. Und bis zu
unserer Geburt nahm alles seinen
geplanten Lauf.«

»Und dann?«

»Dann änderte Döberins Frau ihre
Meinung. Sie waren übereingekommen,
dass wir, die Klone, keine Menschen
seien, sondern ... Dinge. Man nahm
erste Versuche an uns vor,
experimentierte mit unserer Haut ...«

*Die Narben ... die identischen
Narben!*

»... um eine Art Mantel für Jacob zu
... züchten. Aber das funktionierte
nicht.«

»Was war mit Döberins Frau?«,

erinnerte Sara ihn.

»Sie bekam Mitleid«, erwiderte Paul.
»Sie fühlte mit und für uns. Sie konnte offenbar nicht anders, als wirkliche Kinder, Menschen, in uns zu sehen. Döberin redete auf sie ein, doch es nützte nichts. Sie plante, gemeinsam mit uns vor der Loge zu fliehen, und Dunleigh half ihr dabei.« Er räusperte sich kurz, dann fuhr er fort. »Dunleigh war ein Prometheus-Erbe. Welches seine Wissenschaft war, scheint Döberin vergessen zu haben. Oder diese Erinnerung wurde ausgelöscht von seinem Hass auf diesen Dunleigh, der sich mit seiner Frau ... angefreundet zu haben schien, während Döberin versuchte, ihren gemeinsamen Sohn zu

retten.«

»Die Flucht ist ihnen offenbar gelungen.«

»Ja, sonst wären wir nicht hier, oder?« Paul verzog den Mund. Es wurde nicht einmal mehr die Ahnung eines Lächelns daraus; das Sprechen laugte ihn aus. Doch er hörte nicht auf, und Sara wusste, dass es ihr nicht gelingen würde, ihn dazu zu überreden, dass er sich schonte.

»Sie flohen – und dabei kamen die Erben allesamt ums Leben, bis auf Döberin selbst und Roxane Fortier.«

Ein Satz, der ein Dutzend neuer Fragen nach sich zog. »Sie kamen ums Leben?«

»Sie setzten im Labyrinth ein

Betäubungsgas frei, um unbehellig verschwinden zu können. Dieses Gas muss entweder zu stark oder die Dosierung zu hoch gewesen sein, jedenfalls starben alle daran -außer Döberin und meine Mutter.«

»Und warum sie nicht?«

»Döberin war in dem Raum, in dem sich Jacob befand. Dort hatten sie das Gas offenbar nicht hingeleitet, um ihm nicht zu schaden; sein Zustand war kritisch und empfindlich. Und Roxane ... sie hat von Dunleigh ein Panazee bekommen.«

»Ein Panazee? Was ist das?«

»Ein ... Wundermittel. Eine Art universelles Gegengift. Eine Mischung aus der Hexenküche der Loge,

wahrscheinlich aus Dunleighs eigener Herstellung. Döberin wusste nichts davon.«

Ein Gegengift ...

In Sara klickte wieder etwas. Sie dachte an Berlin, an das Treffen mit Roxane Fortier, die Paul betäubt hatte und Sara selbst vergiften wollte. An den Mann, der ihr das Leben gerettet hatte. Und wie er es getan hatte.

»Dieser Dunleigh ... das ist Lorenz Hajek.« Und der Gedankenfaden spann sich wie von selbst weiter: »Sie nahmen neue Namen an. Aus Dunleigh wurde Lorenz Hajek, und aus Döberins Frau ... Katharina Lassing.«

»Und wir erhielten unsere Namen.« Paul nickte.

»Hat er euch denn nicht gesucht?«, wollte Sara wissen.

»Döberin blieb bei Jacob. Jacob lag im Koma, er durfte nicht allein gelassen werden.«

»Aber ...«, unterbrach Sara ihn, um Fassung ringend, »... wie konnte er denn überleben, all die Jahre? Er war doch ...«

»Sie hatten eine Nährlösung entwickelt, in der Jacob lag. Mehr weiß ich auch nicht.« Er wechselte zurück in den Fluss der anderen Geschichte.

»Döberin schickte also Roxane. Sie fand uns nicht, weil Dunleigh unseren Tod vortäuschte, einen Unfall ausnutzte, bei dem vier Menschen ums Leben gekommen waren. Döberin selbst

identifizierte die DNS-Proben, die Roxane ihm gebracht hatte. Sie stammten von seiner Frau, von Dunleigh und von uns. Keine Ahnung, wie Dunleigh dieses Manöver gelang. Das spielt wohl auch keine Rolle mehr.« Paul war jetzt fast zu erschöpft, um noch weiterzusprechen. Er musste sich jedes einzelne Wort abringen.

»Komm, lass uns gehen«, sagte Sara.
»Erzähl mir den Rest später.«

Paul ließ sich von ihr aufhelfen. Wenn auch nur, weil er nicht die Kraft hatte, sich zu widersetzen.

»Ich werde später zurückkommen, mit der Polizei, und wir holen Theo raus und legen dieser ganzen Mischpoke das Handwerk«, kündigte Sara an.

Paul unterbrach sie. »Er ist ein guter Vater. Er hat sich wirklich hingegeben für seinen Sohn, hat sein Leben für ihn geopfert. Verstehst du das?«

Sara wollte nicht darüber nachdenken, sie wollte nicht versuchen, es zu verstehen. Nicht jetzt. »Sein Sohn war so gut wie tot«, erinnerte sie ihn dennoch.

Sie erreichten die Tür. Sara blickte den Gang entlang nach links, dann nach rechts. Die Luft war rein.

»Das dachte er ja auch«, erwiderte Paul. »Döberin glaubte, es sei alles vorbei, und er wollte die Konsequenzen ziehen. Bis Jacob wach wurde, die Augen aufschlug, genau in dem Moment ...«

Unisono zuckten sie beide zusammen.
Ein Schuss fiel, irgendwo, und sein
Echo hallte sekundenlang nach.

Fio bog den Rücken durch, ihre Brust
wölbte sich nach vorn, als habe sie von
hinten ein Schlag getroffen.

Aber es war die Kugel aus Roxane
Fortiers Revolver gewesen.

Theo sah, wie Fios Finger ihre Kraft
verloren. Das Skalpell entglitt ihnen und
klirrte zu Boden. Sie suchte mit den
Händen nach Halt am Rand des Bottichs.
Langsam glitt sie daran hinab. Der
Blutfleck auf ihrem Rücken wurde

größer und dunkler.

Ein klatschender Laut löste Theos Blick von ihr, ließ ihn den Kopf drehen.

Der Mann, der sein Vater sein musste, hatte Fortier eine Ohrfeige versetzt. Und jetzt gab er ihr noch eine. Er hatte die kleine Tonfigur dabei nicht losgelassen. Eine Kante hinterließ einen blutigen Kratzer auf Fortiers blasiger Wange.

Es musste furchtbar wehtun. Doch sie stand nur da und schaute den Mann an.

Ihm flog Speichel von den Lippen, als er sie anbrüllte: »Bist du wahnsinnig? Weißt du, was du angerichtet hast?«

»Ich habe Jacob gerettet«, antwortete sie, und ihre Stimme wurde beim Sprechen zu der eines kleinen

Mädchens, als verberge dieses sich hinter der Maske dieser Frau.

»Einen Teufel hast du! Umgebracht hast du ihn!«

»Umgebracht? Aber ich ... Sie wollte ihn ...« Fortier deutete auf Fio, die sich am Bottich festkrampfte.

»Musstest du sie denn ... abknallen?« Er spie das Wort aus wie einen widerwärtigen Geschmack im Mund.

»Wie einen Hund? Ich brauche dieses Mädchen! Jacob brauchte dieses Mädchen!«

Jacob ...?

Theo drehte den Kopf und sah zu dem Gesicht des Mannes neben ihm.

Jacob ...

Es war, als sagte ihm dieser Name

etwas. Als sei ...

Nein, das war Unsinn.

Natürlich hatte er mittlerweile mehr als nur eine Ahnung davon, worum es hier ging, auch wenn er nichts über die Ursprünge und Hintergründe wusste.

Aber genetische Erinnerung ...?

Andererseits war da dieser ewige Albtraum vom Feuer, von den grässlichen Schmerzen, als würde ihm die Haut vom Leib gezogen – und dort lag ein Mensch, dessen Körper ein Feuer regelrecht zerstört hatte: Verbrennungen zweiten und vor allem dritten Grades, stellenweise sogar Verkohlungen ...

»Wer soll jetzt operieren?« Döberins Hand zermalmte das Tonfigürchen. Staub rieselte zwischen den Fingern

seiner Faust zu Boden.

»Rutger, du darfst mir nicht böse sein«, drängte Fortier. Immer noch sprach sie mit dieser dünnen Stimme, die so gar nicht zu dem passte, was sie wirklich war.

Er strafte sie mit Schweigen, und das schien sie härter zu treffen, als jedes Wort es vermocht hätte.

»Ich werde dir helfen«, sagte sie, und es klang geradezu widerlich unterwürfig.
»Wir finden jemanden, der ...«

»Du«, er bedachte sie mit einem abschätzenden Blick, »*du* hast genug getan.«

Sie wollte etwas erwidern, Theo hatte fast den Eindruck, als wolle sie sich vor diesem Rutger auf die Knie

werfen – als etwas sie alle drei unvermittelt ablenkte.

Zerbrechendes Glas, zähe Flüssigkeit, die sich auf den Boden ergoss.

Theo sah, wie der Glanz in Fios Augen im Erlöschen begriffen war, nachdem sie mit letzter Kraft die Verschlüsse der Seitenwandung des Bottichs gelöst hatte. Die gallertartige Masse darin schwappte über sie und drückte sie zu Boden.

Während über ihr der aufstand, den sie befreit hatte.

Irgendwo, irgendwann ...

*Seine Mutter hatte ihm einmal gesagt,
ein einziger Schlag eines
Schmetterlingsflügels könne die Welt
verändern.*

*In seinem Fall war es ein Lidschlag
gewesen, der die Welt, in der er
gefangen war, vor dem Untergang
bewahrte – den er doch herbeigesehnt
hatte.*

*Heute – und an jedem Tag seither –
wünschte er, die Augen nicht geöffnet
zu haben in jenem einen Moment, da
der Finger seines Vaters schon auf dem
Auslöser gelegen hatte, der dieser
kleinen, lichtlosen Welt den Untergang
gebracht hätte.*

Und ihm die Erlösung.

Die Erlösung von monatelangen Schmerzen, aus denen dieses Lidschlags wegen jahrelange geworden waren. Jahre, in denen es außer den Schmerzen nichts mehr gegeben hatte von dem, was sein kurzes Leben vorher ausgemacht hatte – keine Freude, kein Weinen, kein Lernen, kein Spielen, keine Liebe. Nur Leid. Und nichts, was ihn davon abgelenkt hätte. Ein Leben lang nur Schmerzen und den Glauben seines Vaters, er täte ihm Gutes damit, dieses Leben mit allen Mitteln zu erhalten.

Oder hatte Vater sich nur die eigene Einsamkeit vertreiben wollen, indem er ihn hier unten überall mit hinnahm, so

wie er selbst früher seinen Teddybären von Zimmer zu Zimmer geschleift hatte – nur hatten die Zimmer damals Fenster gehabt, durch die man in eine Welt hinaussehen konnte, in der es Tag und Nacht gab ...

Es war ihm nicht möglich, dieses Denken seines Vaters – oder überhaupt eines Vaters -nachzuvollziehen. Als Kind hatte er es noch nicht gekonnt – und später hatte er es nie gelernt.

Jetzt war der Moment für einen neuen Lidschlag gekommen.

Er war ein weiteres Mal erwacht. Etwas hatte ihm die Augen geöffnet. Das Gefühl, endlich nicht mehr allein in seiner Welt aus Schmerzen zu sein. Als streckten sich ihm Hände entgegen,

die ihm heraushelfen, ihn endlich befreien wollten.

Er bewegte sich. Es tat entsetzlich weh.

Dann stand er auf.

Ein Geschöpf, das sich wider seinen Schöpfer erhob.

Döberin starb so schnell und schmerzlos, wie Jacobs Martyrium lang und leidvoll gewesen war.

Einen Arm, der nicht zum feuchtnarbigen Rest seines Körpers passte, ausgestreckt, und das mit einer Anstrengung und unter Schmerzen, die

sein ohnedies verheertes Gesicht noch stärker entstellten, erhob sich der Junge, der über die Jahre nur gewachsen war, ohne zum Mann zu werden, und ging einen Schritt auf seinen Vater zu.

Theo konnte und wollte sich nicht vorstellen, was aus diesem Menschen geworden war, wie es tief drin in ihm aussehen musste. Was er selbst an der Oberfläche gesehen hatte, reichte, um sein Mitleid in ein Maß zu steigern, das ihn über eine Grenze hinaustrieb, von der er nicht einmal geahnt hatte, dass sie in einem Menschen existierte.

In einem Menschen ...

War er das denn? Ein Mensch? Nach allem, was auf der Hand lag, was er wusste, was er vor sich sah, unleugbar

wie ein Spiegelbild?

Natürlich war er ein Mensch. Er war *dieser* Mensch da, nur in anderer Gestalt, und er war sein eigener Herr.

Aber hatte er nicht immer das Gefühl gehabt, es fehle ihm etwas? Im Leben, in ihm selbst?

Es war nicht die Zeit, darüber nachzusinnen.

Jacob trat mit immer noch ausgestrecktem Arm weiter auf seinen Vater zu. Der breitete die Arme aus, wie um den Sohn in Empfang zu nehmen.

Theo sah jetzt die Nähte an der Schulter jenes Armes, der Jacob nicht gehören konnte. Dicke, schwarze Fäden, die bloße Haut mit rohem Fleisch verknüpften.

Die Hand dieses Armes berührte Döberin, sie *traf* ihn mit einer Wucht, die man in diesem angeflickten Arm nie vermutet hätte. Für einen Sekundenbruchteil lag die Hand wie ein weißer Krake auf Döberins Gesicht, dann wurde er nach hinten gestoßen, so heftig, dass er das Gleichgewicht verlor. Während er fiel, schlug er mit dem Hinterkopf gegen die Mauer.

Ein dumpfer, feuchter, knirschender Laut. Dann einen Moment lang Stille. Und in die Stille mischte sich Döberins Seufzen, mit dem ihm der letzte Atem entwich, bevor sein Blick starr wurde und er, schon tot, an der Wand nach unten rutschte.

Theo konnte das Geschehen nur

tatenlos verfolgen. Er war immer noch mit Riemen an den Tisch gebunden. Er zerrte daran, doch sie gaben nicht nach.

Jacob blickte kaum auf den Toten hinunter. Die Anstrengung, die verbotene Bewegung hatte die Nähte an seiner Schulter reißen lassen. Blut und eine fast klare Flüssigkeit rannen ihm über den Arm bis zu den Fingern hinunter. Sein Gesicht bewegte sich nicht weiter; sein Mienenspiel musste an seine Grenzen gestoßen sein.

Hatte Theo geglaubt, so etwas wie animalische Wut und Rachedurst hätten Jacob zu seiner Tat getrieben, sah er sich getäuscht. Jacob trieb etwas anderes an, er war auf ein anderes Ziel fixiert. Er schien lediglich entschlossen,

sich von nichts und niemanden den Weg dorthin verwehren zu lassen.

Roxane Fortier schrie auf. Aus großen, runden Augen blickte sie auf Döberin hinab. Sein Tod schien ihr förmlich den Verstand zu rauben, in jedem Fall aber den Halt. Fortier drohte zusammenzubrechen, und das nicht einfach nur körperlich. Theo wusste nicht, welche Beziehung zwischen ihr und Döberin bestanden hatte.

Unübersehbar war nur gewesen, dass sie ihn angehimmelt hatte wie ein kleines Mädchen seinen Vater, und dennoch war da eine Spannung zu spüren gewesen, die nichts mit den Gefühlen einer Tochter gemein haben konnte. Zugleich hatte kein Zweifel daran bestehen

können, dass diese Gefühle allein von Fortier ausgingen, ohne bei Döberin auf einen Widerhall zu stoßen.

Und Theo konnte sich nur einmal mehr darüber wundern, wie es ihm auf einmal möglich war, derlei Dinge aufzufangen und zu erkennen. Es war ein ... *gutes* Gefühl. Das Gefühl, gefunden zu haben, was ihm immer abgegangen war.

Der Lauf der Dinge zog Theos Augenmerk nach dieser gedankenvollen Sekunde erneut auf sich.

Fortier wollte an Jacob vorbei, schien sich auf den Toten werfen zu wollen.

Ein beiläufig wirkender Schlag Jacobs stieß sie zur Seite und zu Boden.

Theo hörte abermals einen unangenehmen Laut, der ihm beinahe selbst wehtat.

Im nächsten Moment war Jacob aus dem Raum und ließ nur Stille zurück, in der seine schleifenden, schweren Schritte sich entfernten.

Theo zog und zerrte an seinen Fesseln. Das raue Leder schien wie mit seiner Haut verwachsen.

Ein Ächzen. Theo wusste nicht genau, wie viel Zeit vergangen war, ein paar Minuten vielleicht.

Dann eine Melodie, voller Schwermut.

Fortier sumnte sie, schon im Aufstehen begriffen. Die Pistole in der Hand, ging sie ohne große Eile hinaus.

Theo würdigte sie keines Blickes, ebenso wie den Leichnam des Mannes, den sie auf ganz eigene Weise geliebt zu haben schien.

Die Melodie von ihren Lippen wurde leiser, verklang jedoch nicht ganz. Das Echo schien hinter ihr an den Wänden des Ganges da draußen haften zu bleiben wie Spinnweben.

Einmal mehr fiel Panik über Theo her wie ein Tier, dem er hilflos ausgeliefert war. Er sah sich ewig hier liegen, von niemandem gefunden, einen qualvollen Tod sterbend, verdurstend, verhungern, in seinem eigenen Dreck verreckend.

Plötzlich war sein rechtes Handgelenk frei. Er brauchte einen Moment, das zu begreifen, und als er die

Hand hob, glaubte er zu sehen, wie die Finger einer anderen davon abglitten.

So schnell er konnte, löste Theo die übrigen Riemen, die ihn festhielten, und schwang die Füße vom Tisch, stand auf. Seine Knie fühlten sich weich an. Er musste sich mit der Hand am Tisch abstützen und kurz warten, bis sich das Schwindelgefühl in seinem Kopf legte.

Dann ging er neben Fio in die Knie, die im Schatten zwischen dem nun leeren Bottich und dem Operationstisch lag, in einer großen, schimmernden Lache, die das Zeug aus dem Behälter gebildet hatte. Es hatte auch ihr Gesicht getroffen und dort schlierige Spuren hinterlassen.

Theo redete sich ein, es sehe nur deshalb so aus, als habe Fio blutige

Tränen geweint.

Er schloss ihr die Augen und machte sich auf die Suche nach Jacob.

Weit voraus sah er eine Gestalt um eine Ecke verschwinden. Fortier folgte Jacob, immer noch ohne Eile. Sie spazierte den Gang entlang, nach wie vor diese gespenstisch schöne Melodie summend.

Nackt rannte Theo los, ihr nach. Er hatte die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als auch sie um die Gangbiegung verschwand. Sekunden später erreichte er die Stelle. Dahinter führte eine Treppe nach oben. Die Schritte zweier Menschen waren zu hören.

Theo lief weiter, zwei Stufen auf

einmal nehmend. Dann sah er Fortier wieder vor sich. Sie hatte gerade einen Treppenabsatz erreicht.

Theo erkannte, dass sie auf ihn aufmerksam geworden war. Er hatte aber auch nicht versucht, sich an sie heranzupirschen. Eigentlich wusste er gar nicht, was er da tat und warum. Das wurde ihm erst in dem Augenblick klar, da Fortier sich gleich umdrehen, die Pistole auf ihn richten und abdrücken würde.

Theo flog auf sie zu, bevor dies geschehen konnte. Seine vorgestreckten Fäuste trafen sie in den Rücken, stießen sie nach vorn. Sie taumelte auf die Wand zu, prallte dagegen.

Ein Schuss löste sich, krachend.

Theo hörte das Splittern von Stein und sah, wie Fortier plötzlich zusammenzuckte und sich dann versteifte.

Schwer und unbeweglich wie eine vom Sockel kippende Statue, fiel sie um.

Für Sekunden lag sie ganz still, dann sumnte sie wieder, eine neue Melodie diesmal, die ihr nicht nur über die Lippen zu kommen, sondern tief aus ihrem Innersten aufzusteigen schien.

Über ihrer Brust saugte sich der Stoff ihres Sweatshirts mit Blut voll. Theo sah die helle Kuhle im dunklen Stein der Wand, von wo die Kugel, die sich aus der Pistole gelöst hatte, abgeprallt war und Fortier getroffen hatte.

Irgendwie schaffte sie es, die Hand

mit der Waffe noch zu heben und den Lauf auf Theo zu richten. Nur fehlte dem Finger am Abzug schon die Kraft, als sei das Leben daraus als Erstes gewichen.

Theo drückte ihre Waffenhand beiseite. Die Faust löste sich um den Pistolengriff. Er musste an Lorenz Hajek denken und hob die Waffe nicht auf. Und er wartete auch nicht, bis Roxane Fortier gestorben war.

Er lief die restlichen Stufen empor. Am Ende der Treppe stieß er auf einen Durchgang in der Mauer. Dahinter lag ... ein unterirdisches Wohnzimmer, mit Möbeln, Kamin, Bildern an den Wänden, Teppich auf dem Boden.

Jacob stand vor einem der Bilder, die Hand erhoben, wie um darauf zu zeigen.

Es war ein Mosaik. Theo erkannte das Motiv, auch wenn es nur stilisiert dargestellt war: Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte – in Form einer Kerzenflamme, die er auf der flachen Hand trug.

Es war das letzte Mal, dass Theo das Rautensymbol sah, das ihn letztlich bis hierher geführt hatte.

Dann rumorte es hinter den Wänden, über der Decke, unter dem Boden.

Und die Flut kam.

Der Schuss war verklungen. Sara hatte nicht herauszufinden versucht, wer da

geschossen hatte und auf wen und wo. Sie hatte Paul bei sich, und er musste raus aus diesem Labyrinth, er brauchte Hilfe. Jede Sekunde zählte. Und dann würde sie mit Hilfe zurückkehren ... Jedenfalls redete sie sich das ein, mit leidlichem Erfolg. Das Gefühl, Theo im Stich zu lassen, um den sie sich auf eigene Weise nicht weniger sorgte, war stärker.

»Du musst mich hier lassen«, sagte Paul, der schwer an ihr hing. Seine Worte waren kaum noch zu hören.

Sara blieb stehen, die Finger fest um das Gelenk seiner Hand geschlossen, mit der er sich auf ihre Schulter stützte. Der Verband um Pauls Amputationswunde war inzwischen fast überall rot; Blut

quoll darunter hervor und lief über seinen nackten Brustkorb zur Hüfte hinab.

»Ich lass dich nicht hier. Wir schaffen das. Du darfst nur nicht aufgeben, verdammt!«, entgegnete sie und wollte sich wieder in Bewegung setzen – als zwei Dinge geschahen.

Der ganze Komplex schien zu erzittern, wie von Riesen Händen geschüttelt.

Ein dumpfes Grummeln wie aus dem Bauch eines hungrigen Ungetüms klang auf und wurde lauter, erhob sich zum Donnern, zum Brüllen.

Dann kam das Wasser.

Es barst aus Öffnungen in den Wänden, die den Anschein erweckt

hatten, als hätte man dort nur vergessen, einen Stein einzufügen. Jetzt wurden diese Löcher zu gesichtslosen Wasserspeiern. Und es waren *viele*.

Sara erstarrte. Paul drohte neben ihr zusammenzusacken.

Sie fragte sich zwar, was da geschah, versuchte aber nicht, es sich zu erklären. Jetzt kam es nur auf eines an.

»Schnell!«, rief sie über das Rauschen des Wassers hinweg, das ihnen schon bis über die Knöchel reichte und rasend schnell weiter stieg. Es schäumte von hinten und vorne durch den Gang auf sie zu.

»Es hat keinen Sinn«, gab Paul zurück. »Mit mir schaffst du das nicht.«

»Wir schaffen das!«

Er sah sie an. Das Wasser, es roch brackig und war von Schlamm durchsetzt, ging ihnen nun bis zu den Hüften.

»Das ganze Netz wird mit Flusswasser geflutet«, sagte Paul. »Eine Art

Selbstzerstörungsmechanismus, der einst eingebaut wurde für den Fall, dass die Loge entdeckt würde, um alles zu vernichten.« Er schluckte. »Döberin wollte ihn damals schon auslösen – da schlug Jacob die Augen auf, und Döberin schöpfte Hoffnung ...«

Es war Sara inzwischen egal, was sich damals zugetragen hatte. Sie zog Paul weiter. Er schaffte noch drei Schritte, dann konnte Sara ihn kaum

mehr festhalten.

»*Du* musst es schaffen«, sagte er leise, aber mit erschreckend fester Stimme. Sein Blick ruhte noch immer auf ihr.

Das Wasser erreichte ihre Brust. Es zerrte wie mit Händen an ihren Beinen. Paul hätte die Strömung schon mitgerissen, wären ihre Arme nicht um ihn geschlungen gewesen.

»Wir ...«

Sara verstummte. Das Gefühl von vorhin, so als führten sie einen wortlosen Dialog, der nur ihrer Blicke bedurfte, kehrte zurück. Und Paul verriet ihr ein Geheimnis.

Für einen Moment hatte Sara alles Zeitgefühl verloren. Jetzt erkannte sie,

dass sie so lange dagestanden hatten, um den brodelnden Wasserspiegel bis unter ihr Kinn steigen zu lassen.

Von Paul war nur noch das Gesicht zu sehen.

Sara ließ ihn nicht los. Alles in ihr schrie danach, es zu tun. Ihre Arme taten weh, als würden sie ihr jeden Moment aus den Gelenken gerissen. Doch sie hielt ihn eisern fest.

Dem Wasser, der Strömung wohnte ungeheure Kraft inne.

Sara schloss die Augen, biss sich Zunge und Lippen blutig vor Verzweiflung und Anstrengung.

Als sie die Lider wieder aufschlug, war Paul nicht mehr da.



Das Mobiliar schwamm und trieb im Wasser, das kalt brodelnd in die Höhe stieg und den Raum zu füllen begann.

Theo, schon bis zur Brust im Wasser, watete auf Jacob zu. Der wich vor ihm zurück. Als Theo ihn endlich erreichte, stand ihnen das Wasser bereits bis zum Hals. Und es stieg noch höher.

Theo machte automatisch Schwimmbewegungen.

Jacob nicht.

Ob er es nicht konnte oder nicht wollte ... Theo hatte eine Ahnung, er dachte jedoch nicht weiter darüber nach.

Wie tot schwebte Jacob vor ihm im trüben Wasser. Über ihnen schlug

irgendetwas Funken, dann wurde es noch dunkler. Fast blind schob Theo die Hände unter die zernarbten Achseln Jacobs, schloss die Arme um seine Brust, versuchte Wasser tretend mit ihm nach oben zu schwimmen.

Es ging mühsam. Und sie waren langsamer als das steigende Wasser. Es erreichte die Decke vor ihnen.

Theo hatte fast keine Luft mehr. Es wunderte ihn, dass sie so lange gereicht hatte. Der Drang, den Mund zu öffnen, den irrsinnigen Versuch zu wagen, Wasser zu atmen, wurde fast übermächtig.

Aber noch war er es nicht.

Und Theo leistete Übermenschliches. Es war mehr als nur Todesangst, die ihn

zu Höchstleistungen trieb, derer ein Mensch im Alltagsleben nicht fähig war. Weil es um mehr ging als nur um sein Leben -es ging auch um Jacob, doch auch nicht nur um dessen Leben. Es ging um das, was sie *zusammen* waren. Theo hatte das tief sitzende Gefühl, ohne Jacob weder leben zu können noch es zu dürfen. Sie mussten *alle* leben, sie *konnten* nur so leben – wenn *keiner* starb. Weil sie mehr verband als nur das gleiche Blut, wie es Brüder untereinander und Eltern mit ihren Kindern teilten.

Sie waren *eins*.

Natürlich sprach das aller Theorie zuwider. Wer aber hatte denn je die Praxis erfahren, wer hatte erlebt, was

sie erlebten? Wer konnte mit ihnen fühlen?

Theo wusste, er hätte sich in diesem Punkt niemandem begreiflich machen können. Was sie waren, was mit ihnen geschah, das konnten nur sie verstehen. Weil es in ihnen steckte. Wie etwas Schlafendes, das nur geweckt werden musste – und geweckt worden war es durch die Nähe der anderen: der eine hatte geweckt, was von ihm im anderen steckte.

Verrückt ..., dachte Theo.

Aber wahr ..., dachte Jacob.

Die Strömung saugte an ihm, als er versuchte, unter Wasser die längst aufgeplatzte Tür des gefluteten Zimmers zu erreichen. Ein bemitleidenswertes

Unterfangen.

Irgendwo musste es doch nach oben und draußen gehen, und wenn sie sich von der richtigen Strömung mitreißen ließen ...

Da seid ihr ja ...

Irgendetwas prallte gegen Theo. Jemand. Wieder überkam ihn das Gefühl, in einen Spiegel zu schauen. Im allerletzten Licht von irgendwoher blickte Theo zum ersten Mal in das Gesicht Paul Finns, seines Art- und Leidensgenossen.

Und im selben Moment erlosch etwas in ihm wie eine Kerzenflamme, die jemand ausblies. Der eben noch verzweifelte Wunsch zu überleben war auf einmal nicht mehr da. Auf eine

Weise, die Theo nicht einmal selbst begriff, schien er sein Ziel erreicht zu haben.

Pauls Fingerspitzen suchten und berührten Theos und lösten sich nicht mehr von ihm.

Ein Gefühl, wie Theo es noch nie verspürt hatte, überkam ihn. Er fühlte sich *ganz*. Als fehlte es ihm an *nichts*.

Erfüllter konnte ein Leben unmöglich sein.

Ihre Blicke fanden sich. Synchron öffneten sie alle drei den Mund. Wie um zum allerersten Mal etwas zueinander zu sagen.

Aber es war nur der letzte Atem, der ihnen entwich. Sich umtanzend, stiegen die silbernen Blasen nach oben, eine

Helix, die sich für einen Moment
zusammengefügt hatte und dann unter der
Allkraft des Wassers zerstob.

15. APRIL

WASSERSCHADEN AN DER UNIVERSITÄT NOCH NICHT ABZUSCHÄTZEN

WIEN. – IN DER VERGANGENEN NACHT KAM ES IM HAUPTGEBÄUDE DER UNIVERSITÄT WIEN ZU EINEM BETRÄCHTLICHEN WASSEREINBRUCH. DIE URSACHE IST NOCH UNGEKLÄRT. ES IST DIE REDE VON EINEM BISLANG NICHT BEKANNT GEWESENEN NETZ AUS UNTERIRDISCHEN GÄNGEN, DAS WEIT ÜBER DAS GELÄNDE DER UNIVERSITÄT HINAUSZUREICHEN SCHEINT. DORT UNTEN, SO HIEß ES,

MÜSSE ES ZU EINER ÜBERFLUTUNG
GEKOMMEN SEIN. DENKBAR SEI EIN
EINSTURZ INFOLGE VON
ERSCHÜTTERUNGEN, DIE VON EINER
BAUSTELLE HERRÜHRTEN. DAS
WASSER STAMME JEDENFALLS, WIE
MAN INZWISCHEN FESTGESTELLT
HABE, AUS DER DONAU. DER IN DER
UNIVERSITÄT ENTSTANDENE
SACHSCHADEN LASSE SICH NOCH
NICHT BEZIFFERN, ER SEI JEDOCH
»BETRÄCHTLICH«. PERSONEN SEIEN
GLÜCKLICHERWEISE NICHT ZU
SCHADEN GEKOMMEN ...

WIEN, INNERE STADT, MITTAG

Sara, die vor dem Kaffeehaus *Prückel* in der allmählich kräftiger werdenden Frühjahrssonne saß, legte die *Kronen Zeitung* beiseite, nahm den Löffel und rührte ihren »Kaffee verkehrt« um, den sie eigentlich nur des Namens wegen bestellt hatte. Beinahe enttäuscht hatte sie feststellen müssen, dass es sich um nichts weiter als einen Milchkaffee handelte.

Als hätte sie keine größeren Sorgen.

Nur, hatte sie die denn? War nicht alles vorbei, ausgestanden? War nicht alles wieder so in ihrem Leben, wie es bis vor zwei, drei Wochen gewesen war?

Sie kam sich schäbig vor bei diesem Gedanken. Verdrängen ließ er sich

trotzdem nicht. Auch wenn die Trauer, die in ihr war, sich mit Macht dagegenstemmte.

Ja, es war wieder alles so, wie es bis vor Kurzem gewesen war. Aber sie hatte viel verloren ...

Durch die Sonnenbrille, die nicht nur ihre Augen schützen, sondern ihr Gesicht verstecken sollte, blinzelte sie ins Licht des Tages, bis ein Schatten auf sie fiel. Ein im Dienst ergrauter, livrierter Ober kam an ihren Tisch.

»Darf ich?«, fragte er, den Blick auf die beiseite gelegte Zeitung gerichtet.

Sara nickte nur. Der Ober nahm die Zeitung mit und verschwand stumm und lautlos wie ein Geist.

Personen seien glücklicherweise

nicht zu Schaden gekommen ...

Leichen hatte man also keine gefunden.

Es war, als hätte es nie gegeben, was es nicht geben sollte oder durfte. Als hätten all diese *Menschen* nie existiert.

Ein schrecklicher Gedanke, der in Sara ein riesiges Loch grub, von dem sie nicht wusste, was die Leere darin je füllen könnte. Dann musste sie wieder an das Geheimnis denken, das Paul ihr verraten hatte, und versuchte daran zu glauben, es könne etwas geben, das diese Lücke in ihrem Leben schließen würde, diese Wunde, die die Ereignisse der vergangenen Tage in ihr gerissen hatten.

Die Ereignisse ...

Sara verstand nicht alles, was geschehen war. Weil sie nicht alles wusste. Und vielleicht verstand und wusste niemand alles, was es zu verstehen und zu wissen gab. Vielleicht verfügte jeder nur über ein paar Steinchen dieses Mosaiks, die zusammen ein Bild ergäben. Ein Bild, das nun nie jemand sehen würde – obwohl irgendwo, und daran glaubte sie ganz fest, wieder vereint war, was nie hätte getrennt werden dürfen, was von Anfang an zusammengehört hatte, so stark, dass die drei Teile des Ganzen einfach wieder zueinander finden *mussten*.

Sara seufzte, legte Geld auf den Tisch, steckte den Schlüssel ein, mit dem ihre Finger scheinbar unentwegt

spielten, seit sie ihn in ihrer Hosentasche gefunden hatte, und wandte sich zum Gehen.

EPILOG

DAS SCHICKSAL DES MENSCHEN
IST DER MENSCH.

BERTOLT BRECHT: *DIE MUTTER*

28 JAHRE SPÄTER

WIEN, INNERE STADT

»Es tut mir sehr leid, das zu hören«, sagte der Mann im Anzug, und seine Miene drückte echtes Beileid aus.

»Danke, das ist sehr freundlich«, erwiderte der junge Mann.

Der Mann im Anzug, Direktor des Privatbankhauses, machte eine einladende Geste, ihm zu folgen, und ging voraus. Der Teppich schluckte jedes Geräusch seiner Schritte. Die Menschen, alle tadellos gekleidet, arbeiteten scheinbar lautlos an ihren Schreibtischen. Nicht einmal die

Stimmen derjenigen, die gerade telefonierten, waren wirklich zu hören.

Hinter dem Direktor stieg er die Marmortreppe ins Kellergeschoss hinunter.

»Ich kann mich noch an den Besuch Ihrer Frau Mutter erinnern«, sagte er.

Das fand der junge Mann erstaunlich, es sprach aber auch für den ganz persönlichen Service dieses Hauses. Es musste etliche Jahre her sein, dass seine Mutter hier gewesen war. Er jedenfalls konnte sich nicht an einen Besuch in Wien erinnern. Und er erinnerte sich an jeden Tag des Lebens mit seiner Mutter. Bis der Krebs sie umgebracht hatte.

Der Gedanke daran würde nie aufhören wehzutun, die Erinnerung an

diese letzten Momente, da seine Mutter mager und blass im Bett gelegen und nur friedvoll schlafend ausgesehen hatte, bis sie in immer größeren Abständen förmlich nach Luft geschnappt hatte. Bis ihr Atem versagte.

Am Tag vor ihrem Tod hatte sie ihm den Schlüssel gegeben, um den der Bankdirektor, ein freundlicher, älterer Herr, ihn jetzt bat. Mit einem dankenden Nicken nahm er ihn entgegen und schob ihn ins Schloss, nachdem er seinen Schlüssel im anderen schon gedreht hatte. Dann ließ sich das Fach mit der Nummer 333 öffnen und die Schublade herausziehen.

In der Mitte des Schließfachraums stand ein Tisch. Darauf stellte der

Direktor die Lade ab. Er deutete auf ein Sensorfeld in der Ecke des Tisches.

»Rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen.« Dann entfernte er sich, wieder ohne ein Geräusch zu verursachen.

Jakob trat an den Tisch und blickte auf den Deckel der Schließfachlade hinab. Sein Gesicht spiegelte sich in der glatten Oberfläche, und für einen Augenblick glaubte er, auch das seiner Mutter darin zu sehen.

»Ich habe lange gebraucht, um herauszufinden, was dieser Schlüssel aufschließt«, hatte sie gesagt, als sie ihm den Schlüssel fest in die Hand gedrückt hatte, dazu einen Zettel mit der Adresse der Bank und die Nummer des

Schließfachs.

Was sich darin befand, hatte sie ihm nicht verraten.

»Du wirst schon sehen. Und dann wirst du alles verstehen. Und du wirst entscheiden müssen, was du damit tust.«

Über ihren Tod und all die Angelegenheiten, die danach zu regeln und zu ordnen gewesen waren, hatte er den Schlüssel beinahe vergessen. Und vielleicht hätte er ihn sogar verloren, wäre er auf dem Weg zur Reinigung nicht aus der Tasche der Hose, die er an jenem Tag getragen hatte, gerutscht und vernehmlich zu Boden geklumpert.

Er war nicht Hals über Kopf nach Wien aufgebrochen. Er hatte sogar tagelang überlegt. Hatte sich gefragt,

was es wohl sein mochte, das in diesem Schließfach ruhte und von seiner Mutter als Geheimnis gehütet wurde. Er hatte sich gefragt, ob er es überhaupt wissen wollte, ob es ihm Dinge verraten würde, die besser im Verborgenen blieben.

Und ebenso zögernd stand er jetzt vor dem Tisch. Bis seine Hände sich endlich hoben und den Deckel der Lade aufklappten.

Obenauf lag ein Notizbuch. Jahre alt, das Papier an den Rändern gelb. Beschrieben war nur eine Seite – mit einem großen Plus- und einem großen Minuszeichen, darunter jeweils eine Strichliste.

Was immer hier auch mit Strichen gezählt worden war, der Punktestand

war ausgeglichen: zweiundvierzig zu zweiundvierzig.

Weiter hinten steckte ein Foto zwischen den Seiten. Jakob zog es heraus. Es zeigte ...

»Yash?«, wunderte er sich, als er einen der wenigen Freunde seiner Mutter erkannte, nur zwanzig, dreißig Jahre jünger als heute.

... und einen anderen Mann.

Jakob schluckte. Sein Herz klopfte schneller.

War das sein Vater?

Wenn er es war, dann sah Jakob ihn jetzt zum ersten Mal. Seine Mutter hatte stets gesagt, es gäbe keine Bilder von ihm. Er sei sehr ... scheu gewesen.

Er legte das kleine Buch zur Seite,

das Foto behutsam darauf. Dann nahm er den Paken von Hand beschriebener und zusammengehefteter Blätter aus der Box. Die Schrift identifizierte er als die seiner Mutter. Sein Blick flog nur darüber, aus irgendeinem Grund wollte es ihm jetzt nicht gelingen, sich auch nur auf ein Wort zu konzentrieren.

Er legte die Seiten weg und holte heraus, was darunter gelegen hatte.

Ein Buch. Ein altes Buch. In Leder gebunden. In den Deckel war ein Symbol geprägt, das ihn an eine stilisierte Flamme erinnerte.

Er nahm das Buch heraus und sah, dass es nur eines von mehreren, gleichartigen war, die sich darunter stapelten. Dann klappte er das Buch in

seiner Hand auf. Der Geruch von Papier, Leim und Tinte stieg ihm in die Nase.

Auch die Seiten dieses Buches waren handschriftlich gefüllt worden. Wie die der anderen.

Das letzte Buch, das er zur Hand nahm, war das älteste. Das Leder, in das es gebunden war, war so dunkel, dass es beinahe schwarz wirkte. Es war das einzige, dessen Deckel nicht nur das Rautenzeichen zeigte. In Frakturschrift war auch ein Titel darin verewigt.

Das Gefühl, das aus diesem Buch durch seine Finger und in ihn hineinzufließen schien, sagte ihm mit aller Gewissheit, dass dieses *Erbe des Prometheus* nicht nur zugleich *sein* Erbe war, sondern auch das vieler, vielleicht

sogar *aller* Menschen.

Und das lag nun in seiner Hand.

ENDE

DANKESCHÖNS

Ein Buch ist für seinen Autor wie der Rucksack eines Wanderers, der einen langen Weg zurücklegt: Mal trägt sich dieser Rucksack leicht, dann wieder scheint er so schwer, dass man ihn am liebsten in den Graben werfen möchte. Und fortwährend ändert sich der Inhalt dieses Rucksacks, bis man endlich das Ziel vor Augen sieht und weiß, dass man mit dem auskommt, was von Anfang an darin steckte.

Unterwegs begegnet unser wandernder Autor aber auch vielen Menschen, die ihm alle etwas mitgeben und denen er zu Dank verpflichtet ist.

Dieses Buch gäbe es nicht ohne meinen Lektor Jan Wielpütz, der die Geduld für sich gepachtet hat und nie um eine Idee verlegen ist. Im gleichen Zuge danke ich auch meiner Lektorin Angela Küpper, die mir half, aus einem Manuskript einen Roman zu machen, und meinem Agenten Peter Molden für seine Motivation, die stets zur rechten Zeit kam.

Schaue ich weiter nach hinten, erinnere ich mich an die ersten Begegnungen mit meinen späteren Kollegen, Mentoren und Freunden Manfred Weinland und Werner Giesa sowie mit meinen ersten Lektoren Michael Schönenbröcher und Peter Thannisch. Auch ohne sie gäbe es dieses

Buch nicht. Sie haben mir Türen geöffnet, die mir sonst vielleicht verschlossen geblieben wären.

Noch weiter zurück liegt der Zuspruch meines damaligen Deutschlehrers Manfred Miller, ohne den ich womöglich nicht geglaubt hätte, ich könnte Schriftsteller werden.

Die Stützen dieses Buches, ganz links und ganz rechts, vorne und hinten, gestern und heute also, sind zwei Menschen, denen ich darüber hinaus von Herzen danke: meiner Mutter Edith, die mich vor vielen, vielen Jahren ihre kleine Schreibmaschine kaputt hacken ließ und mir dann, anstatt böse zu sein, eine neue kaufte – und meiner Frau Sandy, die geduldig meine Launen

erträgt, wenn ich oft tagelang nur
körperlich anwesend und im Geist in
einer anderen, meiner eigenen Welt,
wenn auch nicht besseren Welt weile.

Ich danke euch allen.

Timothy Stahl
Sommer 2008
Las Vegas, USA

Timothy Stahl, in den USA geboren, wuchs in Deutschland auf, wo er beruflich als Redakteur für Tageszeitungen und als Chefredakteur eines Wochenmagazins tätig war. 1999 kehrte er in die USA zurück und arbeitet seitdem als Autor und Übersetzer. Timothy Stahl lebt mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen in Las Vegas, Nevada.